



**Edgar Wallace**

## **Im Banne des Unheimlichen**

**Non-profit ebook by tg**

Dr. Joshua Laffin wird zum dem Prior der »Stolzen Brüder von Ragusa« gerufen. Das kommt dem gewissenlosen Arzt sehr gelegen, denn schon lange interessiert er sich für die Schatzkammer des Geheimbundes.

Eins steht für Laffin fest: Der Prior wird sterben – und zwar so bald wie möglich ...

ISBN: 3-442-00117-X

Original: THE HAND OF POWER

Aus dem Englischen übertragen von Gregor Müller

Verlag: Wilhelm Goldmann

Erscheinungsjahr: 1/82 -14. Auflage

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München

Umschlagfoto: Richard Canntown, Stuttgart

Gesamtherstellung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh

Herausgegeben von Friedrich A. Hofschuster

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

# 1

Der Sturmwind peitschte den Regen über die kahlen Flächen des alten Brachlandes von Dartmoor. Betty Carew vernahm sein Heulen und Pfeifen trotz des Rasselns und Fauchens des alten Motors, der den steilen Hügel hinaufkeuchte.

Die Lichter von Tavistock waren schon lange nicht mehr zu sehen. Bis Princetown hatten sie noch drei Meilen zurückzulegen – eine einsame Strecke bei dem tobenden Sturm, und der Regen trieb feine, nadscharfe Eisteilchen ins Gesicht. Der alte Mann mit dem gelben Gesicht, der am Steuer saß, schwieg. Er hatte seit Tavistock noch keine Silbe gesprochen, und es war vorauszusehen, daß er bis Exeter oder darüber hinaus sein Schweigen unter keinen Umständen freiwillig brechen würde.

Der alte Wagen arbeitete sich mühsam, gleitend und schleudernd die gewundene Straße empor. Bei jedem heftigen Stoß überkam das Mädchen eine Anwendung von Seekrankheit.

Auf dem Kamm angelangt, empfing sie das ganze Ungestüm der Böen, deren Gewalt manchmal den Wagen fast zum Stehen brachte. Der Regen klatschte wütend gegen die Windschutzscheibe. Trotz herabgezogener Hutkrempe peitschte er unbarmherzig das Gesicht des Mädchens, so daß es unerträglich schmerzte.

»Glaubst du nicht, daß es klüger wäre, nach Tavistock zurückzufahren?«

Sie hatte schreien müssen, um gehört zu werden.

»Nein!« kam die Antwort wie ein Pistolenschuß, und sie sagte nichts mehr.

Dr. Laffin hatte den Wagen aus alten Heeresbeständen

billig erworben, und das Fahrzeug hatte schon vor dem Krieg ein ehrwürdiges Alter gehabt. Aber es tat noch immer seinen Dienst und gab seinem Besitzer die Genugtuung, sich zeitgemäßer Sparsamkeit befleißigt zu haben. Der Arzt besaß auch ein kleines Gut am Rande des Moores. Eigentlich war es nicht viel mehr als ein Bauernhof mit kümmerlichem Boden, in dem der Pflug ständig auf Steine stieß. Der Pächter beklagte sich auch regelmäßig, zahlte aber nur sehr unregelmäßig Zins. Ein Stück eigenen Bodens zu besitzen bedeutete jedoch für Dr. Laffin ein so erhebendes Gefühl, daß er alle Mängel seines Gutes übersah.

Westlich von Princetown flaute der Wind allmählich ab. Der Wagen kam wieder mit normaler Geschwindigkeit voran.

»Du willst doch nicht etwa heute nacht weiter als bis Exeter fahren?« fragte das Mädchen beunruhigt.

Es schien ihr gar nicht so unmöglich, daß er es sich in den Kopf gesetzt haben könnte, bei diesem schrecklichen Wetter noch bis London durchzukommen.

»Ich weiß nicht«, gab er kurz zurück.

Betty hätte ihm gern etwas Unangenehmes erwidert, hielt sich aber klugerweise zurück. Sie fuhren an Feldern vorbei, die zur Strafanstalt gehörten. Die Scheinwerfer des Wagens beleuchteten für einen Augenblick den häßlichen Torbogen des Gefängnisses, wobei hinter dem Gittertor die Gestalt eines Wachpostens sichtbar wurde. Warm eingehüllt, auf sein Gewehr gestützt, stand er da. Eine Minute später hatten sie Princetown hinter sich und befanden sich wieder auf dem offenen Moor, über das der Wind noch ziemlich frisch dahinstrich.

Trotz des Ölzeuges, das Betty anhatte, war sie bis auf die Haut durchnäßt. Es fror und hungerte sie, und zum

erstmals in ihrem Leben sehnte sie sich nach dem düsteren Haus in der Camden Street zurück. Zu ihrem größten Erstaunen begann der Mann am Lenkrad plötzlich zu sprechen.

»Das ist besser als Theaterspielen!«

Betty zuckte zusammen und schloß resigniert die Augen.

Theaterspielen! Wenn nur ihr Engagement bei der Wandertruppe nicht ein so plötzliches Ende gefunden hätte – ausgerechnet in Tavistock und durch einen boshaften Zufall gerade an dem Tag, als Dr. Laffin seinen halbjährlichen Besuch auf seiner ›Besitzung‹ abstattete.

»Das hier ist lebendige Wirklichkeit ...«

Laffins Stimme übertönte das Heulen des Windes und das Gerassel des Wagens. Er ließ einen Augenblick das Lenkrad los und hob nachdrücklich bekräftigend die Hände.

Da leuchtete vor ihnen, mitten auf der Straße, ein kleines rotes Licht auf.

Der Wagen kam wankend und zitternd zum Stehen, noch bevor sie die Gestalt, die die rote Laterne emporhielt, genau erkennen konnten. Es schien ein Mann in einem langen, enganliegenden, einer Mönchskutte ähnelnden Gewand zu sein. Sein Kopf wurde von einer Kapuze völlig verhüllt, so daß man nur durch kleine Schlitze im Tuch die Augen funkeln sah.

»Bitte, kann ich mit Ihnen sprechen?« fragte der Vermummte.

Nun erst sah Betty, daß er einen ebenso unheimlich gekleideten Begleiter neben sich hatte, der sich jedoch stumm verhielt.

»Was ist denn los? Was soll dieser Mummenschanz bedeuten?« fuhr Dr. Laffin die beiden an.

Der Mann mit der Laterne trat näher an ihn heran und flüsterte ihm etwas so leise zu, daß Betty es nicht verstehen konnte.

»So, so – das trifft sich gut, ich bin nämlich ...« Auch Dr. Laffins Stimme sank zum Flüstern herab. Dann sagte er: »Ich werde nur den Wagen an den Straßenrand fahren. Und du –«, wandte er sich an das Mädchen, »du wirst ruhig darin sitzen bleiben!«

»Hier?« schrie sie entsetzt auf. »Mitten in der Einöde von Dartmoor – ganz allein?«

»Dieser Herr wird dich beschützen. Du hast übrigens nichts zu befürchten, sonst würde ich dich nicht verlassen.«

Er zeigte auf den zweiten ›Mönch‹, der außerhalb des Lichtkegels der Scheinwerfer stand.

Betty antwortete nicht, sie sah nur Laffin und seinem mysteriösen Begleiter nach, die rasch in der Dunkelheit verschwanden.

Der zweite Mann blieb völlig bewegungslos stehen. Vergeblich versuchte sie, ihre Augen von seinem ver mummtten Gesicht abzuwenden.

Laffin war etwa eine halbe Stunde weg, als ein Ton die Luft durchzitterte, der die gruselige Nacht noch unheimlicher machte. Es waren die dumpfen Schläge einer großen Glocke. Betty lauschte gespannt, woher der Klang käme.

Dong!

Wieder und wieder ...

Dann hörte man ferne Stimmen – tiefe, gedämpfte Männerstimmen, die einen Choral sangen.

Dong!

Das Mädchen zitterte an allen Gliedern. Was hatte das

alles zu bedeuten? Sie sah erregt um sich. Der Mann stand noch immer auf dem gleichen Platz wie vorher und wartete. Worauf? Sie hatte das Gefühl, daß er angestrengt lauschte.

Eine Stunde war vergangen, als sie Schritte auf der harten Straße hörte und jemand ›Gute Nacht‹ sagte. Es war der Doktor. Er kam allein – er mußte sich in der Dunkelheit von seinem Führer verabschiedet haben. Sie sah sich noch einmal um – auch der zweite Mann war verschwunden, als ob ihn die Erde verschluckt hätte.

Laffin ließ den Motor anspringen und stieg ein.

»Wer waren diese Leute?« fragte sie.

Er antwortete nicht. Der Wagen fuhr an.

## 2

Monate später. Betty Carew hörte verblüfft zu. Sie hatte Dr. Joshua Laffin schon viele phantastische Ansichten äußern hören, aber noch nie war er ihr mit einem so verrückten Ansinnen wie diesmal gekommen.

In dem schlecht gelüfteten, dunklen Zimmer roch es nach muffigem Papier und alten Ledereinbänden. Vierzehn Jahre hatte sie in der beklemmenden Atmosphäre dieses alten Hauses verbracht, und jedesmal, wenn sie es wieder betrat, beschlichen sie die Ängste ihrer Kindheit von neuem.

»Ich verstehe nicht ganz, was du willst«, sagte sie wahrheitsgemäß. »Warum wünschst du, daß ich das tue?«

»Ich werde dir weder das Weshalb noch das Wozu mitteilen«, antwortete er mit einer Stimme, die an Eulengekrächz erinnerte.

»Ich befehle einfach. Du kennst mich, Elisabeth! Ich weiß meinen Willen durchzusetzen. Und besonders jetzt werde ich das rücksichtslos tun. Ich habe gewisse Enttäuschungen erlebt, einige meiner Pläne sind fehlgeschlagen. Was ich jetzt vor Augen habe, muß reibungslos erreicht werden.« Er sah Betty durchdringend an. »Du bist eitel und eingebildet wie alle Mädchen, die den Anspruch erheben können, hübsch genannt zu werden. Ich habe dich aus dem Armenhaus herausgeholt. Du stammst aus der Gosse, gehörst zum Abschaum der Menschheit, du bist ein Galgenkind – und obwohl jeder anständige Mensch, der um deine Abstammung wüßte, sich mit Abscheu von dir abwenden müßte, wagst du es, meinen Wünschen Trotz zu bieten und meinen Befehlen ein freches Warum entgegenzusetzen.«

Das waren alte Vorwürfe und Beschimpfungen, die sie ganz kalt ließen.

»Es ist schon möglich, daß ich das alles bin, was du sagst«, erwiderte sie gleichmütig. »Dennoch habe ich eine Abneigung dagegen, in einem Schaufenster zu sitzen und mich von Neugierigen anstarren zu lassen. Ich bilde mir nicht ein, eine große Schauspielerin zu sein, aber ich liebe meinen Beruf viel zu sehr, als daß ich ihn entwürdigen würde, so wie du es wünschst. Wofür soll ich eigentlich Reklame machen?«

Sie erhob sich langsam von ihrem Stuhl neben dem alten, abgenützten Schreibtisch. Ihre Lippen waren trotzig aufeinandergepreßt.

»Gute Nacht also«, sagte Laffin schroff. »Du findest ja wohl den Weg hinaus allein. Ich werde meine ›Zehn‹ einschalten. Schließ das Tor behutsam!«

Sie hatte nicht erwartet, daß er mehr sagen würde. Eine Sekunde lang blickte sie auf ihn hinab. Sie fühlte bitteren

Haß gegen den Mann, der sie in ihrer Kindheit mit Furcht gequält hatte und nun ihre Zukunft verderben wollte.

Der Kopf fiel ihm auf die Brust. Die ›Zehn‹ waren über ihn gekommen – diese zehn Minuten tiefsten Schlafes, aus dem ihn nichts zu erwecken vermochte. Wie hilflos er vor ihr saß! Einen Augenblick stand sie mit geballten Fäusten über ihn gebeugt. Dann lief sie aus dem Zimmer und die Treppe hinunter auf die Straße. Das Tor flog krachend ins Schloß.

»Hoffentlich hört er es in seinen Träumen!« sagte sie laut.

Der hochgewachsene Mann, der sie an der Gartentür erwartete, lachte leise.

»Das klingt ja recht gehässig«, meinte er.

»Können Sie ihn denn ausstehen, Clive?«

Clive Lowbridge kicherte, während er ihr in seinen kleinen Wagen half.

»In mancher Beziehung kann ich ihn ganz gut leiden. Seine Großartigkeit stört mich nicht. Es ist keine Pose, er hält sich wirklich für den größten Mann auf Erden. Und mir hat er oft geholfen.«

»Wie haben Sie ihn eigentlich kennengelernt?«

Clive antwortete erst, nachdem er den Wagen in Bewegung gesetzt hatte und vorsichtig einer Straßenbahn ausgewichen war.

»Was sagten Sie? Ja, richtig! Ich kenne Laffin schon mein ganzes Leben lang. Er war Hausarzt unserer Familie. Unser glorreiches Geschlecht pflegte in Bath zu residieren, und die Laffins waren seit hundert Jahren unsere Hausärzte. Das wurde zur Tradition. Dieser Joshua war mein Erzieher – wußten Sie das nicht? Laffin ist sehr gescheit. Solch verrückte Vögel sind es meistens, wenn sie



auch die eine oder andere fixe Idee haben. Doch Sie sind vermutlich froh, dem Zusammenleben mit ihm entronnen zu sein, nicht wahr, Betty?«

»O ja.«

Ihre Einsilbigkeit ermutigte ihn nicht, weitere Fragen zu stellen.

»Er ist ein verrücktes Huhn, aber mein Onkel schwor auf ihn – und vor ihm schon mein Großonkel, der siebente Baron von ...«

Sie unterbrach ihn, sichtlich bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Wie fühlen Sie sich eigentlich in Ihrer neuen Würde, Clive?«

Der neunte Lord Lowbridge lächelte belustigt vor sich hin. »Die Würde wäre leicht zu tragen, aber die Hypotheken ... Weiß der Himmel, wie Onkel Ferrers sein Geld so gründlich losgeworden ist. Wir hielten ihn immer für unermesslich reich. Ich fürchte, ich werde der Kunst treu bleiben müssen und gezwungen sein, jedes Jahr ein Meisterwerk zu malen, nur um die Zinsen für die Hypotheken zahlen zu können.«

Sie lachte leise. Der Wagen bog in den Regents Park ein.

»Armer Clive!« sagte sie. »Ein Lord ohne Geld ist ein bemitleidenswertes Geschöpf! Zwar noch immer nicht so bemitleidenswert wie eine ehrgeizige, strebsame Schauspielerin, die zur Schaufensterpuppe degradiert wird. Das ist nämlich mein Los, wenn Robespierre seinen Willen durchsetzt.«

»Robespierre? Oh, Sie meinen den Doktor! Das ist ein guter Name für ihn. Was will er eigentlich von Ihnen?«

Betty holte tief Atem. Nun hatte sie selbst damit angefangen, obwohl sie gar nicht davon reden wollte.

»Es ist wieder so ein närrischer Einfall von ihm. Irgendein Geschäftsmann will für einen Patentschreibtisch Reklame machen, und ich soll mich vier Stunden täglich in ein Schaufenster setzen, das wie ein Arbeitszimmer eingerichtet ist. Ich hätte in einem grünen Kleid an dem bewußten Schreibtisch zu sitzen und zu schreiben – oder wenigstens so zu tun, als ob ich schriebe.« Sie mußte trotz ihres Ärgers lachen. »Auf dem Tisch wird eine Jadevase mit einer einzelnen Rose stehen. Können Sie sich das alles vorstellen?«

Clive Lowbridge antwortete eine ganze Weile nicht.

»Glauben Sie, daß er verrückt geworden ist?« fragte er dann.

»Davon bin ich ziemlich überzeugt, wie käme er sonst auf solche Einfälle? Und es ist noch etwas ganz Verschrobenes an der Geschichte. Er sagte, eines Tages würde ein Mann zu mir kommen und mich nach der ›Botschaft‹ fragen, worauf ich ihm einen in der obersten Schublade rechts befindlichen Brief überreichen soll.«

»Er muß wirklich verrückt geworden sein.« Lowbridge schüttelte den Kopf. »Natürlich werden Sie darauf nicht eingehen, Betty?«

»Ich bin nicht so sicher«, antwortete sie besorgt. »Vielleicht werde ich dazu gezwungen sein.«

»Gezwungen? Das wollen wir sehen!« knurrte Clive zornig. »Da werde ich wohl ein Wörtchen mitzureden haben. Die zukünftige Lady Lowbridge gehört nicht in ein Schaufenster!«

Sie drückte liebevoll seinen Arm.

»Lieber Clive, Sie haben an andere Dinge zu denken als ans Heiraten. Und ich auch. Ja – kennen Sie übrigens PIPS?«

Der Wagen hielt vor dem Haus in der Park Street, wo Betty wohnte.

»Was ist das? Ein Getränk?« fragte er, als er ihr aus dem Auto half.

»O nein. PIPS heißt ›Pawters Intensive Publicity Service«, kürzer gesagt – Pawters Reklamebüro. Es besorgt auch Zeitungsreklamen aller Art. Die Leute haben den unerträglichsten Menschen von ganz London in ihren Diensten, und der ist dauernd hinter mir her. Ich bin fest überzeugt, daß der Doktor ihn angeheuert hat, um mich beobachten zu lassen.«

»Wie heißt denn der Kerl – ich meine, dieser unausstehliche junge Mann?«

»Holbrook – W. Holbrook. Ich glaube, das W bedeutet William, denn Mr. van Campe und die meisten anderen im Theater nennen ihn Bill. Wenn Sie ihm je begegnen, so zermalmen Sie ihn mir zuliebe!«

»Ist schon zermalmt«, antwortete Clive und gab ihr einen Kuß auf die Wange.

### 3

Mr. Pawter, der in einer Person Präsident, Verwaltungsrat und Kassierer des kurz PIPS genannten ›Pawters Intensive Publicity Service« war, machte eine leichte Drehung mit seinem Bürostuhl und blickte über seine Brille hinweg auf den jungen Mann, der sein einziger Zuhörer war.

»Was die meisten Leute Bescheidenheit nennen, ist nichts anderes als die Furcht, sich lächerlich zu machen. Wenn das Wort bei einem Zeitungsinterview fällt, ist das allein schon ein untrügliches Zeichen dafür, daß die in

Frage kommende Person unheimlich eingebildet ist. Sagt ein Mann: ›Ich spreche nicht gern über mich selbst‹, so meint er nur: ›Ich schätze es aber, wenn ein anderer das für mich tut.«

»Ist das eine Vorlesung oder nur eine Ausbreitung deiner privaten Philosophie?« fragte Bill Holbrook. »Ich möchte dich, falls du es vergessen haben solltest, daran erinnern, daß dieses Gespräch mit Miss Carew begonnen hat.«

Mr. Prawter lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Bist du verrückt?« erkundigte er sich sanft.

»Ich bin noch nicht verrückt, werde es aber wohl bald sein, wenn es so weitergeht.«

»In meinem ganzen Leben ist es mir noch nicht vorgekommen, daß ein Untergebener so zu sprechen gewagt hätte wie du«, sagte Pawter empört. »Ich wäre vollkommen im Recht, wenn ich dich noch heute auf die Straße setzte. Warum ich das nicht schon längst getan habe, weiß ich wirklich nicht.«

Bill Holbrook fischte eine Hornbrille aus seiner Tasche, setzte sie umständlich auf und guckte mit einem eulenartigen Grinsen seinen Arbeitgeber an. Bill war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte angenehme Züge, nur seine Nase stand etwas schief im Gesicht.

»Dann werde ich es dir sagen, Vater Pips«, begann er feierlich. »Meiner Ansicht nach solltest du es allerdings wissen. Du hast mich gestern hinausgeschmissen, wirfst mich heute hinaus, hast mich seit vielen Monaten jeden Tag mindestens einmal hinausgefeuert. Aber ich gehe nicht. Und warum nicht? Weil ich der einzige Mann in England bin, der etwas von Werbung versteht. Jawohl, Sir! Der einzige. Du bildest dir ein, auch etwas davon zu verstehen, aber das stimmt nicht. In mir steht dir ein Genie zur Seite, ein Mann mit Weitblick. Ich bin der einzige,

dem das Unternehmen wirklich am Herzen liegt.«

Pawter seufzte und schwang sich mit seinem Stuhl in die ursprüngliche Stellung zurück. Bill war wirklich sein Vetter. Doch – was sollte man schon mit so viel Selbstbewußtsein anfangen? Er schwieg.

»Auf jeden Fall kann ich dir versichern, daß mit Betty Carew kein Geschäft zu machen ist. Was hat sie überhaupt mit dieser Reklamesache zu tun?«

»Das wirst du zur gegebenen Zeit schon erfahren«, sagte Pawter gequält. »Jedenfalls kannst du dich darauf verlassen, daß die junge Dame mittun wird.«

Holbrook ging in sein kleines Büro zurück. Er stand vor einem Rätsel. Warum diese Geheimniskrämerei? Wozu brauchte man das Mädchen? Ein Reklametrick? Was immer geplant sein mochte – dahinter steckte etwas, das Bill mit Unbehagen erfüllte. Der Gedanke an den Schreibtisch und die rothaarige Schauspielerin verband sich ihm mit einer unklaren Vorahnung von Unheil.

»Der Teufel soll mich holen!« brummte er vor sich hin.

Er hatte sich für den Abend mit Dr. Laffin verabredet. Zwar haßte er Besprechungen am Samstagabend, aber diese wollte er nicht versäumen.

Er war gerade dabei, einige dringende Arbeiten, die auf ihn gewartet hatten, zu erledigen, als überraschend sein Chef eintrat.

»Ich wollte dir nur noch schnell sagen«, begann Pawter, »daß du am Montag Mr. Lambert Stone, den millionenschweren Holzhändler, aufsuchen mußt, und zwar gleich am Morgen, noch bevor du ins Büro kommst. Stone trifft heute in London ein – ich habe eine Zeitungsreklame entworfen, die ihm vielleicht zusagen wird. Du mußt unbedingt versuchen, eine Besprechung zwischen uns herbeizuführen.«

»Holz?« fragte Holbrook zweifelnd. »Ich wüßte nicht, wozu Holz Reklame brauchte.«

»Alles braucht Reklame, du kurzsichtiger Tropf! Vereinbare eine Zusammenkunft und komm dann gleich hierher. – Heute abend siehst du den Doktor, nicht wahr?« Pawter starrte einen Moment zum Fenster hinaus. »Ich möchte, daß du herausbringst, wie es mit der Schreibtischangelegenheit jetzt eigentlich steht. Der Schreibtisch ist nichts wert, das habe ich schon einmal gesagt. Ich setze ungern die Ware eines Kunden herab, aber dieses Möbel hat alle Nachteile irgendeines anderen Schreibtisches – nur keinen der Vorteile, die einige andere aufweisen. Erkundige dich auch nach Miss Carews Meinung zu der Angelegenheit.«

Bill Holbrook schnitt eine Grimasse.

»Eine Schauspielerin, die eine vernünftige Meinung über eine Sache hat, ist todsicher eine Niete in ihrem Beruf. Und überhaupt, Pips, ich werde dir sagen, was hinter der Geschichte mit dem Schreibtisch steckt: Mord! Vorbedachter Mord ... Vielleicht das größte Verbrechen des Jahrhunderts!«

Pawter starrte ihn mit aufgerissenen Augen an.

»Sonderbar, was du da sagst«, meinte er kopfschüttelnd.

»Soviel mir Laffin erzählt hat, ist der Schreibtisch tatsächlich die Erfindung eines Kellermeisters, der im Gefängnis von Oxford gehängt wurde, weil er seine Frau ermordet hatte.«

Vor dem Eingangstor zu den Ostindiendocks liegt ein Stadtteil des Schmutzes und der Verworfenheit, wie London nicht seinesgleichen hat. Es ist eine Gegend öder Mietskasernen, eine schmutziger und freudloser als die andere. Die Lyme Street, der Mittelpunkt dieses Viertels, wies trotz ihrer geringen Länge nicht weniger als fünf Kneipen auf, die sich alle eines regen und lärmenden Zuspruchs erfreuten. Diese Lyme Street hatte sprichwörtliche Bedeutung und wurde oft als abschreckendes Beispiel angeführt. Von überallher kamen Leute, die sich von Berufs wegen mit Problemen der sozialen Fürsorge beschäftigten, um das Elend zu Studienzwecken in Augenschein zu nehmen. Auch Roman- und Bühnenschriftsteller holten sich mit Vorliebe in diesem dunkelsten Revier Londons ihre Anregungen.

›Zu den fünf Gläsern‹ oder ›Zur Hundswache‹ lauteten etwa die Wirtshauschilder vor den mit Tabaksqualm und Alkoholdunst geschwängerten Lasterhöhlen, in denen die Gelage oft mit einer Keilerei endeten, die sämtliche Reserven des Polizeireviers auf die Beine brachte. Doch von allen Matrosenkneipen, die je eine zivilisierte Stadt verunziert haben, war die ›Zum Vollschiß‹ die ärgste.

Ein regelmäßiger Kunde dieser Schenke war Kapitän Harvey Hale, ein riesiger Seebär mit Fischaugen, rotem Gesicht und ungeheuer massigem Kinn – ein Schiffer ohne Schiff und Patent, denn er war es, der den Dampfer ›Gravalla‹ auf einen Felsen gesetzt hatte und dann im Kittchen sitzen mußte, weil die Versicherungsgesellschaft den Schaden nicht bezahlen wollte.

Wenn Kapitän Hale nicht ganz nüchtern war, pflegte er sich über die ihm damals zugefügte schlechte Behandlung

zu beklagen.

»Zwölf Monate Zwangsarbeit – wofür?« bellte er dann.  
»Weil ich ein Schiff verloren habe, das ohnehin nur mehr ein schwimmendes Wrack war. Mir das, der ich in erster Linie an meine Mannschaft gedacht und alle Boote ausgebessert hatte, ehe wir Sunderland verließen, und der ich darauf sah, daß die Rettungsgürtel und alle anderen Rettungsmittel in bester Ordnung waren!«

Freilich vergaß er zu erzählen, daß dem Seegericht auch noch einige Kleinigkeiten zu Ohren gekommen waren, die eine begreifliche Mißstimmung gegen ihn erregt hatten – daß er in Kalkutta wegen Totschlags, in Seattle wegen einer Unterschlagung angeklagt gewesen war, und daß er sich auch auf verschiedenen anderen Breitengraden allerlei Unregelmäßigkeiten hatte zuschulden kommen lassen.

»Wollen Sie sich nicht als Alkoholschmuggler anheuern lassen?« fragte ihn eines Abends Taylor, der Schenkwirt.

Kapitän Hale dachte einen Augenblick über diese Möglichkeit nach, dann nickte er.

»Vielleicht. Ich bin jedenfalls dafür zu haben.«

Er warf einen Blick auf die Wanduhr.

»Erwarten Sie jemand?« fragte Taylor.

Hale sah ihn mißtrauisch an.

»Kann sein«, antwortete er kurz.

Er zog einen Brief aus der Tasche, las ihn durch und war schon im Begriff, ihn wieder einzustecken. Aber dann überlegte er es sich anders.

»Was halten Sie davon?« fragte er und reichte Taylor den Brief hinüber.

Der Wirt setzte seine Brille auf und las die kurze, maschinengeschriebene Mitteilung. Sie lautete:



»Ich kann Ihnen eine Stelle verschaffen, die Ihnen viel Geld einbringen wird. Allerdings müßten Sie bereit sein, eine etwas ungewöhnliche Aufgabe zu übernehmen, die Sie leicht in persönliche Gefahr bringen kann. Wenn Sie Ihr Stammlokal in der Lyme Street Punkt 10 Uhr 30 verlassen, wird Sie mein Agent, Mr. Smith, vor dem Tor erwarten.«

»Was halten Sie davon?« fragte Hale noch einmal.

»Alkoholschmuggel«, sagte Taylor prompt. »Es gibt eine Gesellschaft in London, die mit der illegalen Einfuhr von Fusel nach den Vereinigten Staaten einen Haufen Geld verdient.«

Der Kapitän schürzte die dicken Lippen.

»Sie mögen recht haben, aber die Geschichte scheint mir trotzdem nicht nach gewöhnlichem Schmuggel zu riechen. Na ja, ein armer Seemann muß jede Gelegenheit, sich einen Bissen Brot zu verdienen, ergreifen. Da fällt mir ein, daß man mir einmal angeboten hat ...«

Er begann zu prahlen und war überaus gesprächig, bis ihm ein neuerlicher Blick auf die Uhr zeigte, daß es schon bedenklich gegen 10 Uhr 30 ging, worauf er sich unverzüglich erhob. Er warf einige Münzen auf den Tisch und rief dem Wirt in nicht mißzuverstehendem Ton zu:

»Lassen Sie es sich nicht einfallen, Taylor, mir zu folgen!«

Kapitän Harvey Hale trat auf die Straße – niemand stand vor dem Tor. Doch vor den gegenüberliegenden Häusern sah er eine Gestalt mit einer rotglühenden Zigarre auf und ab wandeln – vermutlich der angekündigte Agent, denn Seeleute rauchen selten Zigarren. Hale steuerte auf den Fremden zu, der stehengeblieben war und ihn erwartete.

»Sie sind Kapitän Hale, nicht wahr? Ich bin der Mann, den Sie erwarten. Wollen Sie mich ein Stück weit begleiten?«

»Wohin gehen wir?« fragte Hale und musterte den anderen neugierig.

»Über den Bahndamm – nach Woolwich«, antwortete Mr. Smith, der sich offenbar in der Gegend gut auskannte.

Nichts an dem Mann ließ darauf schließen, daß er sich mit gefährlichen Geschäften abgab.

Bald erreichten sie die Straße hinter der Zuckerfabrik, ohne mehr als einem halben Dutzend Menschen begegnet zu sein. Auf halbem Wege zwischen zwei Straßenlaternen blieb der Fremde stehen.

»Also, Hale –«, begann er, »Sie sind ganz mittellos, sind eben erst aus dem Gefängnis entlassen worden und dürften bald dorthin zurückkehren, wenn Sie kein Schiff finden. Ich will vollkommen offen mit Ihnen sprechen, Kapitän, und erwarte dasselbe von Ihnen. Sie sind in Kalkutta des Mordes an einem Schiffsjungen angeklagt worden, und das Beweisverfahren hat ergeben, daß Sie vom Stiefvater zweihundert Pfund für die Beseitigung des Burschen erhalten hatten. Die Geschworenen konnten sich trotzdem in der Schuldfrage nicht einig werden, und dadurch sind Sie dem Galgen entronnen. Ich frage Sie nun, was alles Sie für fünftausend Pfund tun würden, wenn Sie schon für zweihundert so saubere Arbeit geleistet haben.«

»Für fünftausend Pfund gehe ich durch die Hölle«, antwortete Hale, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. »Wen wollen Sie umgebracht haben? Ich will natürlich nicht ins Gefängnis zurück, wenn ich es vermeiden kann. Das ist kein Leben für mich. Geben Sie mir irgendeine Beschäftigung – meinerwegen als Alkoholschmuggler ...«

Er wartete, ob der andere seine Vermutung bestätigen

würde, aber der schüttelte den Kopf.

»Ich interessiere mich nicht für Alkoholschmuggel.«

»Ach was, mir ist es ganz egal, was von mir verlangt wird. Geben Sie mir eine Arbeit, bei der ich verdienen kann, und nichts wird mich hindern, sie zu leisten. Ich weiß, was ich sage. Habe noch immer Wort gehalten. Überlegen Sie sich nur, was man mir wegen des verlorenen Schiffes angetan hat! Ich hätte dem Reeder zwanzig Jahre Gefängnis verschaffen können, habe aber nicht aus der Schule geschwätzt. Als ich heute morgen zu ihm ging und mir mein Geld holen wollte, drohte er mir mit der Polizei.«

»Sie sind heute morgen zu ihm gegangen, um ihn ein klein wenig zu erpressen«, bemerkte Mr. Smith kühl. »Sie haben früher schon tausend Pfund Schweigegeld bekommen, haben aber die Dummheit begangen, das Geld einer Dame zur Aufbewahrung zu geben – es war Ihre Angetraute, nicht wahr?«

»Wenn ich die erwische ...« brummte der Kapitän.

»Dann dürfte es ihr nicht sehr gut ergehen, das glaube ich gern. Sie werden sie aber nicht erwischen, denn sie ist nach Kanada gefahren. Sie sehen, ich weiß alles – was Sie betrifft, Hale! Seit zwei Monaten befasse ich mich damit, Ihre Verhältnisse zu studieren. Sie gefallen mir. Es fragt sich jetzt nur, ob Sie für mich arbeiten wollen.«

»Was wünschen Sie eigentlich von mir?«

»Oh, allerlei. Können Sie zum Beispiel Auto fahren?«

»Es gibt keinen Wagen, den ich nicht ...« begann Hale, doch der andere ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Schön! Sie werden sich in dieser Richtung nützlich erweisen können. Aber es gibt noch andere Dienste, die von Ihnen verlangt werden. Sie sagten vorhin, daß Sie für

fünftausend Pfund jeden Mord begehen würden. Kann ich Sie beim Wort nehmen? Sie bekommen das Geld, aber man wird dafür Dinge von Ihnen verlangen, die Ihnen lebenslängliche Zwangsarbeit eintragen, wenn es schiefgeht. Andererseits bekommen Sie, wenn unser Plan gelingt, nicht nur die verabredete Summe, sondern das Fünffache, und überdies werden Sie kostenlos in ein Land befördert, wo niemand Sie kennt, und das Sie nie ausliefert.«

Harvey Hale war plötzlich vollkommen nüchtern und hellwach.

»Das Fünffache!« wiederholte er heiser. »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?«

»Doch, mein voller Ernst. Fünftausend bekommen Sie auf jeden Fall. Wenn jedoch unser großer Coup gelingt, sollen Sie das Fünffache haben. Sind Sie einverstanden?«

Hale streckte seine große Pranke hin.

»Gibt es noch etwas Schlimmeres als Mord?« fragte er. »Falls es so etwas gibt – ich bin bereit, auch das für Sie zu tun!«

»Kommen Sie – gehen wir«, sagte Mr. Smith. »Wahrscheinlich kennen Sie nicht viel Leute in der Stadt – ich meine, von der guten Gesellschaft.«

»Ich kenne einen Richter, ein paar Rechtsanwälte – sonst niemanden.«

»Sie werden mit neuen Leuten in Berührung kommen, und ich will Ihnen nach und nach die Namen der Personen angeben, die Sie wie die Pest meiden müssen. Kennen Sie zum Beispiel Lord Lowbridge? Natürlich nicht. Das ist ein besonders gefährlicher Mensch, dem Sie aus dem Weg gehen müssen.«

»Es ist wohl wenig wahrscheinlich, daß ich mit Lords

zusammentreffen werde«, brummte der Kapitän.

»Das kann man nie wissen. Jedenfalls – halten Sie sich von Lowbridge fern. Er darf nie erfahren, daß Sie in meinem Sold stehen. Und nun zu Ihren Aufgaben: Verlassen Sie das Haus, wo Sie jetzt wohnen, schaffen Sie sich ordentliche Kleider an, damit Sie anständig aussehen, und fahren Sie mit dem erstbesten Zug nach Newton Abbot – das liegt in Devonshire. Steigen Sie dort in einem kleinen Gasthof ab und geben Sie sich als ausgedienter Kapitän der Handelsschiffahrt aus, der ein kleines Landgut zu kaufen beabsichtigt. Versuchen Sie ferner, in der Umgebung irgendein Auto zu erwerben.«

»Was soll ich damit anfangen?« fragte Hale, den die Sache immer mehr interessierte.

»Machen Sie sich aufs genaueste mit allen Straßen vertraut, die von Newton Abbot über das Moor führen. Arbeiten Sie sich auf allen möglichen Wegen bis Exeter durch. Vielleicht werden wir Ihnen befehlen, ein kleines Haus am Moor zu kaufen. Aber das wird sich alles noch zeigen. Wenn wir sie brauchen, lassen wir Sie es wissen.«

Der Fremde blieb im Lichtkegel einer Straßenlaterne stehen, zog ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen aus der Westentasche, entfaltete es sorgsam und hielt schließlich einen kleinen, fünfzackigen Stern in der Hand. Er war aus grünem Email und trug in der Mitte eine goldene Inschrift.

»Nehmen Sie das in Verwahrung – zeigen Sie es aber niemandem, verstanden? Zur gegebenen Zeit wird es Ihnen sehr gute Dienste leisten. Und noch etwas, Hale! In Plymouth gibt es eine Ortsgruppe der ›Stolzen Söhne von Ragusa‹ – das ist ein Verein, der zweimal im Jahr eine Lotterie mit namhaften Gewinnen veranstaltet.«

»Ja, ich habe davon gehört«, sagte Hale. »Es sollen viele

Seeleute beigetreten sein.«

»Eben. Und diesem Verein werden Sie auch beitreten. Gehen Sie also nach Plymouth und lassen Sie sich in die dortige Loge – so werden die Ortsgruppen genannt – einschreiben. Sie werden genug Leute dort finden, die Ihr Aufnahmegesuch unterstützen.«

»Was steckt denn hinter all dem?« fragte Hale, mißtrauisch dem Fremden ins Gesicht blickend.

»Das geht Sie vorläufig gar nichts an. Sie haben zu tun, was von Ihnen verlangt wird – alles andere wird sich schon finden!«

## 5

Clive Lowbridge stand, die Augenbrauen grübelnd zusammengezogen, vor dem Toilettenspiegel. Er war ein gutausssehender junger Mann mit energischem Gesicht und klaren, hellen Augen. Zuvor hatte er in einer bescheidenen Wohnung in Chelsea gelebt und sich durch Malen nicht besonders origineller Landschaftsbilder schlecht und recht durchgebracht, bis ihm nach einer Reihe unerwarteter Todesfälle plötzlich Titel und Erbe eines Lord Lowbridge zufielen. Er besaß nun ein riesiges Gut – allerdings gab es auf dem ganzen Grundstück kaum ein Gartenhäuschen, das sein leichtfertiger Onkel nicht bereits als Sicherheit für irgendeine Verbindlichkeit verpfändet gehabt hätte.

Seine Gedanken beschäftigten sich an diesem Morgen abwechselnd mit Betty und dem verschrobenen Doktor, in dessen Haus er sie vor fünf Jahren zum erstenmal getroffen hatte. Sie war damals ein hübsches, schlankes, jedoch verängstigt und mißtrauisch wirkendes Kind gewesen, das, sobald man es anredete, zusammenschrak

und alles tat, um den Tyrannen, der sein Vormund war, zufriedenzustellen.

Als Lord Lowbridge angekleidet war, klingelte er seinem Diener.

»Vergessen Sie nicht, Benson, daß Miss Carew heute nachmittag kommt. Sorgen Sie dafür, daß das Auto bereit ist, um sie nach Hause zu fahren.«

»Jawohl, Mylord.«

»Haben Sie sich gut eingelebt, Benson? Nun ja, Sie haben in einem Klub gearbeitet, bevor Sie sich dazu verleiten ließen, in meine Dienste zu treten. Gefällt es Ihnen bei mir besser als im Klub?«

»Viel besser, Mylord ...« antwortete der Diener zögernd.

»Aber ein so begehrenswerter Posten ist es doch auch wieder nicht, wie Sie geglaubt haben, he? Mein Onkel hinterließ mir nur sehr wenig Geld.«

Benson verneigte sich respektvoll.

»Das überrascht mich nicht. Ich habe es bisher nicht gewagt, Eurer Lordschaft zu sagen, daß ich den verstorbenen Lord Lowbridge gekannt habe. Ich war in seinem Klub im West End angestellt und sah ihn oft. Er warf das Geld mit vollen Händen hinaus – einmal verlor er in einer einzigen Nacht im Bakkarat fünfzehntausend Pfund. Es ist bekannt, daß im Klub der Landwirte sehr hoch gespielt wird. Ein sehr leutseliger Herr. Sehr freundlich war auch sein Sohn, der so plötzlich starb.«

»Sie kannten auch meinen Vetter?«

»Ja, Mylord. Ich möchte Eure Lordschaft nicht beunruhigen, aber es scheint in der Familie eine gewisse erbliche Belastung zu geben. Der ehrenwerte John starb an einem Herzschlag und sein Vater Lord Lowbridge, ein Herr, der eine eiserne Natur besaß, verschied ein Jahr

später auf genau die gleiche Weise. Niemand hätte sich träumen lassen, daß er dem Tod so nahe wäre. Und beide wurden von Dr. Laffin behandelt.«

Bensons Hand wischte mechanisch ein unsichtbares Stäubchen von einer Stuhllehne.

»Dann kannten Sie also Dr. Laffin schon? War er auch Mitglied des Klubs der Landwirte?«

»Ja, Mylord.«

»Jedenfalls – wie ich sehe, kennen Sie eine Menge Leute, und das bringt mich auf eine Idee ... Sie wissen, wie man so was anstellt – ich möchte nämlich gerne, daß Sie herausbringen, was für eine Bewandtnis es mit einem gewissen Mr. Holbrook von Pawters Reklamebüro hat. Sie werden die Firma im Telefonbuch finden.«

»Gewiß, Mylord.«

Benson, ein breitschultriger, untersetzter Mann, bedurfte keines weiteren Hinweises.

»Noch etwas, Benson!« rief er dem Diener nach, der das Zimmer verlassen wollte. »Meine Zigarren verflüchtigen sich in letzter Zeit mit besorgniserregender Geschwindigkeit. Wollen Sie nicht die Güte haben, hundert von einer billigeren Marke zu bestellen? Es müssen deshalb nicht gerade schlechte Zigarren sein, wissen Sie! Suchen Sie etwas nach Ihrem Geschmack aus.«

»Jawohl, Mylord.«

Benson blieb völlig gelassen, entschuldigte sich in keiner Weise, war aber auch nicht verlegen. Er hatte beobachtet, daß Dr. Laffin bei seinem letzten Besuch eine ganze Handvoll Zigarren zu sich gesteckt hatte, aber es war nicht seine Sache, die Ungezogenheiten eines Gastes aufzudecken.



Als Clive Lowbridge am Nachmittag an der offenstehenden Salontür vorbeikam, war sein Diener gerade dabei, einen letzten prüfenden Blick auf den Teetisch zu werfen. Clive blieb stehen und beobachtete, wie Benson eine Schachtel vom Wandbrett nahm und die silberne Zigarettendose auf dem Tisch auffüllte, eine winzige Spiritusflamme anzündete und die Samtvorhänge ein wenig weiter zurückzog, so daß die scharlachroten Geranien in den Blumenkästen besser zur Geltung kamen. Ein Fensterflügel stand offen und ein leichter Luftzug spielte mit den seidenen Gardinen.

Lowbridge schlenderte ins Zimmer. Der Diener, der noch am Fenster stand, drehte sich um.

»Sehr nett, Benson!«

Der Diener wollte sich zurückziehen, blieb aber an der Tür stehen.

»Was den jungen Holbrook betrifft, von dem Eure Lordschaft sprachen: Er ist Amerikaner, wurde in Dayton, Ohio, geboren und gehörte einige Jahre der Redaktion des ›London Herald‹ an. Als Verwandter des Hauptaktionärs ist er jetzt Geschäftsteilhaber in Pawters Reklamebüro. Er wohnt in Paddington und ist unverheiratet. Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, hat er zwei Bücher geschrieben, die ein Verleger in Boston herausgebracht hat. Sonst ist nichts über ihn zu sagen.«

Lowbridge sah seinen Diener scharf an, aber Bensons Züge verrieten nichts.

In der Halle läutete es. Benson ging ohne große Eile hinaus, um Miss Carew einzulassen.

»Warum so ernst, Clive? Ist etwas passiert?« fragte sie nach der Begrüßung.

»Nein, nein! Nur – Benson ist ein so merkwürdiger Kerl.«

»Benson – Ihr Diener?«

»Ja. Heute morgen erzählte er mir, daß er meinen Onkel gekannt hat und auch Laffin schon lange kennt. Sie beide waren Mitglieder des Klubs der Landwirte. Dort hat mein Onkel das Familienvermögen verspielt. Es würde mich nicht überraschen, wenn auch der Doktor sein Geld dort angelegt hätte.«

Betty goß den Tee ein.

»Ich glaube nicht. Laffin war immer arm. Und doch ... Er besitzt recht wertvolle Sachen – das ganze Haus ist vollgestopft mit ausgefallenen, kostbaren Gegenständen. Eines Tages betrat ich, ohne anzuklopfen, sein Arbeitszimmer. Da lag ein wundervolles Schmuckstück – eine große, mit Diamanten besetzte goldene Schnalle – auf seinem Schreibtisch. Er wurde sehr böse, weil ich sie gesehen hatte, und erzählte mir dann, daß es eine wertlose Nachahmung der Gürtelschnalle der Isis sei. Aber ich bin überzeugt, es war die echte.«

Clive biß sich auf die Lippen. In seine hübschen Augen trat ein unruhiger Ausdruck.

»Wann war das?« fragte er.

»Vor einem halben Jahr vielleicht – ungefähr vierzehn Tage, nachdem wir in Devon das seltsame Abenteuer hatten. Erinnern Sie sich, ich erzählte Ihnen von den Mönchen, die unser Auto aufhielten?«

Er nickte.

»Ich nehme allerdings an, daß es falsche Mönche waren. Ich weiß nicht, warum, aber ich bringe die goldene Schnalle – sie war wirklich aus Gold, Clive, wenn der Doktor es auch bestritt – mit einem Zwischenfall in Verbindung.«

»Auf dem Moor?«

»Ja. Der Doktor war damals knapp an Geld. Zwar deutete er oft genug an, daß ihm einmal ein riesiges Vermögen zufallen werde. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß er die Schnalle vorher nicht gehabt hat. Ich glaube, die Mönche gaben sie ihm.«

Clive Lowbridge sah sie nachdenklich an.

»Ich verstehe ihn nicht«, sagte er. »Aber er war gut zu mir, als ich noch ein Knabe war, und ich kann daher Ihre Abneigung gegen ihn nicht teilen. Für die jahrelange Vormundschaft über mich hat er nicht einen Penny berechnet. Meine Mutter besaß, nachdem sie Witwe geworden war, nur noch ein sehr bescheidenes Einkommen, und so war sie dankbar, die uneigennützigen Dienste ihres Hausarztes in Anspruch nehmen zu können, um so mehr, als die Aussicht, daß ich je das Majorat erlangen und den sagenhaften Reichtum der Lowbridges erben könnte, als völlig unwahrscheinlich galt.«

Betty verzichtete darauf, dieses Gespräch fortzusetzen, als ihr klar wurde, wie sehr er von dem Menschen eingenommen war, den sie selbst so haßte. Sie konnte dem Doktor einfach keinen Edelmut zutrauen. Es mußte da irgendein Geheimnis gegeben haben. Auf ihrem Weg ins Theater überlegte sie sich, was es wohl gewesen sein mochte.

## 6

Als Betty Carew an diesem Abend die Bühne des Orpheums betrat, brannten nur die Lampen über den Notausgängen, denn von Campe war sparsam. Und Sparsamkeit tat auch not.

Auf dem Raum vor dem schweren, bemalten Vorhang

tönte das Gefiedel der Instrumente, die gestimmt wurden. Drei vor Kälte zitternde, in dünne Schals gehüllte Choristinnen standen in den Kulissen und blickten traurig auf das abgegriffene Szenenbild, das dann beim strahlenden Licht die Terrasse von Monte Carlo darstellen sollte. Ein Bühnenarbeiter baute eine wacklige Balustrade auf, ein anderer wartete geduldig mit einem Korb voll Ballons und rauchte verstohlen eine Zigarette.

Es war kalt und ungemütlich. Betty wanderte betrübt zum Guckloch im Vorhang und starrte in den fast leeren Zuschauerraum. Das Parterre war schwach besetzt – in den ersten zwei Reihen saßen überhaupt nur sieben Personen, obwohl das Theater schon seit einer halben Stunde geöffnet war. Der junge Hilfsregisseur trat neben sie.

»Sieht nicht gerade vielversprechend aus, wie?« Er lachte gezwungen. »Selbst im Flohzyrkus habe ich schon mehr Leute gesehen! Aber ist es verwunderlich? Eine Operette ohne zündende Melodie – und keine einzige Szene, die das Publikum zum Lachen reizt! Die Kündigung ist heute bekanntgemacht worden. Haben Sie den Anschlag gesehen?«

Sie nickte.

»Das Mädchen aus Fez« wurde seit vierzehn Tagen gespielt. Sieben Wochen lang hatte man geprobt. Und nun hing am Anschlagbrett ein mit der Schreibmaschine geschriebener Zettel – Überschrift: »Kündigung«!

»Das betrifft wohl auch mich, Mr. Tillett?« fragte sie.

»Ich fürchte, ja, Miss Carew«, antwortete der Hilfsregisseur.

»La Florette ist auch keine Freundin von Ihnen, nicht wahr?«

La Florette, die französische Tänzerin mit den schmalen

Lippen, gehörte nicht zum Ensemble, aber sie saß bei den Proben neben van Campe, kritisierte, spottete, lachte höhnisch und versicherte in ihrem merkwürdigen Französisch immer wieder, wie viel besser das alles in Frankreich gemacht würde. Und van Campe, der ihr Sklave war, änderte und flickte an den Stücken herum, bis alle Beteiligten der Verzweiflung nahe waren.

Betty wollte gerade etwas zum Hilfsregisseur sagen, da flog die Bühnentür auf und die flatternde Gestalt La Florettes tauchte auf der Schwelle auf. Von der Krone ihres mit Henna gefärbten und gewellten Haares bis zu den Spitzen ihrer juwelenbesetzten Schuhe glich sie einer Puppe, die von einem Puppenmacher kunstvoll hergerichtet worden war.

Sie schlängelte sich zwischen dem Bühnengerümpel hindurch, pflanzte sich vor Betty auf und musterte sie durch ein Lorgnon. Bei dieser unverschämten Prüfung wurde Betty sogar unter ihrer Schminke rot.

»Sie sind die Carew, nicht wahr? Ich möchte mit Ihnen sprechen. Womit bleichen Sie sich das Haar? Mit Wasserstoff, nicht? Ich bewundere es. Sie sind eine schlechte Schauspielerin, und Ihre Stimme, mon dieu, ist schrecklich, aber Ihr Haar ist hübsch! Es ist mir aufgefallen, und ich versprach Charles, Sie zu fragen, wie Sie das machen.«

»Und jetzt haben Sie ihr Versprechen eingelöst, Miss Florette«, sagte Betty sanft.

Sie war bemüht, sich ihren Ärger nicht anmerken zu lassen.

»Sie werden es mir doch verraten?«

Betty lächelte trotz ihres Zorns.

»Es gibt nichts zu verraten. Mein Haar ist so, wie der liebe Gott es geschaffen hat. Ich glaube, Ihnen das schon

einmal gesagt zu haben.«

La Florette zuckte ihre mageren Schultern.

»Aber das ist – so sagt man doch in Ihrer Sprache – geflunkert, nicht wahr?«

»Es ist nicht geflunkert. Aber was den Ausdruck betrifft, so sollten Sie ihn eigentlich kennen.« Betty holte tief Atem und unterdrückte ihre Erregung. »Denn wenn Sie nicht eine echte Londoner Vorstädterin aus Limehouse sind, habe ich noch nie eine ›Dame‹ aus den Vorstädten gesehen. Ihr gebrochenes Englisch mag für einen Holländer oder Griechen ganz glaubwürdig klingen, aber zufällig spreche ich ziemlich gut Französisch und weiß daher, was ich von Ihrem Französisch zu halten habe!«

»So – so?« La Florette fiel aus ihrer Pose, stemmte die Hände in die Hüften und begann zu kreischen. »Ich werde Sie lehren, eine Künstlerin meines Ranges zu beleidigen – Sie, Sie Choristin, Sie! Ich soll aus Limehouse sein?« Der Redeschwall, der nun folgte, entschied diese Frage ein für allemal. »Ich werde Sie noch heute abend aus dem Theater feuern lassen. Ich habe meinen internationalen Ruf zu verteidigen und erlaube nicht, daß ein auf der Straße großgewordenes Geschöpf ...«

Van Campe erschien auf der Bildfläche – ein aufgeregter, rundlicher Mann, der mit den Händen fuchtelte, wobei seine Brillantringe blitzten.

»Die zweite Besetzung soll antreten! Zahlen Sie ihr die Gage und werfen Sie sie hinaus!« brüllte er.

Noch heiß vor Ärger, aber triumphierend ging Betty in ihre Garderobe. Endlich hatte sie der Florette einmal ihre Meinung gesagt! Jetzt wollte sie zu de Fell, dem jungen Regisseur, gehen, der ihr in seinem neuen Programm eine Rolle angeboten hatte.

Kaum hatte sie sich an ihren Schminktisch gesetzt,

klopfte es. Die Garderobenfrau meldete Dr. Laffin. Betty seufzte.

Dr. Laffin war etwas über mittelgroß, aber da er sehr schwächling war, wirkte er in dem grellen Garderobenlicht viel größer. Er war schwarz gekleidet, wie ein Leichenbitter. All die traurigen Jahre, seit Betty ihn kannte, hatte er nie etwas anderes getragen.

»Guten Abend, Kind. Warum trittst du nicht auf?«

»Weil van Campe mich entlassen hat«, sagte sie gleichgültig. Zu ihrer Überraschung änderte sich sein Gesichtsausdruck nicht.

»Dich entlassen? So, so! Nun, vielleicht ist es am besten so. Du wirst jetzt nach Hause kommen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, ich werde mir etwas anderes suchen.«

Er setzte sich neben ihren Tisch und unterwarf sie einer genauen Musterung. Seine Finger trommelten geistesabwesend auf der Tischplatte.

»Ich werde dir diesmal keine Zulage geben können«, bemerkte er.

Das hatte Betty auch nicht erwartet.

»Ich habe noch ein wenig Geld, und ...« begann sie, aber er unterbrach sie.

»Glücklicherweise kann ich dir Unannehmlichkeiten ersparen. Dazu allein bin ich ja wohl nur da! Du tätest gut daran, nach Hause zu kommen. Das Haus in Camden Town ist nicht mehr dasselbe, seit du es verlassen hast. Und die andere Sache ist endgültig abgemacht.«

Er zog ein gedrucktes Blatt aus der Tasche und legte es vor sie hin. Des Kampfes gewärtig, richtete sie sich auf. Ein Geier war er! Gab es ein Unglück, war er auch schon da. Es sah fast so aus, als ob er selbst ihren Hinauswurf

veranlaßt hätte.

Sie las das Blatt und blickte auf.

»Mortimers Multiplex-Schreibtisch«, murmelte er. »Auf dem ganzen Markt gibt es keinen ebenbürtigen. Aber auf den ersten Blick unterscheidet er sich nicht von den anderen. Stell dir die Wirkung vor, wenn eine hübsche junge Dame in einem Schaufenster vor diesem Schreibtisch sitzt.«

»Du hast dir also diese lächerliche Idee noch immer nicht aus dem Kopf geschlagen? Du willst, daß ich in einem Schaufenster sitze – und mich selbst ausstelle?«

»Für eine wirklich große Schauspielerin mag es ja ein empörender Vorschlag sein«, sagte er mit einer gewissen Genugtuung. »Es könnte ihr vielleicht wie eine Entweihung ihrer Kunst erscheinen, wenn sie sich herabließe, sich selbst auszustellen. Aber hast du denn bisher etwas anderes getan, Elisabeth?«

»Ich werde es natürlich nicht tun!« rief sie, rot vor Zorn, und ihre Augen blitzten. »Ich sagte es dir schon einmal – ich werde es nicht tun!«

»Die Bezahlung ist verblüffend gut.« Dr. Laffin tat, als bemerkte er ihre Erregung gar nicht. »Du bekommst nicht weniger als fünfzehn Pfund wöchentlich. Dein Dienst beginnt um elf Uhr vormittags und ist um vier Uhr nachmittags beendet. Du brauchst ja nicht auf die gaffende Menge zu schauen, die sich natürlich vor dem Fenster ansammeln wird, um sich einen so ungewohnten Anblick nicht entgehen zu lassen.«

»Ich werde es nicht tun!«

Er blickte sie an und stand auf.

»Ich fürchte, du wirst keine Wahl haben. Ich wünsche es. Ich, der ich dich aus dem Armenhaus geholt und



Elternstelle an dir vertreten habe.«

Sie beherrschte sich mühsam.

»Wenn du etwas Vernünftiges von mir verlangst, werde ich es tun. Es ist ganz überflüssig, die alten Geschichten wieder aufzuwärmen. Ich bitte dich ja gar nicht um Hilfe. Ich kann eine Rolle in de Fells neuem Stück bekommen – er hat es mir versprochen.«

Er setzte sich wieder.

»Durch einen glücklichen Zufall habe ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der dir sehr nützlich sein kann. Er ist Reklamefachmann ...«

»Oh!«

Sofort tauchte vor ihr das Bild des unangenehmen Jünglings auf, der sich wochenlang vor dem Bühneneingang herumgetrieben hatte.

»Er wartet draußen. Ich werde ihn hereinholen.« Laffin schlich – geräuschlos wie immer – zur Tür, öffnete sie und sah hinaus. »Kommen Sie, bitte, herein!«

Es war wirklich jener junge Mann. Sie erkannte ihn sofort. Er trug einen Abendanzug. Seine Leinenjacke war mit Zigarettenasche beschmutzt, das Haar ungebürstet, der Schlips verrutscht, so daß ein Hemdknopf zu sehen war.

»Ich glaube, Ihnen schon begegnet zu sein, Miss Carew«, begann er heiter. »Der Doktor bat mich, Sie wegen des Schreibtischs zu besuchen. Wie ich höre, wollen Sie unseren Werbefeldzug unterstützen. Doch soll dabei, wurde mir gesagt, Ihr Name nicht erwähnt werden. Schade, dadurch wird eine gute Reklamemöglichkeit verpaßt ...«

»Mister –?«

»Holbrook – William. Für meine Freunde – Bill!«

»Mr. Holbrook, damit keine Zweifel und Mißverständ-

nisse aufkommen, möchte ich Ihnen gleich sagen, daß ich etwas Derartiges nicht tun werde. Ich mache mir über mein Talent keine Illusionen, aber ich habe nicht die Absicht, mich in ein Schaufenster zu setzen.«

»Das wie eine hübsche Bibliothek eingerichtet sein wird –«, murmelte der Doktor.

»Es ist mir ganz gleich, wie es eingerichtet ist.«

Verdutzt fuhr sich Holbrook durch das wirre Haar.

»Ich bin überrascht – ich dachte, alles sei völlig klar, und PIPS habe nur die Zeitungsreklame für den Wunderschreibtisch zu besorgen. Wir sind ein Reklamebüro. Diese Schaufenster-Idee ist mir allerdings vollkommen neu.«

Sie blickte ihn mißtrauisch an.

»Ist das nicht Ihre Idee?«

»Nein, meine Liebe«, fiel der Doktor ein, »es ist nicht Mr. Holbrooks Idee, es ist meine. – Wollen Sie mich entschuldigen, Mr. Holbrook? Ich werde Sie morgen früh besuchen.«

Als die beiden wieder allein waren, nahm Laffin seinen Zylinder und strich gedankenvoll darüber.

»Das Schaufenster wird am Donnerstag fertig sein. Es befindet sich in einer Seitenstraße beim Piccadilly. Eine sehr vornehme Gegend.«

»Ich werde es nicht tun«, erwiderte sie bestimmt. »Ich spreche Mr. de Fell am Montag und bin sicher, in seinem neuen Stück auftreten zu können.«

Der Doktor hob die Schultern und ließ sie langsam wieder sinken.

»Tu es!« sagte er. »Aber du mußt damit rechnen, daß am Abend deines ersten Auftretens vor dem Theater Zettel verteilt werden, auf denen mitgeteilt wird, daß du die

Tochter eines Mannes bist, der wegen Ermordung seiner Frau – deiner Mutter – im Gefängnis von Oxford gehängt wurde.«

Betty wurde kreidebleich.

»Das wirst du nicht tun! Das wäre eine Gemeinheit, eine Brutalität ... Du wirst es nicht wagen!«

Doktor Laffin lächelte eigentlich nie. Wenn ihn etwas heiter stimmte, dann zog er nur die Haut um seine Augen eine Sekunde lang zusammen. Und das geschah jetzt. Mit der Bedächtigkeit, die alle seine Bewegungen charakterisierte, steckte er die Hand in die Brusttasche und zog seine Brieftasche hervor.

»Ich habe dir das nie gezeigt«, sagte er und entfaltete einen Zeitungsausschnitt. »Also, hör zu: ›Heute neun Uhr früh wurde im Gefängnis von Oxford James Setherby Carew, von Beruf Hausmeister aus Nash Terrace Bath, hingerichtet. Er war nach seiner Verurteilung durch die Geschworenen nach Oxford gebracht worden. Man wird sich erinnern, daß Carew, ein Trunkenbold, seine Frau im betrunkenen Zustand erschoss. Beider Kind, die kleine Elisabeth, deren Erscheinen vor Gericht so rührend wirkte, befindet sich jetzt im Armenhaus. Carew bereute sein Verbrechen und schritt festen Fußes zum Schafott. Der Mann war nicht unintelligent. In seiner Gegend erfreute er sich eines gewissen Rufes als Erfinder.« Laffin faltete das Papier zusammen und legte es wieder zurück. »Du warst damals noch sehr klein und wirst dich nicht mehr an die Gerichtsverhandlung erinnern. Aber ich hoffe, du weißt noch, wie dich ein Arzt in selbstloser Weise aus dem Armenhaus geholt und erzogen hat?«

Sie antwortete nicht. So klein sie damals auch gewesen war, so erinnerte sie sich noch deutlich des bleichen Mannes auf der Anklagebank, des Richters in seinem

roten Gewand und des geschäftigen Kommens und Gehens in dem kleinen Gerichtsgebäude. Sie erinnerte sich auch des frostigen Morgens, an dem die Vorsteherin des Armenhauses zu ihr gekommen war, ihr freundlich übers Haar strich und einen Apfel gegeben hatte.

»Du sollst meine Handlungsweise richtig beurteilen«, begann der Doktor wieder. »Du warst für mich ein Experiment. Ich wollte sehen, ob und wie weit sich die Seele eines Kindes formen läßt. Du hast mich enttäuscht, aber jetzt sollst du mir wenigstens meine Fürsorge und meine Ausgaben für dich vergelten. Der Schreibtisch, für den du Reklame machen sollst, ist eine der letzten Erfindungen deines verstorbenen Vaters. Sie ist wertlos.«

Betty zuckte unwillkürlich zusammen. In diesem Augenblick haßte sie ihn so glühend, daß dagegen keine anderen Gefühle aufkommen konnten.

»Wirst du tun, was ich wünsche?«

Sich mühsam beherrschend, antwortete sie:

»Wenn ich es tue, so wird es der letzte Dienst sein, den ich dir erweise.«

Wieder zog sich die Haut um seine Augen zusammen.

»Nicht der letzte. Noch einer – ein indirekter. Du wirst ein für allemal vergessen, daß ich in einer stürmischen Nacht auf dem Dartmoor anhielt. Verstehst du? Du wirst vergessen, daß du eine gewisse goldene Schnalle gesehen hast. Wenn du je zu einer Menschenseele darüber sprichst, werden es die letzten Worte in deinem Leben gewesen sein!«

Die ›Stolzen Söhne von Ragusa‹ feierten die Gründung einer neuen Loge und die Eröffnung des dazugehörigen Heims. Bill Holbrook stand am Straßenrand und sah überrascht und belustigt den langen Zug vorbeimarschieren. Sechs Musikkapellen sorgten für Marschmusik. Dutzende von Fähnlein bezeichneten die Ortsgruppen. Allen voran flatterte ein mächtiges Banner, das in reicher Goldstickerei die getakelte Galeere, das Wappen des Vereins, zeigte – angeblich stellte sie die ›Argo‹, das Schiff der Argonauten, dar.

Holbrook hatte die Fähnlein gezählt. Fünfzig Logen waren vertreten: ›Der Stolz von Kent‹, ›Der Stolz von Hampshire‹, ›Der Stolz von Limehouse‹, ›Der Stolz von Medway‹ und so weiter.

Es waren einfache Leute, ehrsame, selbstbewußte Männer, die da mitmarschierten – Handwerker, Fabrikarbeiter, Händler, kleine Beamte. Einige waren verbissen ernst, vielen machte es sichtlich Spaß, sich mit seidenen Schärpen und allerlei Abzeichen geschmückt zu wissen, wieder andere schritten in aufrechter, stolzer Haltung daher, fühlten sie doch Tausende von Augen auf sich gerichtet!

»Worauf sind die Leute eigentlich so fürchterlich stolz?« fragte Bill Holbrook den neben ihm stehenden Polizisten.

Der lächelte überlegen.

»Na, Sie kennen doch diese Art von Vereinen. Es gibt ja eine ganze Reihe solcher Orden und Geheimgesellschaften. So etwas macht den Leuten Spaß. Ich zum Beispiel bin Mitglied – genaugenommen sogar Erster Ehrenritter – der ›Söhne der Phönix‹.

Schauen Sie sich die Männer hier an – es sind ruhige,

anständige Gesellen. Ich habe selbst schon daran gedacht, einzutreten. Es lohnt sich nämlich. Man zahlt einen Jahresbeitrag von einem Pfund, dafür aber kommt zweimal im Jahr, im Juni und Dezember, Argo, das Glücksschiff, mit fünftausend Pfund Gewinnen. Das hat den Verein groß gemacht.«

»Wollen Sie mich zum besten halten?« rief Bill. »Das mit den fünftausend Pfund verstehe ich nicht!«

Der Polizist musterte ihn ein wenig skeptisch. Offensichtlich wußte er nicht recht, was er von dem gut aussehenden, jedoch auffallend unordentlich gekleideten jungen Mann halten sollte.

»Sie sind Amerikaner, nicht wahr?« erkundigte er sich. »Ich habe mir das gleich gedacht, als ich Sie so schlecht englisch sprechen hörte. Also, die Geschichte mit dem Glücksschiff verhält sich folgendermaßen: Halbjährlich finden Verlosungen statt. Im Juni gibt es einen Treffer von fünfhundert Pfund und viele kleinere Preise, um Weihnachten aber wird ein einziger Gewinn ausgelost, und der beträgt fünftausend Pfund.«

Bill sah dem Zug nach, dem ein Rudel Gassenjungen folgte, bis er außer Sicht kam und der Verkehr wieder aufgenommen werden konnte.

»Das ist mir alles ganz neu«, meinte er. »Ich will mal sehen, ob ich bei meinem polizeilichen Berater noch Informationen darüber bekommen kann.«

Der Polizist grinste.

»Freilich, Sie wohnen ja bei Mr. Bullott, nicht wahr?«

»Ganz richtig.«

Holbrook war nicht wenig erstaunt, daß man ihn sogar in der Edgware Road kannte.

»Ich habe Sie oft bei ihm ein und aus gehen sehen, als

ich dort im Revier Dienst tat. Ich würde Sie allerdings nicht wiedererkannt haben, wenn mich nicht der Bursche da drüben gefragt hätte, ob Sie nicht der Untermieter des Inspektors seien.«

Bill schaute in die Richtung, die ihm der Polizist mit einem unauffälligen Seitenblick gewiesen hatte. Dort stand, wenige Schritte von ihnen entfernt, ein Mann, der unter normalen Umständen seine Aufmerksamkeit kaum erregt hätte. Bill pflegte Leute, die er zufällig traf, gleich in bestimmte Kategorien einzuteilen. Eine davon war die der »angemessen bezahlten Angestellten«. Zu dieser rechnete er den Mann entschieden.

Er trug einen gutsitzenden Anzug, ein makellos weißes Hemd mit Stehkragen, eine schwarze Halsbinde und starke, gut gearbeitete Schuhe. Sein hageres Gesicht verriet hohe Intelligenz. Er hatte einen rötlichen Schnurrbart, und auf seiner Nase saß ein goldgefaßter Kneifer.

»Was glauben Sie, ist der Mann?« fragte der Polizist mit überlegenem Lächeln.

»Na, ich denke, ein Staatsbeamter in guter Stellung«, vermutete Bill.

»Da täuschen Sie sich aber gewaltig«, erwiderte der andere, dem dieses Fragespiel sichtlich Spaß machte.

»Was denn sonst?«

»Er ist – Einbrecher! Toby Marsh ist einer der geschicktesten Einbruchskünstler Londons. Und ist erst ein einziges Mal erwischt worden, und auch das nur durch Zufall.«

In diesem Augenblick wandte der Mann mit dem Zwickel sich ihnen zu, um sie von Kopf bis Fuß zu mustern. Gleich darauf sah er wieder weg.

»Den möchte ich gern mal sprechen«, meinte Bill.  
»Können Sie ihn nicht herrufen?«

»Ich?« entsetzte sich der Polizist. »Werde mich schwer hüten! Was glauben Sie denn, wie der mich behandeln würde! Ein gewöhnlicher Polizist hat mit solchen Herren nichts zu schaffen. Es liegt ja nichts gegen ihn vor, das heißt, es ist ihm nichts nachzuweisen, und die Detektivabteilung sieht es gar nicht gern, wenn wir uns mit solchen Leuten einlassen.«

Jetzt ging der Mann weiter und verschwand bald in der Menge.

»Übrigens«, fuhr der Polizist fort, »weiß man nie, ob solche Burschen nicht für unsere Leute arbeiten. Ich halte zwar Toby nicht für einen Lockspitzel, aber ein Einbrecher von Rang kann unserem Hauptpolizeiamt sehr nützlich sein. Ich würde möglicherweise einen Rüffel bekommen, wenn ich ihn unnötigerweise verstimmt.«

Dennoch sollte Bills Wunsch nach einem Gespräch mit Toy Marsh gleich danach in Erfüllung gehen. Er war auf die Cambridge Terrace eingebogen, als er den interessanten Mann wieder vor sich sah. Er stand, mit dem Rücken ans Geländer gelehnt, wie einer da, der jemand erwartet. Bill wollte gerade vorbeigehen, als Toby Marsh auf ihn zukam.

»Verzeihen Sie, Sir!« Er sprach mit dem leicht näselnden Ton, der in gewissen Kreisen als Zeichen vornehmer Abkunft gilt. »Ich habe beobachtet, wie Sie ratlos und verblüfft das Treiben dieser Spießer verfolgten. Seltsame Neigungen haben diese Leute, nicht? Sie als Zeitungsmann wird es vielleicht interessieren, etwas über die psychologischen Hintergründe zu hören, die Beweggründe, die zu solchen Schaustellungen führen.«

Bill überraschte die gewählte Ausdrucksweise des



Meistereinbrechers. Toby Marsh fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort:

»Bei den unteren Klassen ist der Nachahmungstrieb stärker entwickelt. Wenn er sich mit Großmannssucht paart, muß etwas Verschrobenes zustande kommen. Das eindrucklichste Beispiel sind die ›Stolzen Söhne von Ragusa‹ mit ihrem Mysterienkult, ihren Erkennungszeichen beim Händedruck, ihrem Lösungswort – das nebenbei gesagt ›Drache‹ heißt –, ihren Talaren und Kapuzen, die den ganzen Kopf verhüllen und nur Augenschlitze aufweisen, mit ihren Einweihungszeremonien, bei denen bengalisches Licht eine große Rolle spielt, ihren Prioren, Logenmeistern und Tagesbefehlen.«

Bill grinste.

»Sie scheinen sich ja in dem Orden recht gut auszukennen?«

»Ich kenne so ziemlich alle Geheimgesellschaften«, erklärte Marsh mit einer Handbewegung, die jede Bewunderung bescheiden zurückweisen sollte. »Ganz besonders vertraut bin ich aber mit dem ›Dreiundzwanzigsten Grad‹ der Söhne von Ragusa. Ja –«, wiederholte er, als er mit Genugtuung das Erstaunen im Gesicht des andern sah, »mit dem Dreiundzwanzigsten Grad der Söhne von Ragusa und speziell auch mit der ›Goldenen Stimme des Alls!‹«

Bill sah ihn einen Augenblick lang verwirrt an. Er überlegte, ob der Mann betrunken sei. Toby schien seine Gedanken lesen zu können, denn er sagte sofort:

»Ich bin Abstinenzler – unbedingter Gegner des Alkohols. Wenn ich von der Goldenen Stimme des Alls spreche, so meine ich damit nichts Phantastisches, sondern ein durchaus körperliches und – dies nur nebenbei – dem Auge sehr wohlgefällige Wesen, dessen irdischer Name

Miss Elisabeth Carew lautet!«

Bill blieb der Mund vor Staunen offen.

»Miss Elisabeth Carew?« fragte er dann. »Meinen Sie die Schauspielerin?«

»Als Künstlerin hat sie nie einen großen Eindruck auf mich gemacht.« Marsh zog eine sehr schön gearbeitete Zigarettendose hervor, entnahm ihr eine Zigarette, klappte sie wieder zu und reichte sie Bill zur Besichtigung. »Sie hat mich fünfundzwanzig Pfund gekostet«, versicherte er beiläufig. »Jedesmal, wenn mich die Polizei verhaftet, will sie wissen, wem sie früher gehört hat. Wenn sich die Beamten dann genügend lange bemüht und die Füße abgelaufen haben, führe ich sie immer zu dem Juwelier, bei dem ich sie gekauft habe. Das ist ein netter kleiner Zeitvertreib. Ja, Sir, es ist schon so, wir meinen die gleiche Dame – Miss Betty Carew!«

»Aber, um Himmels willen«, fuhr Bill gereizt auf, »was für ungereimtes Zeug reden Sie denn zusammen? Stimme des Alls? Dreiundzwanzigster Grad? Wollen Sie damit behaupten, daß Miss Carew Mitglied dieses albernsten Ordens ist?«

»Das nicht. Aber ich habe Sie mit dem Polizisten sprechen sehen und bin überzeugt, daß er mich bei Ihnen – nicht zu Unrecht – als Einbrecher hingestellt hat. Für solche Bauernjungen, wie dieser Simmonds einer ist, bin ich nichts anderes. Und da ihnen jegliche Einbildungskraft abgeht, ist es ja völlig ausgeschlossen, daß sie etwas anderes sehen können als die Oberfläche der Dinge. Seit man die Menschen nach ihren Fingerabdrücken identifiziert, hat der Polizeiberuf überhaupt den letzten Rest von Romantik verloren. Doch, wenn Sie Bullott – einen sehr netten, wenn auch ein wenig unerfahrenen Beamten – wiedersehen, vergessen Sie nicht, ihm gegenüber zu

erwähnen, was ich mir über den Dreiundzwanzigsten Grad zu bemerken erlaubte.«

Toby Marsh lüftete nach diesen Worten höflich seinen Hut, schritt würdevoll weiter und ließ den verdutzten Bill stehen.

## 8

Bill Holbrook hatte das Glück, einziger Untermieter eines Polizeiinspektors zu sein, eines ruhigen, wenig mitteilenden, für seinen Rang ziemlich jungen Mannes, der sich nur für seinen Beruf – von dem er übrigens nie sprach – interessierte.

Bill hatte bei ihm zwei schöne Zimmer mit Blick in den Garten gemietet. Als er gerade dabei war, sich nochmals die befremdlichen Bemerkungen Toby Marshs zu vergegenwärtigen, trat unvermutet der Hausherr ein.

»Hallo, Mr. Bullott, freue mich, Sie zu sehen!«

»Ich wollte nur fragen, ob Sie die Güte hätten, mir eine Ihrer Zeitungen zu leihen.«

Auf einem Tischchen lag ein ganzer Haufen Zeitungen aufgestapelt.

»Bitte, bedienen Sie sich! Wünschen Sie ein bestimmtes Blatt?«

»Ich möchte die ›Times‹ haben. Es interessiert mich, ob der Notschrei, den ich gestern las, heute wieder drin ist. Ich kam im Amt nicht dazu, die Zeitungen anzuschauen, der Mordfall von Deptford hat mir zuviel zu tun gegeben.«

Bill erhob sich und suchte die ›Times‹ heraus.

»Was für ein Notschrei?« fragte er neugierig.

Bullott schlug die Zeitung auf und überflog die ›Kleinen Anzeigen‹.

»Sehen Sie, da steht: ›Sylvia. Ich rufe. Sei bereit zu einem: Pung. Grüner Drache.««

»Was, zum Teufel, soll das heißen?«

»Es sind Ausdrücke, die im Mah-Jongg gebräuchlich sind, dem chinesischen Spiel, das in letzter Zeit bei uns so beliebt geworden ist. Der Grüne Drache ist einer der Steine, und wenn ein Spieler sagt ›ich rufe‹, so heißt das, daß er nur noch einen Stein braucht, um das Spiel zu beenden. Pung wieder bedeutet, daß man zwei oder drei gleichwertige Steine auslegt. Vor zwei Tagen ist eine ähnliche Anzeige erschienen, nur hieß es damals: ›Ostwind. Eile.««

»Ostwind?«

»Ja. Die vier am Mah-Jongg beteiligten Spieler werden nach den vier Windrichtungen benannt. Ostwind hat die Vorhand. Die Anzeige könnte eine Reklame für das Spiel, vielleicht aber auch nur ein chiffrierter Gedankenaustausch zwischen zwei albernen jungen Leuten sein.«

Bullott gab die Zeitung zurück. Er schien ausnahmsweise in gesprächiger Laune zu sein und ließ sich plaudernd auf einem Stuhl nieder. Da kam Bill wieder das Zusammentreffen mit dem merkwürdigen Toby Marsh in den Sinn.

»Ich denke, Sie haben in Ihrem Beruf schon mit recht sonderbaren Leuten zu tun gehabt«, begann er.

Der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Ich habe eigentlich noch nie einen Fall selbst geführt – noch nie einen Mann verhaftet – noch nie als Hauptzeuge ausgesagt.«

Bullott stellte das in melancholischem Ton fest.

Bill starrte ihn an.

»Wirklich nicht? Was machen Sie dann bei der Polizei? Wofür sind Sie denn befördert worden?«

»Meines wundervollen Gedächtnisses wegen. Darum hat man mich in den Kanzleidiensnt übernommen, und zwar noch bevor ich überhaupt Gelegenheit gehabt hätte, irgend jemanden wegen Mißhandlung seines Hundes oder zu schnellen Autofahrens anzuzeigen. Ich tat Außendienst in einem Revier, in dem nie etwas geschah, außer wenn es regnete.«

»Und was geschah dann?« erkundigte sich Holbrook.

»Dann regnete es eben«, stellte der Inspektor trocken fest. »In jenem Bezirk wohnen nur wohlhabende Leute, die nichts dem Zufall überlassen und keine aufregenden Ereignisse verursachen. Ich vertrieb mir die Zeit, so gut es ging, und brachte das Kunststück zustande, mir die Nummer jedes vorbeifahrenden Autos während des ganzen Tages oder noch länger zu merken. Ich konnte vierhundert Erkennungsnummern im Kopf behalten und zu jeder einzelnen angeben, ob Mann oder Frau den Wagen gelenkt hatte und wie viele Insassen dabei gewesen waren. Eines Tages wollte die Kriminalabteilung, die dem berüchtigten Straßenräuber Joe Stortling auf den Fersen war, wissen, ob nicht jemand den Wagen des Verbrechers gesehen hätte. Ich erinnerte mich sogleich der Nummer und konnte sagen, wo ich den Wagen gesehen und welche Richtung er eingeschlagen hatte. Als meine Begabung den Vorgesetzten zu Ohren kam, holten sie mich in den Erkennungsdienst. Ich kenne jetzt jeden Gewohnheitsverbrecher, mit dem die Polizei je zu tun hatte, und wäre imstande, mindestens dreihundert amerikanische Gauner und ebenso viele französische auf den ersten Blick beim Namen zu nennen. Ich kann Fingerabdrücke bekannter Verbrecher sogleich unterscheiden. Aber wenn man mich

beauftragte, einen Mann zu verhaften, käme ich wohl in ärgere Verlegenheit als der Verfolgte.«

»Ach Gott!« sagte Bill teilnahmsvoll. »Aber möchten Sie denn nicht einmal die Aufdeckung eines Kriminalfalles selbst in die Hand nehmen?«

Die sanften blauen Augen des Inspektors leuchteten auf. »Und ob ich das möchte! Ich kann ja sonst mit keiner weiteren Beförderung rechnen. Doch wenn ich meine Vorgesetzten um eine aktive Verwendung bitte, lächeln sie nur.«

»Könnten Sie sich nicht sozusagen eigenmächtig mit einem Fall beschäftigen, noch bevor die zuständigen Stellen davon Wind bekommen haben? Ich denke, man würde Sie nicht wegzuschicken wagen.«

»Nein, ich glaube auch nicht, daß man es tun würde«, stimmte Bullott gleichgültig zu. »Aber wo findet man einen solchen Fall?«

Plötzlich fiel Bill – beinahe hätte er es doch noch vergessen – wieder ein, was er hatte vorbringen wollen.

»Nebenbei bemerkt – kennen Sie einen gewissen Toby Marsh?«

»Einbrecher!« fiel Bullott sofort ein. »Einmal vorbestraft, mehrmals in Untersuchung gezogen. Fünfundsechzig Zoll groß, hager, lichtblaue Augen, trägt Zwicker, zwei Schneidezähne fehlen. Wohnt in Maida Vale, einem sehr vornehmen Stadtteil. Verwendet mit Vorliebe Fremdwörter und mischt sich gerne in die Angelegenheiten anderer Leute. Freilich kenne ich den!«

»Das dachte ich mir«, sagte Bill. »Ich habe ihn nämlich heute getroffen. Er scheint ein Geheimniskrämer zu sein.«

»Ja, das ist seine Passion, die Leute neugierig zu machen. Was hat er Ihnen denn erzählt?«

Der Inspektor, der sich schon hatte zurückziehen wollen, setzte sich von neuem und blickte seinen Mieter erwartungsvoll an. Die Neugier schien ihn völlig verwandelt zu haben.

»Ich kann Ihnen gar nicht genau sagen, was er erzählt hat. Es war lauter ungereimtes Zeug. Zum Beispiel hat er den Namen einer mir bekannten jungen Dame genannt und gesagt, sie sei die ›Goldene Stimme des Alls‹.«

»Die Goldene Stimme des Alls?« wiederholte Bullott langsam. »In welchem Zusammenhang hat er die Dame erwähnt?«

»Wir sprachen von den Stolzen Söhnen von Ragusa. Haben Sie von denen schon einmal etwas gehört?«

»Doch, doch«, antwortete der Inspektor ungeduldig. »Das ist eine Gesellschaft, die halbjährlich eine Art Lotterie veranstaltet. Sie wurde von einem verrückten Amerikaner namens Leiff Stone gegründet, der an allerhand Übersinnliches und an Geister glaubt. Stimme des Alls?« Er schlug sich auf die Knie. »Das bedeutet natürlich, vom höchsten Geist des Weltalls inspiriert sein! Wiederholen Sie mir doch bitte so genau wie möglich, was er alles gesagt hat.«

Er hörte gespannt zu, als Bill den Zug der Söhne von Ragusa schilderte und seine Unterhaltung mit dem Einbrecher rekapitulierte.

»Betty Carew – das ist doch die Schauspielerin, nicht wahr? Was hat die mit den Söhnen von Ragusa zu tun?«

»Ich bin überzeugt, daß sie noch nie etwas von ihnen gehört hat«, meinte Bill.

Bullott rieb sich das Kinn.

»Der Dreiundzwanzigste Grad? Ich werde der Sache nachgehen. Denn ich sage Ihnen, dieser Marsh erfährt

manchmal Dinge, von denen die Polizei keine Ahnung hat. Wie er zu seinen Kenntnissen kommt, weiß ich nicht, wahrscheinlich bei seinen Einbrüchen. Denn er arbeitet fortwährend, ohne daß wir ihn fassen können. Und Toby sucht sich ausgefallene Örtlichkeiten für seine Unternehmungen aus. Gewöhnliche Juwelierläden und Geschäftskassen sind vor ihm sicher. Doch wenn bei der Hauptstelle des Vereins für Sonntagsschulen oder sonst an einem ungewöhnlichen Ort eingebrochen wird, tut man gut daran, zuerst einmal an ihn zu denken. Die Büros von Rechtsanwälten waren immer seine Spezialität. Man sagt, Toby lerne in zwölf Monaten seiner Arbeit so viele Geheimnisse kennen, daß er davon für den Rest seines Lebens als Erpresser wunderbar leben könnte. Aber er hat sich, soviel ich weiß, noch nie als solcher betätigt.«

## 9

Dr. Laffin hatte das große, düstere Haus in der Camden Street gekauft, als er nach London kam, und es ganz nach seinem sonderbaren Geschmack eingerichtet. In diesem Hause hatte Betty Carew den größten Teil ihrer Kindheit verlebt. Es war ein Haus der Schatten. In Ecken und Nischen stieß man auf Bronze-Buddhas, Götzenbilder und schreckliche Tanzmasken afrikanischer Medizinmänner. Ju-Jus oder Fetische von der Goldküste hingen an den Wänden, und das Arbeitszimmer des Doktors, sein Heiligtum, war wie die Stube eines mittelalterlichen Zauberers eingerichtet.

Als Betty am verabredeten Tag in der Camden Street erschien, traf sie Laffin in höchster Erregung an. Mitten in dem seltsamen Zimmer stand ein Mann mit einem



Notizbuch in der Hand, der dem Hausherrn gespannt zuhörte, doch schien seine Aufmerksamkeit zwischen der eigenartigen Einrichtung des Raums und den zornig klingenden Ausführungen des Doktors geteilt zu sein.

»Wenn ich ihn gesehen hätte, Wachtmeister, so würde es einen Einbrecher weniger auf Erden geben. Solche Leute sollten gebrandmarkt werden, damit man sie gleich erkennen kann. Die Hände sollte man den Kerlen abhacken, das wäre Gerechtigkeit!«

»Ja, ja, Sir.« (Die Londoner Polizeibeamten sind wegen ihrer Geduld und Höflichkeit allgemein bekannt.) »Das ist ein vorzüglicher Gedanke, ich fürchte nur, daß die Abteilung für Fingerabdrücke damit gar nicht einverstanden wäre. Um welche Zeit haben Sie eigentlich den Verlust der Papiere entdeckt?«

»Gestern abend spät«, erwiderte Laffin. »Aber die Papiere können schon früher gestohlen worden sein. Vor drei Tagen schloß ich sie in meinen Kassenschrank ein.«

»Fehlt Ihnen außer den Schriften nichts?«

»O doch. Eine kleine Goldstatue des ägyptischen Gottes Set, ein kabbalistischer Ring, der Darius dem Großen gehört haben soll, ein Silberkelch aus einer der ersten Kirchen des Morgenlandes ... Aber die Papiere sind mir weitaus das wichtigste.«

»Was enthalten sie eigentlich?«

Dr. Laffins Basiliskenaugen glühten.

»Es waren vier Bogen Papier mit Aufzeichnungen von meiner Hand«, sagte er. »Notizen für ein Schauspiel, an dem ich gerade arbeite.«

Betty unterdrückte mit Mühe einen Aufschrei. Er und ein Schauspiel! Joshua Laffin, der das Theater und alles, was damit zusammenhing, haßte, ein Stückeschreiber!

»Ich fürchte nur, daß die Papiere vernichtet worden sind, wenn sie an und für sich keinen Wert besaßen.«

»Es hat nicht viel Sinn, noch weiter herumzureden«, sagte der Doktor kühl.

Betty hatte die ganze Zeit unbeteiligt danebengestanden. Dr. Laffin hatte sie wohl gesehen, aber keine Notiz von ihr genommen. Erst als sich der Wachtmeister empfahl, ließ er sich herab, sie anzureden. Den Einbruch erwähnte er mit keinem Wort mehr, sondern fragte nur barsch:

»Bist du bereit?«

Darauf setzte er, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, den Hut auf und ging voraus auf die Straße.

Das Ladenlokal war neu angestrichen worden und roch noch stark nach Firnis. Das große Schaufenster präsentierte sich wie ein vollständig eingerichtetes Arbeitszimmer, der Raum dahinter aber war leer. An den Laden schloß sich noch ein kleines Wohnzimmer an, in das Laffin das Mädchen führte. Betty entdeckte zu ihrer Verwunderung, daß es als Ankleideraum gedacht war. Ein Spiegeltisch stand darin, schirmlose Lampen verbreiteten große Helle. Über einer Stuhllehne hing ein hübsches dunkelgrünes Kleid.

»Das kann ich doch unmöglich anziehen«, schrie sie entsetzt auf, »das ist ja ein Abendkleid!«

Dr. Laffin würdigte sie, wie gewöhnlich, keiner Antwort.

»Auf dem Tisch wirst du eine Perlenkette finden. Gib acht darauf, sie ist echt. Noch etwas möchte ich dir besonders in Erinnerung rufen. Auf dem Schreibtisch im Schaufenster steht eine kleine Jadevase mit einer roten Rose. Es darf immer nur eine einzige rote Rose in dieser Vase stecken, und sie muß immer auf deinem Tisch stehen. Hast du verstanden? Sie – muß – immer – auf – dem – Tisch – stehen!«

Die Rose interessierte sie in diesem Augenblick wenig.

»Aber ich kann doch nicht bei hellichtem Tag dieses Kleid tragen«, entgegnete sie. »Ich weigere mich einfach, das zu tun!«

Er nahm das Kleid in die Hand.

»Dann werde ich dir ein anderes verschaffen«, sagte er und wollte zur Tür hinaus. Sie aber verstellte ihm den Weg.

»Ich will jetzt endlich wissen, was das alles zu bedeuten hat! Warum dieser Laden? Warum bestehst du darauf, daß ich mich zum Gaudium der Menge in ein Schaufenster setze? Hinter alldem steckt etwas.«

»Es steckt ein Vermögen für mich darin, wie ich dir, glaube ich, schon einmal gesagt habe. Weitere Aufschlüsse zu geben bin ich nicht bereit. Vielleicht ist es nur eine Laune von mir, vielleicht auch mehr ...«

»So ist es also ein Geschäft?« fragte sie sofort.

»Und wenn schon?«

»Der Laden ist neu hergerichtet worden, aber sicher nicht von deinem Geld. Du bist fast mittellos. Geschäftsleute, die um die Verbindung zwischen uns wissen, haben mich im Theater aufgesucht. Es laufen Schuldklagen gegen dich.«

Er runzelte die Stirn.

»Wer hat es gewagt, mir Übles nachzureden?« fragte er scharf. »Ich will seinen Namen wissen, um ihn zur Verantwortung ziehen zu können.«

»Warum willst du mir etwas vormachen?« erwiderte sie bitter. »Du vergißt, daß ich ähnliches schon früher erlebt habe. Du wirst dich doch wohl noch erinnern, wie wir eine Woche lang nichts zu essen hatten, weil du all dein Geld in Monte Carlo verspielt hattest?«

Er antwortete nicht, sondern blieb, die Hände auf dem Rücken, mit gesenktem Blick stehen. Sein unangenehmes Gesicht verzog sich zu einer häßlichen Grimasse.

»Du weißt viel zuviel!« sagte er schließlich.

Er ging hinaus und kehrte in Begleitung eines unansehnlichen kleinen Mannes zurück, den er als den Geschäftsleiter vorstellte.

»Du brauchst keinerlei Weisungen von ihm entgegenzunehmen«, sagte er in Gegenwart des Mannes. »Du weißt ohnehin, was du zu tun hast, und bist deine eigene Herrin. Um elf Uhr vormittags hast du deinen Posten zu beziehen, und um vier Uhr nachmittags ist dein Dienst zu Ende. Wenn dich die Leute anstarren, brauchst du ja nicht hinzusehen. Ich werde dafür sorgen, daß dich, wenn du den Laden verläßt, niemand anspricht. Ein Auto wird dich jeden Abend nach Hause bringen.«

Sie wußte aus langer Erfahrung, daß weitere Auseinandersetzungen ganz zwecklos waren. So fügte sie sich in ihr Los.

Die erste Stunde im Schaufenster war qualvoll. Man hatte ihr Bücher und Briefpapier auf den Schreibtisch gelegt. Sie begann, sinnloses Zeug zu kritzeln, um nicht auf die Neugierigen sehen zu müssen, die sich vor dem Schaufenster ansammelten und nur ab und zu von einem ungehaltenen Polizisten aufgefordert wurden, weiterzugehen.

Sie erfand Geschichten und schrieb sie nieder, nur um die grinsenden Gesichter zu vergessen, die sie durch die Glasscheibe anuckten.

Und dann ereignete sich der Zwischenfall mit Mr. William Holbrook.

Bill hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, sich gleich am ersten Tag die Sache näher anzusehen. Der

Laden, in dem der neue Patentschreibtisch vertrieben werden sollte, befand sich in einer der teuersten Gegenden des Londoner Westens, doch war die Lage für ein Geschäft dieser Art denkbar ungünstig. Von einem Angestellten des Hausverwalters hatte Holbrook erfahren, daß der Vertrag auf drei Monate abgeschlossen worden sei, und daß es sich eigentlich nur um eine Untermiete handle, weil die Räume schon an eine andere Firma vergeben wären, die jedoch erst im nächsten Jahr einziehen könne und deshalb froh sei, den Laden in der Zwischenzeit dem närrischen Doktor überlassen zu können. Nachdem er all dies erfahren hatte, erschien nun Bill Holbrook vor dem ansprechend möblierten Schaufenster und warf einen Blick auf Betty Carew, die an einem eher kleinen, ganz gewöhnlich aussehenden Schreibtisch saß – ihr Gesicht war zwar der Straße abgewandt, doch die geröteten Wangen und die aus jeder Bewegung ersichtliche Nervosität verrieten, wie ihr zumute sein mußte.

Betty hörte die Ladentür gehen. Jemand rief:

»Miss Carew!«

Sie wandte sich erschrocken um – Bill Holbrook streckte den Kopf durch die Einstiegsklappe in der Rückwand des Schaufensters und machte ein besorgtes Gesicht. Es hatte nur noch dieses Anstoßes bedurft, um ihre Verzweiflung in helle Wut zu verwandeln.

»Bitte, kommen Sie doch heraus –«, beschwor er sie, »ich möchte mit Ihnen sprechen!«

»Verschwinden Sie!« herrschte sie ihn mit bebender Stimme an.

Bill war verblüfft.

»Beruhigen Sie sich doch und kommen Sie heraus!«

Es klang befehlend, und sie gehorchte, ohne recht zu wissen, warum. Immerhin hätte sie vor Erleichterung

weinen mögen, als sie für eine Weile von den glotzenden Augen befreit war.

»Es ist allein Laffins Idee«, sagte er. »Er hat uns ursprünglich beauftragt, Reklame für den Tisch zu machen, dann aber alles selbst in die Hand genommen und uns nur die Belieferung der Zeitungen mit einem Werbetext überlassen, den er übrigens auch selbst verfaßt hat.«

»Wie lautet der Text?« fragte sie gespannt. »Es ist doch hoffentlich darin nicht von mir die Rede!«

Bill kramte in seinen Taschen, zog ein halbes Dutzend Briefumschläge hervor, suchte darin und entfaltete schließlich ein Stück Papier.

»Ihr Name ist nicht genannt – hören Sie:

### DAS ROTHAAARIGE MÄDCHEN

Wer in diesen Tagen durch die Duke Street geht, kann eines ungewöhnlichen Anblicks gewärtig sein. Ein Schaufenster in dieser Straße zeigt täuschend echt das Interieur eines hübschen privaten Arbeitszimmers, und an dem kleinen Damenschreibtisch sitzt ein außergewöhnlich schönes Mädchen mit prächtigem, wundervoll rotem Haar. Auf dem Tisch steht eine grüne Jadevase, in der eine einzige rote Rose steckt. Die junge Dame bemüht sich offenbar, für den Schreibtisch, an dem sie arbeitet, Reklame zu machen. Doch schon das Bild, das sie selbst bietet, ist überaus reizvoll.«

Bill Holbrook sah, als er geendet hatte, von dem Blatt auf, zuckte die Schultern und fügte ärgerlich hinzu:

»Wozu das dienen soll, weiß ich allerdings nicht. Es wird höchstens Gaffer anziehen. Nicht ein Wort wird über die Vorzüge des Tisches verloren. Ich fürchte, beim Doktor stimmt da oben etwas nicht ganz.«

Bei diesen Worten schlug er sich mit der flachen Hand auf die Stirn.

»Muß denn das Zeug gedruckt werden?« fragte Betty beklommen, denn in ihrer Vorstellung sah sie die Menge vor dem Schaufenster immer größer und größer werden.

»Wir müssen es jedenfalls verschicken, das ist unser Geschäft. Ob es gedruckt wird, hängt von der Meinung der Redakteure ab. Die Hälfte von ihnen wird den Artikel nicht annehmen wollen, weil er eine versteckte Reklame enthält. Ich glaube ... Oh, guten Tag, Doktor!«

Laffin war durch die Ladentür eingetreten. Seine Lippen zitterten vor Wut.

»Warum bist du nicht auf deinem Platz?« fuhr er Betty an.

»Weil ich Miss Carew gebeten habe, mir einen Augenblick Gehör zu schenken«, antwortete Bill an ihrer Stelle. »Hören Sie, Doktor, ich zerbreche mir den Kopf, was das alles bedeuten soll. Wollen Sie mir nicht sagen, was dahintersteckt?«

»Kümmern Sie sich um Ihr Geschäft ...« begann Laffin, sich mühsam beherrschend.

»Nicht doch, Doktor! Sprechen Sie nicht so mit mir!« fiel ihm Bill ins Wort. »Ich weiß genau, was mein Geschäft ist, und kümmere mich reichlich darum. Aber die Schaustellung hier im Fenster dient einem andern Zweck als der Reklame für den Tisch.« Er hakte seinen tintenbefleckten Zeigefinger zwischen zwei Knöpfen von Laffins Weste ein und ließ nicht mehr los. »Wenn ich nicht in der Reklamebranche, sondern immer noch Zeitungsreporter wäre, würde ich jetzt zur Polizei laufen und sagen: ›Ich weiß eine Geschichte, die mir zu gut für die Zeitung erscheint. Schicken Sie einen tüchtigen Detektiv zum alten Laffin, und lassen Sie ihn verhören.

Vielleicht wird Ihr Beamter nicht allein zurückkommen.«

Aus den Wangen Joshua Laffins wich allmählich die Farbe; sie wurden schmutzigweiß. Und die Lippen waren bleifarben, als Bill den Laden verließ.

## 10

Eine Stunde später kam Bill Holbrook atemlos in Mr. Pawters Büro hereingeschneit.

»Dein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, Onkel Pips!« rief er schon in der Tür. »Ich bin wieder in die Redaktion des ›Dispatch Herald‹ eingetreten – als Kriminalreporter.«

Pawter lehnte sich zurück.

»Ist das dein Ernst? Sei doch kein Narr! Du bekommst hier ein gutes Gehalt ...«

»Gehalt interessiert mich nicht. Hör zu, Pips, ich bin der interessantesten Geschichte auf der Spur, an die je eine Zeitung herangekommen ist.«

Pawter warf einen Blick auf die Wanduhr.

»Die Kneipen öffnen doch erst mittags. Wo hast du dich denn schon so früh betrunken?«

Doch Bill fochten solche Sticheleien nicht an.

»Ich bin völlig nüchtern. Ich habe Lowther vom ›Dispatch Herald‹ gesprochen, und er hat mir den Posten gegeben.«

Pawters Gesicht nahm den Ausdruck geduldiger Ergebung an.

»Es gibt allerdings so etwas wie Verträge – etwas wie Verpflichtungen. Aber diese Dinge kommen wahrscheinlich in deinem Wortschatz nicht vor. Ist es dir wirklich



ernst mit deinem Entschluß?»

Bill nickte stumm.

»Dann ist also nichts mehr darüber zu sagen. Es ist für mich freilich etwas ganz Neues, dich etwas ernst nehmen zu sehen. Ich werde dich entschieden vermissen ...«

»Wir wollen uns keine Schmeicheleien sagen«, erwiderte Bill.

»Du bist mir noch ein Monatsgehalt schuldig.«

Pawter seufzte, zog sein Scheckbuch aus der Schreibtischschublade und begann zu schreiben, was ihm anscheinend außerordentlich schwerfiel.

»Wenn du wieder bei mir eintreten willst –«, meinte er leichthin, »dein Posten wird frei sein, obschon mir deine Art, unsere Interessen wahrzunehmen, manche schlaflose Nacht bereitet hat. Nun sage mir aber ernstlich, was du vorhast!«

»Ich will's dir sagen!«

Eine Viertelstunde lang hörte sich Pawter die Aufzählung von Verdachtsmomenten an, die Bill hoffen ließen, einem »großen Falk« auf der Spur zu sein.

»Sehr sensationell«, bemerkte Pawter ohne Überzeugung. »Es ist komisch – das leiseste Anzeichen eines Verbrechens regt deine Phantasie sofort zu fieberhafter Tätigkeit an, während du in unserem Geschäft nie einen guten Einfall hattest. Nebenbei bemerkt – hast du Mr. Stone gesprochen?«

»Jawohl. Und ich werde heute eine weitere Unterredung mit ihm haben. Er gefällt mir ausnehmend gut. Er scheint ein guter, anständiger, rechtlich denkender Bürger zu sein. Das einzige, was gegen ihn spricht, ist, daß er deinen Reklamevorschlag gut findet.«

»Natürlich«, brummte Pawter. »Bring diese Sache noch

in Ordnung, bevor du uns verläßt, Bill, und ich werde zum erstenmal, seit du hier arbeitest, das Gefühl haben, daß du dein Gehalt verdient hast.«

Von Pawters Büro ging Bill direkt zu Mr. Stone. Er war nicht im Hotel abgestiegen, sondern hatte in der Albemarle Street eine möblierte Wohnung für die ganze Saison gemietet. Dort hatte ihn Bill schon einmal besucht.

Stone war ein hochgewachsener, schlanker Mann mit nahezu weißem Haar. Sein Gesicht hatte etwas Verwittertes und war von tiefen Furchen durchzogen, aber aus seinen Augen sprach ein Humor, der nach Bills Beobachtungen alle erfolgreichen Männer auszeichnete.

Ein englischer Diener ließ den Besucher ein und führte ihn sofort in den Salon, der in eine Art Büro umgewandelt worden war.

»Nur herein, Mr. Holbrook!« rief Stone. »Sie bleiben doch zum Frühstück?«

»Sehr gern.«

»Schön. Ich habe auch meinen Bruder eingeladen, aber ich zweifle, ob er kommen wird.« Stone lachte leise. »Sie sind Journalist, nicht wahr? Oder waren es mindestens, bevor Sie in das Reklamebüro eintraten?«

»Ich war nicht nur Journalist, ich bin es wieder«, sagte Bill. »Tatsächlich sind Sie – wahrscheinlich für sehr lange Zeit – der letzte Kunde, den ich im Auftrag von PIPS aufsuche.«

»Sehen Sie! Ich war ganz sicher. Die Herren Ihres Berufes sind unverkennbar – sie haben alle etwas Charakteristisches an sich.« Unvermittelt ging Stone zum geschäftlichen Teil der Besprechung über. »Der Vorschlag Pawters gefällt mir. Man hat um den Holzhandel in diesem Lande nie viel Aufhebens gemacht, und doch wird Holz ständig gebraucht.« Er sprach eine volle Stunde über den

Holzhandel und ließ Pawters Entwurf nach seinen Angaben verbessern, dann hielt er inne, um einen Blick auf seine Uhr zu werfen. »Ich glaube, mein Bruder wird nicht mehr kommen. Es ist schon zehn Minuten nach ein Uhr, und er ist bei all seinen Mängeln immer ein pünktlicher Mensch gewesen.«

»Lebt denn Ihr Bruder hier?«

»Ja, er lebt hier. Ich habe ihn zwar seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, höre aber manchmal von ihm.«

»Waren Sie früher schon einmal in London?« erkundigte sich Bill.

»Ich war erst einmal da und nur für ein paar Tage. Damals sah ich meinen Bruder zum letztenmal. Ich würde bei aller Anerkennung der Vorzüge Londons nicht gern hier leben. Mein Bruder aber hat eine große Vorliebe für England.« Lambert Stone lächelte schwach. »Ja, meinen Bruder sollten Sie kennenlernen! Er würde Ihnen gefallen und Sie als Zeitungsmann interessieren. Er ist das lebende Beispiel eines verwirrten Genies, wie man es manchmal im Gerichtssaal antrifft. Aber Leiff – ich meine meinen Bruder – ist durchaus keine Verbrechernatur. Er verwendet nur seine hohen Geistesgaben in höchst merkwürdiger Weise. Er hätte als Priester Wertvolles leisten können, oder auch als Geschichtsschreiber. Ja, Sie würden Leiff sicher schätzen, er ist Idealist. Sein größter Fehler ist vielleicht seine Vorliebe für das Theatralische, wie es bei diesen ›Söhnen von Ragusa‹ zum Ausdruck kommen ...«

»Die Söhne von Ragusa?« fiel ihm Bill ins Wort. »Was hat Ihr Bruder mit denen zu tun?«

»Er hat doch den Orden gegründet«, sagte Stone, und seine Augen zwinkerten vergnügt, als er sah, welchen Eindruck diese Mitteilung auf den Gast machte. »Leiff ist

vor fünfzehn oder zwanzig Jahren unter die Weltverbesserer gegangen und hat die Gesellschaft gegründet. Ich sage Ihnen, er ist der geborene Organisator. In einem Geschäft wären seine Dienste mit zehn Cents im Monat überzahlt, aber wenn es etwas Bizarres, Phantastisches ins Leben zu rufen gilt, das ihm Gelegenheit gibt, eine Atmosphäre von mittelalterlichem Mystizismus zu schaffen, dann ist er in seinem Element. Es war ein Geniestreich von ihm, eine halbjährliche Lotterie für die Mitglieder einzuführen. Das hat Leute zum Beitritt bewogen, die sonst bestimmt nie daran gedacht hätten. Er hat damit Menschen aller Schichten angelockt, und gleichzeitig ist es ihm gelungen, die für Glücksspiele geltenden Gesetze so geschickt zu umgehen, daß die britischen Behörden nie dagegen einschreiten konnten. Niemand weiß, wie die Glücklichen ausgelost werden, und es darf nach den Satzungen der ›Stolzen Söhne von Ragusa‹ auch gar nicht darüber gesprochen werden, ja, ich glaube sogar, daß der vor der Aufnahme abzulegende Eid zum Schweigen verpflichtet.« Er blickte eine Weile zum Fenster hinaus. »Vierzigtausend Mitglieder!« sagte er schließlich, mit den Lippen schmatzend. »Was für leine Verkaufsorganisation das wäre!«

## 11

Für Betty Carew begann der dritte Tag der qualvollen Zurschaustellung. Sie stöhnte, als sie in die gewohnte Straße einbog und vor dem Schaufenster mit den herabgelassenen Rolläden eine kleine Gruppe Neugieriger warten sah. An diesem Morgen hatte fast jede Zeitung den eingesandten Text über das rothaarige Mädchen – mit oder ohne redaktionelle Ausschmückung – gebracht. Erst hatte

sie gezögert, einen Blick in die Morgenblätter zu werfen. Und tatsächlich war das Schlimmste eingetreten. Sie war erkannt worden. Eine Zeitung veröffentlichte eine ganze Spalte – mit voller Namensnennung. Ein anderes Blatt brachte ein über drei Spalten reichendes Bild, das sie bei ihrer Beschäftigung zeigte. Glücklicherweise hatte sie dem Fotografen den Rücken zugekehrt. Einen Erfolg hatte diese Publizität immerhin. Sie fand drei Briefe von Theaterdirektoren vor, die ihr Engagements anboten. Einer wollte mit einer Wandertruppe eine Posse aufführen, die ›das Mädchen im Schaufenster‹ heißen sollte, wobei ihr die Titelrolle zugedacht war. Sie zerriß die Briefe, betrat das Schaufenster und drehte der Menge den Rücken zu.

Das konnte so nicht weitergehen! Es war unerträglich. Sie zog mit Anstrengung eine Schublade auf, was keine Empfehlung für das Möbelstück war, und nahm einen Brief heraus. Es war die ›Botschaft‹, die dem unbekannten Besucher übergeben werden sollte. Was spielte sich wohl ab, wenn er kam? War ihre Qual dann zu Ende? Sie hatte Laffin gefragt, aber keine Antwort erhalten.

Gegen Mittag warf sie einmal einen Blick auf die Menge. Ein Auto kam langsam die Straße herauf und hielt in der Nähe der Menschenansammlung. Jemand bahnte sich einen Weg durch die Gaffer, doch Betty sah nicht länger hin. Da hörte sie plötzlich, daß ans Fenster gepocht wurde. Sie wandte den Kopf und starrte direkt in die Augen der Florette. Heiße Röte stieg ihr in die Wangen. Das Lächeln der Tänzerin, machte sie verrückt. Schnell drehte sie dem Fenster den Rücken zu. Aber nun hörte sie die Ladentür gehen, und eine Duftwolke von La Florettes Lieblingsparfüm flutete bis zu ihrem Platz.

Betty schoß auf, durchmaß mit zwei Schritten das Schaufenster und sprang hinaus.

»Nein, wie süß!« flötete die Florette.

»Wollen Sie einen Schreibtisch kaufen?« fragte Betty eisig.

La Florette zuckte mit ihren dünnen Schultern.

»Meine Liebe, was sollte ich mit einem Schreibtisch anfangen?«

»Das weiß ich auch nicht, aber selbst Analphabeten brauchen einen – als Alibi!«

»Sie unverschämtes kleines Biest –«, zischte die Tänzerin, »Sie, Sie Ausstellungspuppe!«

Betty blieb ganz ruhig.

»Ich kann Ihnen leider nicht sagen, was Sie sind, denn da müßte ich Ausdrücke gebrauchen, die in anständiger Umgebung nicht üblich sind. Wenn Sie also keinen Schreibtisch kaufen wollen, dann verlassen Sie gefälligst diesen Laden!«

»Ich werde mich bei Ihrem Chef beschweren ...«, begann La Florette.

»Wenn Sie das täten, wäre ich Ihnen allerdings sehr dankbar«, sagte Betty so ernst, daß die andere sie anstarrte. »Haben Sie hier noch etwas zu suchen? Wenn nicht, so gehen Sie hinaus zu den Gaffern, dorthin gehören Sie – Miss Florette alias Simkins oder Snooper, wie immer Sie heißen mögen!«

»Sie – Sie haben Ihren wahren Beruf gefunden –«, kreischte La Florette, »als Mannequin, als Lockvogel ...« Sie erstickte fast vor Wut. »Ja, ich gehe hinaus, ich werde mich hinstellen und den Leuten sagen, wer Sie sind, was für eine miserable Schauspielerin Sie waren!«

Da riß Betty die Tür auf und stieß die überrumpelte Tänzerin auf die Straße.

Der zweite unwillkommene Besucher kam, als sie in dem leeren Laden hastig zu Mittag aß. Sie hörte schnelle

Schritte, jemand drückte auf die Klinke, und dann blickte sie in die unruhigen Augen des hübschesten Mannes von London.

»Oh, Clive, Sie haben mir doch versprochen, nicht zu kommen!«

»Ich mußte kommen. Haben Sie die Morgenblätter gesehen?« fragte er wild. »Es ist gräßlich, Betty. Ich werde es nicht mehr erlauben. Ich will noch heute mit dem alten Schurken sprechen.«

Sie mußte unwillkürlich lächeln.

»Es hat keinen Zweck, mit dem alten Schurken zu sprechen – ich muß durchhalten, Clive!«

Er rannte mit gerunzelter Stirn auf und ab.

»Haben Sie den Kerl von Pawters Büro gesehen?«

»Meinen Sie Holbrook? Ich fange an zu glauben, daß er gar kein so schlechter Kerl ist, wie ich zuerst dachte.« Und sie erzählte die kleine Szene, die sich zwischen Dr. Laffin und Holbrook zugetragen hatte. »Ich bin überzeugt, er sprach die Wahrheit, als er behauptete, daß er mit der Schaufensteridee nichts zu tun habe.«

»Aber er ist an den Geschichten in den Zeitungen schuld«, grollte Lord Lowbridge. »Wie lange haben Sie eigentlich Mittagspause?«

»Gerade so lange, wie ich esse. Der Doktor schärfte mir ein, es dürfte nicht länger als zehn Minuten dauern.«

»Und hat schon jemand die kostbare Botschaft abgeholt?« fragte er nach einer Weile.

»Nein. Ich glaube auch nicht, daß jemand kommen wird. Ich fürchte, ich muß jetzt gehen, Clive.« Sie erhob sich. »Sie werden doch nicht etwa vor dem Fenster stehenbleiben und mich anstarren? Nein, natürlich nicht!« Liebevoll drückte sie seinen Arm. »Gehen Sie jetzt. Ich

möchte Sie außer Sicht wissen, wenn ich meine große Rolle als Diana am Schreibtisch wieder aufnehme!«

In seiner Gegenwart konnte sie sogar scherzen, aber als er fort war, befiel sie wieder Verzweiflung.

Sie hatte ihre Uhr auf den Schreibtisch gelegt. Manchmal glaubte sie, sie sei stehengeblieben, so langsam rückten die Zeiger vor. Es wurde zwei Uhr, es wurde drei Uhr. Der Geschäftsleiter brachte ihr eine Tasse Tee. Ich habe mich beinah schon an die Situation gewöhnt, dachte sie bei sich, als sie zur Unterhaltung der Schaulustigen langsam das heiße Getränk schlürfte. Sie stellte die Tasse fort und nahm ihr sinnloses Gekritzel wieder auf.

Es war gegen vier Uhr, als sie aufschaute und bemerkte, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht mehr ihr galt, sondern sich einer neuen, sonderbaren Erscheinung zugewendet hatte.

Es war ein hagerer, mittelgroßer Mann, dessen bleiches Gesicht auch aufgefallen wäre, wenn er nicht einen vom Hals bis zu den Füßen zugeknöpften schwarzen Talar getragen hätte. Er war barhäuptig, sein eisengraues Haar wallte bis über den Kragen hinab. Auf einen langen Stab gestützt, staunte er Betty wie verzaubert an. Es schien ihr, als prüfte er jeden ihrer Züge genau, ihr Kleid, das Haar, aber auch die Anordnung auf dem Schreibtisch.

Sie war über die unerwartete Erscheinung so verblüfft, daß sie den Blick nicht von dem Mann abwandte und ihm voll in die Augen sah. Langsam bahnte er sich den Weg zur Tür. Seine Füße waren nackt, nur mit dünnen Sandalen bekleidet. Er öffnete die Tür. Bettys Herz schlug heftig. Sie wußte, daß der entscheidende Augenblick gekommen war – diesen Mann erwartete Laffin, ihm mußte die Botschaft übergeben werden.

Mit zitternden Händen nahm sie den Umschlag aus der



Schublade und ging ohne zu zögern dem Besucher entgegen. Er starrte sie schweigend an.

»Wollen Sie zu mir?« fragte sie ihn atemlos.

Zweimal hoben und senkten sich seine schweren Augenlider.

»Oh, welch wunderbarer Tag für mich!« sagte er mit zitternder Stimme. »Sprich, o goldene Stimme des Weltalls, sprich und nenne mir die Stunde meines Todes!«

Betty blieb stumm. Kalte Schauer liefen ihr über den Rücken.

Der alte Mann sprach weiter:

»O goldene Stimme der höchsten Gerechtigkeit, welche Weisungen bringst du mir aus höheren Sphären?«

Sie vermochte nur, ihm den Brief entgegenzustrecken. Der Umschlag enthielt keine Adresse, hatte aber oben in der linken Ecke ein sonderbares Zeichen, das Betty früher schon aufgefallen war und jetzt eine merkwürdige Wirkung auf den Besucher ausübte. Als nämlich sein Blick darauf fiel, warf er sich auf die Knie, beugte sich tief hinunter und küßte den Saum ihres Kleides.

»Darf ich jetzt gehen, o lang Erwartete?«

Unfähig zu sprechen, nickte sie nur. Die Tür schloß sich hinter ihm. Wie erstarrt blieb sie stehen.

## 12

Zehn Minuten später wurde die Tür aufgerissen, und Doktor Laffin stürmte herein. Er war bleich und ungewöhnlich erregt.

»Nun, Mädchen, was ist geschehen?« fragte er ohne den

sonst bei ihm üblichen gezierten Tonfall.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie dumpf. »Ich begreife es nicht ... Der Mann in dem seltsamen Gewand mit dem langen weißen Haar – er küßte den Saum meines Kleides. Oh, Doktor, was hat das alles zu bedeuten?«

»Hast du ihm die Botschaft gegeben? Du gabst sie ihm doch?« wiederholte er hastig. »Zieh dich jetzt um und komm nach Hause.«

»Aber – ich kann nicht mehr hierherkommen«, sagte sie verzweifelt. »Was du auch tun magst, um mich zu zwingen, es ist mir gleich, ich kann nicht mehr.«

Zu ihrer Verblüffung nickte er zustimmend.

»Ich verlange es auch nicht, es ist überflüssig geworden. Deine Arbeit ist noch nicht beendet, aber sie geschieht nicht hier.« Er wandte sich dem Geschäftsführer zu. »Schließen Sie morgen dieses Geschäft und räumen Sie alles aus. Ich habe Sie für einen Monat verpflichtet und werde Ihnen auch das Gehalt für einen Monat zahlen.«

»Aber sollen wir denn keine Schreibtische verkaufen?« stammelte der kleine Mann maßlos erstaunt.

Dr. Laffin würdigte ihn keiner Antwort.

Da die Rolläden vor dem Schaufenster heruntergelassen worden waren, hatte sich die Menge zerstreut. Als Betty mit dem Doktor den Laden verließ, war niemand mehr auf der Straße, der sie neugierig anstarrte. Laffin hatte sein Taxi warten lassen.

»Ich möchte auf dem Verdeck eines Autobusses nach Hause fahren«, sagte sie. »Ich habe Kopfschmerzen und ...«

»Du kommst mit mir nach Hause, meine Liebe«, unterbrach sie Laffin, der seine Ruhe wiedergewonnen hatte. »Ich habe mit dir zu reden.«

»Aber ich habe mich mit Clive zum Tee verabredet ...«

»Du kommst mit mir nach Hause. Clive kann warten – falls du jenen mittellosen jungen Mann meinst, der den Titel Lord Lowbridge trägt.«

Sie konnte auf der Straße keine Szene machen. Sie hätte auch mit weiterem Widerstreben nichts erreicht. So stieg sie vor ihm ins Auto, entschlossen, die kommende Unterredung möglichst abzukürzen.

Das Auto hielt vor dem Haus in der Camden Street. Der Doktor stieg aus und bot ihr die Hand. In diesem Augenblick befahl sie eine Vorahnung kommender Gefahr.

»Ich möchte nicht ins Haus«, sagte sie. »Kann der Chauffeur uns nicht im Park herumfahren? Dabei kannst du mir ja mitteilen, was du mir zu sagen hast. Ich muß vor dem Abendessen zu Hause sein ...«

»Du wirst auf ein paar Minuten zu mir hereinkommen – ich verspreche dir, dich nicht länger als fünf Minuten aufzuhalten.«

Furcht vor einem Auftritt veranlaßte sie, nachzugeben. Ohne nach rechts oder links zu blicken, folgte sie ihm durch das wacklige Gartentor. Sie ahnte nicht, daß jemand ihre Ankunft interessiert beobachtete.

Der Doktor stieß die Tür zu seinem Arbeitszimmer auf. Wieder zögerte sie, einzutreten. Es gab eigentlich keinen Grund, weshalb sie sich gerade in diesem Moment mehr vor ihm fürchten sollte als früher.

»Du brauchst den Laden nicht mehr zu betreten, Elisabeth«, begann er sofort. »Zweifellos wird dich das freuen.« Er bot ihr einen Stuhl an, und da sie gewöhnt war, zu gehorchen, setzte sie sich folgsam. »Du wirst dich erinnern, vor einem Jahr habe ich dir oben eine Wohnung eingerichtet. Es geschah auf deinen Wunsch hin, und ich habe keine Kosten gescheut ...«

In Wirklichkeit hatte er nur auf dem Treppenabsatz im obersten Stockwerk eine Abschlußtür anbringen lassen. Die Kosten waren sehr gering gewesen, und außerdem hatte er jeden Posten auf der Rechnung des Zimmermanns bekrittelt.

»Was willst du damit sagen?« erkundigte sie sich mißtrauisch.

»Es ist alles noch so, wie du es verlassen hast. Ich hatte Mühe, die nötige Wäsche zu besorgen. Es ist ein Gasofen da, auch ein Gasherd, auf dem du kochen kannst ...«

»Ich verstehe dich nicht«, unterbrach sie ihn. »Du weißt doch, daß ich gleich nach Hause gehe. Ich fühle mich in meiner kleinen Wohnung sehr wohl. Ich dachte, diese Sache sei ein für allemal erledigt?«

Wie gewöhnlich gab Laffin keine Antwort, und Bettys Seufzer der Ungeduld machte auf ihn keinen Eindruck. Er erhob sich und nahm einen Schlüssel, der an einem Nagel über dem Kamin hing.

»Willst du nicht vorausgehen?« fragte er übertrieben höflich.

Achselzuckend ging sie vor ihm die Treppe hinauf, fest entschlossen, sich nicht zu längerem Verweilen überreden zu lassen.

Ihre einstige Wohnung befand sich im dritten Stockwerk und bestand aus einem Schlafzimmer, einem Badezimmer, das einmal für die Dienstboten bestimmt gewesen war, und noch zwei weiteren Räumen, von denen der eine ganz leer, der andere nur notdürftig eingerichtet war. Laffin hatte sich gelegentlich dazu verstiegen, von einer ›Zimmerflucht‹ zu sprechen.

Die Tür auf dem obersten Treppenabsatz war verschlossen. Sie bemerkte einen Riegel, der neu angebracht worden sein mußte. In der Wohnung hatte sich nicht viel

verändert. Das Bett war bezogen, im Kamin brannte ein Feuer, und auf dem Tisch lagen zwei oder drei Bücher.

»Wann hast du diese Gitter machen lassen?« fragte sie und zeigte auf vier Stahlstäbe vor dem Fenster.

»Erst kürzlich«, antwortete er.

Das Schlafzimmer und das Badezimmer lagen auf der Rückseite des Hauses. Man blickte auf unordentliche Gärten hinaus. Sie verließ das Schlafzimmer, um in das sogenannte Wohnzimmer zu gehen, aber dessen Tür war versperrt.

»Ich möchte nicht, daß du die Zimmer auf der Frontseite benützt«, bemerkte Dr. Laffin.

»Ich habe nicht die Absicht, auch nur eines zu benutzen«, gab sie schlagfertig zurück.

Er erwiderte nichts. Sie war so an seine schlechten Manieren gewöhnt, daß sie nicht einmal sein Hinausgehen bemerkte. Plötzlich hörte sie aber das Schloß einschnappen, als er die Tür auf dem Treppenabsatz hinter sich zuschlug.

»Laß mich hinaus!« schrie sie und hämmerte mit den Fäusten an die Tür.

»Du bleibst da drinnen, bis ich dich brauche, meine Kleine!«

Seine Stimme klang gedämpft, was ihr verriet, wie dick die Tür sein mußte. Sie hörte, wie er den Riegel vorschob.

Sobald sie den ersten Schrecken überwunden hatte, begann sie kaltblütig zu überlegen. Ihre Vorahnung war also nicht grundlose Furcht gewesen. Durch die Tür zu entkommen war unmöglich. Sie ging ins Schlafzimmer, öffnete das Fenster und versuchte hinauszuschauen. Die Gitter machten jede Flucht unmöglich, ganz abgesehen davon, daß keine Chance bestand, die fünfzehn Meter

hohe Hausmauer hinunterzuklettern.

Als sie wieder im kleinen Flur stand, durchzuckte sie eine Hoffnung. Unten hatte sie, wenn auch nur ganz schwach, eine bekannte Stimme gehört. Clive Lowbridge war da.

»Clive – Clive!« schrie sie und hämmerte wieder an die Tür. »Clive! Zu Hilfe!«

Sie lauschte. Eine Tür schlug zu. Dann war alles totenstill. Der Alte war mit Clive aus dem Haus gegangen.

Sie wollte sich nicht hysterischer Furcht hingeben, sie mußte sich zur Ruhe zwingen. Ein Hungergefühl erinnerte sie daran, daß sie seit ihrem kurzen Mittagessen nichts mehr zu sich genommen hatte. Sie ging in die Küche. Beim Anblick der auf dem Tisch aufgestapelten Vorräte wurde sie nachdenklich. Kein Zweifel, daß Laffin sie lange Zeit eingesperrt zu halten gedachte. Aber darüber nachgrübeln konnte sie später noch, erst wollte sie ihren Hunger stillen. Sie machte sich etwas zurecht, aß, wusch die Teller und ging ins Schlafzimmer zurück.

## 13

Als die Kirchturmuhren zehn schlugen, warf William Holbrook brummend den Stummel seiner letzten Zigarette fort. Er hatte das Mädchen sagen hören, daß sie nur einige Minuten bleiben wolle. Fünf Stunden waren seither vergangen, und sie war nicht wieder herausgekommen.

Laffins Haus stand an einer Straßenecke. Zum x-tenmal wanderte Holbrook durch die Seitengasse zur Rückseite und blickte zu dem erleuchteten Fenster hinauf. Diesmal wurde er belohnt, denn der Kopf des Mädchens tauchte für

eine Sekunde auf und verschwand wieder. Vor dem Fenster war ein Gitter – ein ganz neues Gitter. Er hatte es schon bei Tageslicht gesehen. Dabei war ihm die dilettantische Anbringung aufgefallen.

Was sollte er tun? Nachdem der Doktor fortgegangen war, hatte er an die Tür geklopft. Aber nichts hatte sich gerührt. Diensthofen hielt Laffin vermutlich nicht.

Wieder starrte er zu dem Fenster hinauf. Da flüsterte ihm jemand ins Ohr:

»Ein sehr einfaches Haus – für einen Fachmann meine ich natürlich.«

Er fuhr herum. Toby Marsh stand neben ihm. Er trug Schuhe mit dicken Gummisohlen, aber auch sonst verstand er es, geräuschlos zu gehen.

»Wo, zum Teufel, kommen Sie her?« fragte Bill, sobald er sich von der ersten Überraschung erholt hatte.

»Seit drei Stunden beobachte ich Sie nun – und Sie beobachten das Haus.«

Bills Blicke waren wieder zu dem Fenster hinaufgewandert.

»Könnten Sie, wenn Sie wollten, in jenes Zimmer gelangen?«

»Ob ich könnte?« Toby Marsh war sichtlich belustigt. »Die Frage ist nur, ob ich will. Aber es gibt noch eine andere Frage. Warum hat Laffin mit eigener Hand Gitter an den Fenstern angebracht, wobei er sich beinahe den Hals brach?«

»Ach was«, sagte Bill gereizt, »ich will vor allem mit der jungen Dame sprechen. Wie soll ich das anstellen?«

»Mit anderen Worten – Sie möchten ins Haus hinein. Der einzige Vorschlag, den ich Ihnen machen kann, ist, daß ich Ihnen die Tür öffne.«

»Können Sie denn das?« fragte Bill ungläubig.

»Nichts ist leichter. In fünf Minuten wird die Tür offen sein. Gehen Sie dann sofort ins Haus. Ich werde nicht mehr dasein, denn ich bin diskret.«

Mit einem Kopfnicken verabschiedete sich Toby. Bill wartete an der Straßenecke. Nach vier Minuten bewegte sich die Haustür. Er überquerte die Straße, lief den Gartenweg entlang, betrat das Haus und schloß die Tür hinter sich. Von Toby Marsh war nichts mehr zu sehen. Er hatte sein Versprechen in jeder Hinsicht gehalten – er hatte die Tür geöffnet und war verschwunden.

Bill blieb stehen, aber nicht, weil er an die Folgen dachte, die sein Handeln haben konnte. Er orientierte sich nur und stieg dann, ein brennendes Streichholz in der Hand, die dunkle Treppe hinauf. Zwei Stockwerke hatte er bereits hinter sich, da versperrte ihm im dritten Stock eine schwere Tür den Weg.

»Wer ist da?« fragte eine Stimme hinter der Tür.

»Holbrook!« rief er, und ein Freudenschrei antwortete ihm. »Warum bleiben Sie hier? Hat der Alte Sie eingesperrt?«

»Ja. Bitte, können Sie nicht die Tür öffnen?«

»Auf normale Weise bringe ich sie nicht auf, aber wenn Sie einen Augenblick warten, will ich mich unten nach einem Werkzeug umsehen, mit dem ich sie aufsprengen kann.«

Als er die Treppe zum zweiten Stock hinabeilte, glotzte ihn aus einer Nische ein häßliches Gesicht an. Es war ein kauender afrikanischer Götze. Bill ließ das Streichholz fallen und hob die Figur mit Anstrengung vom Boden auf. Sie war aus hartem Holz geschnitzt und ungewöhnlich schwer. Mühsam stemmte er seine schwere Last auf die Schulter und stieg die Treppe wieder hinauf.



»Treten Sie von der Tür zurück!« rief er. »Ich will versuchen, sie aufzubrechen, weiß aber nicht, ob es mir gelingen wird.«

Mit ganzer Kraft schwang er die Figur und schlug sie krachend gegen Tür, aber sie rührte sich nicht. Er wartete einen Augenblick, um Atem zu schöpfen, und machte dann einen neuen Versuch. Diesmal rammte er mit den Füßen des Götzen die Stelle, wo sich das Türschloß befand. Zu seiner Genugtuung gab die Tür nach. Aber das Gewicht der schweren Holzfigur brachte ihn aus dem Gleichgewicht, so daß er in den Gang hinein und dem Mädchen beinah vor die Füße fiel.

»Ist das nun Hausfriedensbruch oder Einbruch?« fragte er und rollte den häßlichen Götzen zur Seite. »Wenn Sie bereit sind ...«

»Ja, bitte, eilen wir!«

Sie hatten gerade die Halle erreicht, als ein Schlüssel ins Schloß der Haustür gesteckt wurde.

»Ins Arbeitszimmer!« flüsterte Betty und zog ihn mit sich durch den Hausflur.

Es war der Doktor.

Würde er sofort ins obere Stockwerk oder zuerst in sein Arbeitszimmer gehen? Sonst verschwand er immer erst in sein Schlafzimmer. Der Läufer auf der Treppe war so dick, daß er das Geräusch der Schritte verschluckte. Doch etwas später hörte man von oben ein Rumoren. Sofort waren beide im Korridor, und Betty öffnete die Haustür.

»Wer ist da?« erscholl Laffins Stimme vom ersten Treppenabsatz.

Bill schlug krachend die Tür zu. Dann raste er mit dem Mädchen durch den Garten und bog in die nächste Seitenstraße ein. Sie verlangsamten ihre Schritte erst, als

sie einen Polizisten auftauchen sahen, dessen Verdacht sie nicht erregen wollten.

»Wohin gehen Sie jetzt?« fragte er sie.

»In meine Wohnung. Mr. Holbrook, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin. Aber wie sind Sie ins Haus gekommen?«

»Ein Freund von mir öffnete die Tür. Das heißt, wenn ich Freund sage, meine ich, daß er – daß er Fachmann im Öffnen von Türen ist, und daß ich ihn kenne. Warum hat er Sie eigentlich eingesperrt? Ich nehme jedenfalls an, daß es Laffin war?«

»Ja, es war Laffin, aber das ist auch alles, was ich Ihnen sagen kann. Sein Benehmen ist mir ebenso rätselhaft wie Ihnen. Ich weiß nur, daß ich mich schrecklich geängstigt habe und sehr erleichtert war, als ich Sie mit dem Götzen so in die Wohnung fallen sah! Woher wußten Sie aber, daß ich im Hause war?«

»Ich hatte das Haus beobachtet und Sie ankommen sehen. Ich hörte auch, daß Sie nur fünf Minuten bleiben wollten. Als dann fünf Stunden daraus wurden, mußte ich annehmen, daß Sie Ihre Absicht geändert hätten.«

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

»Haben Sie Lord Lowbridge gesehen?« fragte sie.

»Lord Lowbridge? Ist das der junge Mann, der wie der Apollo von Belvedere aussieht? Ja, der kam mit Laffin zusammen aus dem Haus. Er ist der einzige Lord, der wirklich wie einer aussieht.« Holbrook blieb stehen. »Aber jetzt, Miss Carew, begleite ich Sie nicht weiter, es könnte meinem guten Ruf schaden. Niemand hat je meinen Namen mit dem einer Dame in Verbindung gebracht ...«

Sie lachte.

»Wenn ich nicht wüßte, daß Sie spaßten, müßte ich Ihnen böse sein. Aber nochmals, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin.«

»Lassen Sie das. Werden Sie morgen wieder das Schaufenster mit Ihrer Anwesenheit schmücken?«

»Nein. Das ist zu Ende.«

»Zu Ende?« Hastig wiederholte er: »Heute nachmittag zu Ende? Hat Ihnen das der Alte gesagt? Und abends hat er Sie dann eingesperrt? – Merkwürdig!«

Sie erschrak.

»Ich begreife den Zusammenhang selbst nicht.«

»Wo verbringen Sie die Nacht, Miss Carew?« fragte Bill besorgt.

Sie nannte ihm ihre Adresse, und er kitzelte sie auf einen alten Briefumschlag.

»Sie haben doch Geld?« erkundigte er sich noch.

Sie nickte und lächelte, wußte aber doch seine Fürsorge zu schätzen.

»Und jetzt beeilen Sie sich, daß Sie nach Hause kommen!« ermahnte er sie väterlich.

»Aber Sie – wohin gehen Sie? Doch nicht etwa zurück?« fragte sie.

»Doch, ich möchte sehen, was sich weiter ereignet hat.«

Er wartete, bis sie außer Sicht war, und kehrte dann um. Offenbar hatte sich etwas ereignet, denn vor Dr. Laffins Haus stieß er auf eine kleine Menschenansammlung. Die Haustür stand weit offen. In der erleuchteten Halle sprach Laffin, dessen Haar zerzaust war, mit zwei Polizisten. Bill drängte sich durch die Neugierigen und stieg die Stufen zur Haustür hinauf. Als der Alte ihn erblickte, runzelte er die Stirn.

»Was wünschen Sie?« fragte er scharf.

»Ich wollte nur sehen, was hier los ist«, erwiderte Bill.

Dr. Laffin zitterte vor Wut.

»Was los ist?« brüllte er. »Ich werde Ihnen sagen, was los ist. Ein Dieb hat mir eine goldene Schnalle – die ein Vermögen wert ist – gestohlen! Die goldene, mit Diamanten besetzte Schnalle der Isis ...«

Schaum trat vor seinen Mund.

Bills Herzschlag setzte beinahe aus. Toby Marsh! war sein erster Gedanke. Der hilfsbereite Einbrecher war also doch nicht so selbstlos gewesen, wie es den Anschein gemacht hatte.

»Hinaus! Wachtmeister, weisen Sie diesen Mann hinaus, ich will ihn nicht hier haben!« brüllte der Doktor.

»Welches Recht haben Sie ...«

Einer der Polizisten machte Holbrook eine bezeichnende Kopfbewegung. Gehorsam zog Bill ab. Er fragte sich, ob er Bullott die Sache erzählen sollte. Glücklicherweise war Bullott nicht daheim.

Als Bill sich seinem Haus näherte, sah er auf den Stufen vor der Tür einen Mann sitzen, der ihm bekannt vorkam.

»Marsh!« rief er. »Wie, in aller Welt, kommen Sie hierher?«

»Zu Fuß natürlich. Bullott ist ausgegangen. Hat es bei Laffin etwas gegeben?«

»Das will ich meinen«, antwortete Bill trocken. »Daß Sie so etwas tun würden, Marsh, hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Einbruch ist ein schweres Verbrechen.«

»Hehlerei nicht minder«, ergänzte Toby Marsh freundlich. »Sie sprechen doch von der Diamanten-Schnalle? Sie steckt in Ihrer rechten Rocktasche, Mr. Holbrook!«

Bills Hand fuhr in die Tasche und fühlte etwas Hartes,

Kantiges. Er zog es heraus und stieß einen Schrei der Verblüffung aus. Auf seiner Hand lag ein merkwürdig geformter Gegenstand, fast so groß wie seine ganze Handfläche, der eigentlich einer Schnalle gar nicht ähnlich sah. Die dünne, mit Diamanten besetzte Oberfläche funkelte und blitzte im Schein der Straßenlaternen.

»Großer Gott!« stöhnte er. »Wie kommt das in meine Tasche?«

»Ich steckte es hinein«, bemerkte Marsh seelenruhig. »Ich war im Arbeitszimmer, und da fiel mir ein, daß ich vielleicht einem Polizisten in die Arme laufen könnte. Ein solcher Gegenstand in meiner Tasche hätte für mich die verhängnisvollsten Folgen haben können, und ich bin doch nur Ihnen zuliebe ins Haus gegangen.«

»Na, mir scheint, auch ein wenig aus eigenem Antrieb! Was wäre mir passiert, wenn man das Ding in meiner Tasche gefunden hätte?«

»Nichts. Sie sind ein anständiger Mensch. Im schlimmsten Fall wäre ich vor der Polizei erschienen und hätte eine Erklärung abgegeben. – Könnte ich ungestört einen Augenblick mit Ihnen plaudern?«

Bill zögerte. Seine Pflicht wäre gewesen, sich mit dem nächsten Polizeirevier in Verbindung zu setzen, aber das hätte ihn vielleicht selbst in eine unangenehme Lage gebracht.

»Kommen Sie herein!« sagte er und führte den Besucher in sein Wohnzimmer.

»Ich war noch nie in Bullotts Haus.« Marsh musterte beifällig die Einrichtung. »Eine bemerkenswert hübsche Wohnung – für einen Mann, der sein Leben lang Beamter war und sich nicht durch Gaunerei bereichert hat. Natürlich ist er Junggeselle, nicht wahr? Als Verheirateter hätte er sich das nicht leisten können.«

»Ich unterbreche nur sehr ungern Ihre geistvollen Ausführungen, Marsh. Aber ...« Bill legte den Schmuck auf den Tisch. »Mir liegt vor allem daran, zu erfahren, was Sie mit dem interessanten Stück da anfangen wollen.«

»Gerade darüber wollte ich mit Ihnen sprechen«, sagte Marsh. »Darf ich rauchen?«

Er zog sein goldenes Zigarettenetui hervor und öffnete es. Bill nahm die ihm angebotene Zigarette und wartete.

Marsh sprach sehr langsam und bedächtig und stieß zwischen den Worten, denen er Nachdruck verleihen wollte, Rauchwolken aus.

»Also, ich schlage vor, daß Sie diese Schnalle nehmen und in den Gewölben Ihrer Bank deponieren. Wenn Sie keine Bank haben sollten, oder wenn diese kein Gewölbe hat, so könnte man das Schmuckstück einem Notar anvertrauen.«

Bill sah ihn stirnrunzelnd an.

»Wenn Sie fertig sind mit Ihren Scherzen ...«

»Aber ich scherze gar nicht, Mr. Holbrook, ich mache nur einen Vorschlag, wie man am besten Miss Elisabeth Carews Eigentum sicherstellen könnte.«

»Miss Carews Eigentum?«

»Ja. Sie weiß zwar nicht, daß es ihr Eigentum ist, und Dr. Laffin weiß nicht, daß ich es weiß. Er glaubt, daß außer ihm selbst und einem Menschen, dessen Namen ich nicht nennen will – verzeihen Sie mir diese Geheimnis-krämerei, aber das ist meine Schwäche –, er glaubt also, daß sonst niemand auch nur eine Ahnung von der Existenz dieser Schnalle hat. Nachdem wir nun diese Angelegenheit zu jedermanns Zufriedenheit erledigt haben, schlage ich weiter vor, daß Sie so bald wie möglich bei den Stolzen Söhnen von Ragusa eintreten.«

Bullott war nach Hause gekommen. Bill hörte ihn herumgehen.

»Wäre es Ihnen recht, Marsh, wenn ich diese Sache mit Bullott bespräche?« fragte er.

»Gar nicht recht«, antwortete Toby rasch. »Bullott ist Polizeibeamter, also ein Mann, dessen geistige Fähigkeiten nie auf die Probe gestellt wurden. Ich würdige Ihre schwierige Lage, Mr. Holbrook, aber Bullott wird Ihnen nicht heraushelfen.«

Bill wog die Schnalle einen Augenblick in der Hand und schloß sie dann in einer Schreibtischschublade ein.

Bullott kam die Treppe herauf und konnte jeden Augenblick an die Tür klopfen.

»Sie möchten dem Polizeiinspektor wohl nicht begegnen?« fragte Bill.

Toby zuckte die Achseln.

»Ich möchte am liebsten mit allen Menschen in Frieden leben. Wenn er hereinkommt, werde ich ihn mit allem Respekt behandeln. Ich habe nichts gegen Bullott.«

Bill lachte.

»Es fragt sich nur, ob Bullott nicht etwas gegen Sie hat!« Es klopfte, und Bill öffnete die Tür.

Bullott erkannte den Besucher auf den ersten Blick.

»Guten Abend, Bruder –«, sagte er, das letzte Wort so vielsagend betonend, daß Bill überrascht von einem zum andern blickte.

Toby Marsh zwinkerte mit den Augen.

»Wir sind beide Söhne von Ragusa«, erklärte er. »Befolgen Sie meinen Rat, Mr. Holbrook – treten Sie ein, solange es noch nicht viel kostet.«

»Sie sind beide Söhne von Ragusa?«

»Stolze Söhne«, korrigierte Marsh. »Ja, der Inspektor und ich sind in der gleichen Nacht dem Orden beigetreten.«

Bill sah wieder von einem zum andern.

»Aber warum?« fragte er endlich. »Was ist es, das euch beide ins gleiche Lager treibt?«

## 14

Als Betty am nächsten Morgen nach tiefem, erfrischendem Schlaf erwachte, galt ihr erster Gedanke dem Schaufenster, in dem sie sich nun nicht mehr zeigen mußte. Ein Alpdruck war von ihr gewichen. Dann erinnerte sie sich des unangenehmen Erlebnisses mit dem Doktor. Aber sie verjagte diese Gedanken. Sie war so an seine Absonderlichkeiten gewöhnt, daß sein Versuch, sie in dem düsteren Haus gefangenzuhalten, sie gar nicht übermäßig erstaunte.

Kaum hatte sie ihr Frühstück genommen, kam ihre Vermieterin und meldete einen Besuch.

Clive! Sie sah auf die Uhr. Es war halb zehn. Er mußte also schon gehört haben, was sich zugetragen hatte.

Ein Blick auf sein Gesicht bestätigte diese Annahme.

»Ich komme gerade von dem alten Teufel –«, begann er erregt, »ich glaube, er wird meinen Besuch nicht vergessen. Dieser Kerl! Ich fand es seltsam, daß er mich gestern so schnell aus dem Haus haben wollte. Aber warum hat er das getan? Sein Benehmen wird mit jedem Tag rätselhafter.«

»Ich hoffe, Sie haben sich mit ihm nicht gestritten?« fragte sie lächelnd. »Man kann ihn nicht mit normalen



Maßstäben messen.«

»Vielleicht wird er eines Tages mit Maßstäben gemessen, die zu normal und ihm daher nicht zuträglich sind«, grollte Clive Lowbridge.

Sie erzählte ihm, was sich genau zugetragen hatte, und erwähnte auch kurz ihre Befreiung.

»Holbrook?« wiederholte er nachdenklich. »Das ist doch der Herr vom Reklamebüro? Er scheint also doch nicht so übel zu sein, wie ich glaubte. Für diese Tat bin ich ihm Dank schuldig. Wo kann man ihn finden?«

Sie lachte.

»Er hat mir nicht nur seine Adresse nicht gegeben, sondern war auch sonst äußerst vorsichtig – er wollte sich mit mir nicht sehen lassen.«

»Was werden Sie jetzt anfangen, Betty?«

Sie teilte ihm ihre Pläne mit. Sie wollte noch am gleichen Tag den Regisseur de Fell aufsuchen und hoffte, in dessen neuem Stück eine Rolle zu bekommen. Er stimmte ihr ohne viel Begeisterung bei. Als er schon im Gehen war, fiel ihm noch etwas ein.

»Ja – ich würde die Sache mit Holbrook lieber niemandem erzählen. Sie wissen, daß der Doktor behauptet, man habe ihm eine ungewöhnlich wertvolle Schnalle gestohlen.«

»Doch nicht die Schnalle der Isis?« fragte sie verdutzt.

»Ja, die. Ihr Verlust wiegt schwer.«

»Aber wann wurde sie gestohlen?«

»Gestern nacht. Er kam in sein Arbeitszimmer und fand den Geldschrank erbrochen. Die Schnalle war fort. Das ist bereits der zweite Einbruch bei ihm in einer Woche. Wenn also bekannt würde, daß Holbrook im Hause war, so fiel auf ihn der Verdacht.«

»Zu Unrecht!« rief sie schnell. »Mr. Holbrook wußte nicht einmal, wo sich das Arbeitszimmer befindet. Ich mußte ihn hineindrängen, um ihn vor Laffin zu verstecken. Er mag manches sein, aber ein Einbrecher ist er nicht.«

Clive überlegte.

»Aber wie ist er dann ins Haus gekommen?«

Diese Frage hatte sie selbst schon beschäftigt, denn sie wußte, welche Vorsichtsmaßnahmen Laffin traf, um ungebetene Besucher abzuhalten.

Doch sie hatte an diesem Vormittag nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Sie rief de Fell in seiner Wohnung an, und er bestellte sie für halb zwölf Uhr in den leeren Zuschauerraum des Pallodrom-Theaters. Dort wartete sie auf eine Gelegenheit, mit dem vielbeschäftigten jungen Mann zu sprechen. Er war gerade in ein Gespräch mit einem gutaussehenden, weißhaarigen Herrn vertieft und schien die im Gang befindliche Probe gar nicht zu verfolgen. Plötzlich bemerkte er sie, zog lächelnd den Hut und forderte sie mit einem Wink auf, näher zu kommen.

De Fell war ein junger Amerikaner, der mit seiner Regiekunst London im Sturm erobert hatte.

»Dies ist eine unserer vielversprechenden jungen Schauspielerinnen«, sagte er zu ihrer Überraschung und Freude zu dem weißhaarigen Herrn – und zu ihr: »Darf ich Ihnen Mr. Stone vorstellen, einen Landsmann, der nichts mit Theatergeschäften zu tun hat. Er ist einer der reichsten Männer Kaliforniens und ein guter Freund von mir. Doch zu Ihnen – hoffentlich sind Sie nicht wegen der versprochenen Rolle gekommen, Miss Carew? Ich hatte sie Ihnen bis Samstag reserviert, aber jetzt habe ich sie besetzt.« Als er ihr enttäuschtes Gesicht sah, fragte er schnell: »Ist es für Sie eine Lebensfrage?«

»Nein, wenn Sie damit meinen, ob ich genügend Geld

habe.«

»Ich eröffne in acht Wochen das Grand Théâtre«, fuhr er fort. »Wenn Sie bis dahin warten können, werde ich Ihnen eine wirklich gute Rolle geben.«

Sie war enttäuscht, aber auch wieder ganz froh. Sie hatte sieben Monate ununterbrochen gearbeitet, ein paar Wochen Ferien waren ihr darum sehr willkommen.

Auf dem Nachhauseweg suchte sie kurz das Orpheum auf, um ihre dort zurückgelassene Garderobe abzuholen. Außer technischem Personal war glücklicherweise niemand im Theater anwesend.

Als Betty Carew ihre Sachen im Vorraum beim Bühneneingang bereitgelegt hatte, bat sie den Portier, ihr ein Taxi zu besorgen.

»Ach ja –«, rief der Mann, »ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß sich vor etwa einer Stunde ein Herr nach Ihnen erkundigt hat. Er wollte wissen, wo Sie wohnen, aber das konnte ich ihm natürlich nicht sagen. Und dann fragte er noch, ob Sie mit Dr. Laffin verwandt seien.«

Das überraschte Betty, denn von ihrer Beziehung zum Doktor wußten nicht viele Leute.

»Wer war es denn, Jones?«

»Das weiß ich nicht, Miss. Aber es war ein sehr freundlicher Herr – ein Geistlicher, nehme ich an.«

Der Portier ging hinaus, um für Betty ein Taxi zu holen, kam aber gleich wieder zurück.

»Der Herr ist immer noch da, Miss Carew! Er wartet auf der anderen Straßenseite. Möchten Sie ihn sprechen?«

»Wen? Den Geistlichen?« fragte sie verblüfft. »Lassen Sie mich ihn zuerst ansehen.«

Sie ging zur Tür und sah hinaus. Auf dem gegenüberliegenden Trottoir wanderte ein kleiner, untersetzter

Mann mit langem schwarzem Bart langsam auf und ab. Er war ganz schwarz gekleidet und trug einen niedrigen Hut auf, wie ihn Priester tragen. Sie überlegte einen Augenblick.

»Wollen Sie ihn bitten, herüberzukommen?«

Einige Augenblicke später kam der Theaterportier mit dem bärtigen Herrn über die Straße und ließ ihn eintreten.

»Sind Sie Miss Carew?« fragte der Fremde und nahm den Hut ab.

Er hatte eine angenehme, sanfte Stimme, und aus seinen Augen strahlte eine Herzensgüte, die ihn sofort sympathisch machte.

»Ja, die bin ich. Wünschen Sie mich zu sprechen?«

Seine Stimme kam ihr merkwürdig bekannt vor. Irgendwo hatte sie sie schon gehört. Sie grübelte darüber nach, konnte sich aber nicht erinnern.

»Ja, ich wollte Sie sprechen.« Er zögerte. »Mein Name ist – Bruder John. Wenigstens nennen mich meine Freunde so.«

Er sprach mit einem leichten amerikanischen Akzent. Sie mußte ihn kennen!

Der Portier hatte sich in seine Loge zurückgezogen.

»Sie sind Dr. Laffins Mündel, nicht wahr?«

Sie nickte.

»Und Sie sind Schauspielerin, Miss Carew?«

»Ja, ich bin Schauspielerin«, sagte sie und fragte sich, was nun kommen würde.

»Irre ich mich in der Annahme, daß Sie die Dame sind, die gestern noch in einem Schaufenster in der Duke Street saß?«

Er sprach langsam und schien jedes Wort genau

abzuwägen.

Betty errötete.

»Ja, ich bin es«, gestand sie lächelnd. »Ich hoffe, Sie sind nicht gekommen, um einen Schreibtisch zu kaufen?«

»Nein, Miss Carew, deshalb bin ich nicht gekommen. Aber wenn Sie es nicht als zudringlich empfinden, würde ich Sie gerne fragen, warum Sie etwas so Ungewöhnliches taten?«

Ihre erste Regung war, ihn abzuweisen, aber in seinen Augen lag ein so flehender Ausdruck, daß sie es nicht über sich brachte.

»Ich tat es, weil Dr. Laffin es wünschte.«

»Hat Dr. Laffin Sie ins Vertrauen gezogen? Ich meine, wissen Sie, warum er Sie so verwendete?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, antwortete sie kurz.

Er biß sich auf die Lippen und wandte seine Augen nicht von ihrem Gesicht.

»Gehörte es – gehörte es auch zu Ihren Pflichten, jemandem, der zu Ihnen kommen sollte, eine Botschaft zu überreichen?«

Sie nickte, ohne zu zögern.

»Ich fürchte, Sie halten mich für zudringlich«, sagte Bruder John, »aber die Sache geht mir sehr nahe, denn sie berührt den Frieden und das Glück eines Menschen, dem ich sehr zugetan bin. Wenn Sie dies bedenken, werden Sie mir sicher meine befremdliche Neugierde verzeihen.«

»Vielleicht können Sie mich aufklären? Was hatte Dr. Laffin im Sinn, als er mich um diese Zurschaustellung ersuchte?« fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte, ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Sind Sie Priester?«

»Nein, Miss Carew«, sagte er traurig. »Ich war Priester der anglikanischen Kirche, wurde aber ausgestoßen, weil meine Ansichten nicht die Billigung meines Bischofs fanden.« Er streckte ihr die Hand hin. »Ich bin sehr froh, daß Sie nichts wissen.«

Bevor sie eine neue Frage stellen konnte, war er gegangen. Als sie auf die Straße trat, sah sie gerade noch seine breiten Schultern um die Ecke eines Häuserblocks verschwinden.

Die Schreibtischgeschichte war nun nachgerade so geheimnisvoll geworden, daß es einfach absurd gewesen wäre, weiter über sie nachzugrübeln.

Als sie sich wieder dem Bühneneingang zuwandte, rief sie jemand an. Sie sah sich um – Bill Holbrook stand vor ihr, der erstaunlich gut und sauber gekleidet, aber etwas außer Atem war.

»Ich bin von de Fells Theater aus Ihren Spuren gefolgt«, sagte er. »Ich möchte Sie gern sprechen, bevor Ihnen der Doktor Fragen stellt.«

»Wegen des Einbruchs?« fragte sie sogleich.

Bill machte ein langes Gesicht.

»Sie haben ihn also schon gesehen?«

»Nein, aber Lord Lowbridge, und der erzählte mir, was sich zugetragen hat. Es ist doch lächerlich! Sie hatten ja gar keine Gelegenheit ...«

»Haben Sie ihm erzählt, daß ich im Hause war?« fragte er besorgt, und als sie bejahte, pffte er vor sich hin. »Ich sehe mich schon hoppgenommen!«

»Mr. Holbrook, haben Sie eine Ahnung, warum ich in dem abscheulichen Schaufenster sitzen mußte?« fragte sie

ihn, einer plötzlichen Eingebung folgend.

Ohne eine Antwort abzuwarten, erzählte sie ihm von dem Gespräch, das sie vorhin mit Bruder John gehabt hatte.

Bill kratzte sich verduzt den Kopf.

»Das ist etwas ganz Neues. Doch – erzählen Sie mir von jener mysteriösen Botschaft!«

Nun wäre sie froh gewesen, ihn nicht ins Vertrauen gezogen zu haben, aber die Geschichte halb zu erzählen hatte keinen Sinn. Daher beschrieb sie kurz den seltsamen Menschen in Sandalen und Talar, der aus der Menge aufgetaucht war und einen ganz gewöhnlichen Brief mit dem Ausdruck tiefster Ehrfurcht entgegengenommen hatte.

»In welcher Richtung hat sich Bruder John entfernt?« fragte Bill.

Sie zeigte es ihm, und beide gingen die Straße hinunter.

Die neue Entwicklung der Dinge interessierte Bill so sehr, daß er ganz vergaß, in was für Komplikationen er geraten konnte, weil er an dem Abend, an dem die Diamantenschnalle gestohlen wurde, im Haus des Doktors war.

»Ich werde schon herausbringen, was hinter der Geschichte steckt –«, sagte er und blieb stehen.

Ein Menschaufmarsch versperrte das Trottoir. Über den Köpfen der Leute blitzten die Helme zweier Polizisten.

»Einen Augenblick!« rief Bill und lief voraus.

Er drängte sich durch die Menge. Ein Mann lag mit ausgestreckten Armen auf dem Rücken. Sein bleiches Gesicht zeigte einen Ausdruck tiefen Friedens.

»Erschossen!« sagte eine erregte Stimme. »Erschossen – und noch dazu auf der Straße! Er fiel einfach hin. Der

Schuß wurde aus einem Auto abgefeuert – aus einer Pistole mit Schalldämpfer ...«

Bill warf einen Blick auf den Toten, bahnte sich einen Weg zu Betty zurück, packte sie am Arm und zog sie zu der Stelle, wo der Erschossene lag. »Wer ist das?« fragte er sie leise.

Sie blickte hin und schrie auf – es war Bruder John!

»Kennen Sie diesen Mann, Miss?« fragte einer der Polizisten.

»Ja – nein«, stammelte sie. »Ich traf ihn vor einigen Minuten. Er kam zum Bühneneingang des Orpheums, um mit mir zu sprechen, aber ich habe ihn früher nie gesehen. Ist er – ist er tot?«

Der Beamte sah auf die stille, am Boden ausgestreckte Gestalt.

»Ich glaube, Miss. Der Doktor wird gleich hier sein. Wollen Sie mir, bitte, Ihren Namen und Ihre Adresse geben?«

Betty gehorchte wie im Traum. Als der Beamte sein Verhör beendet hatte, schlossen sich Bill Holbrooks Finger fest um ihren Arm. Er führte sie von dem Toten fort. Bills Züge waren gespannt, seine Augen blitzten.

»Ich habe es ja gesagt, ich habe es ja gesagt!« stieß er heiser hervor. »Sie haben ihn niedergeschossen, als er von Ihnen wegging! Sie müssen ihn die ganze Zeit beobachtet haben.«

»Aber wer – wer denn?« fragte sie ganz verstört.

»Das werde ich Ihnen eines Tages sagen können, und dieser Tag ist nicht sehr fern, Miss Carew!«

Er piffte ein Taxi heran, half ihr hinein und setzte sich neben sie. Die Weisung, die er dem Chauffeur gab, verriet, daß er wußte, wo sie wohnte. Sie war aber zu betäubt, um



sich darüber zu wundern. Vor ihrer Haustür setzte er sie ab.

»Sie bleiben zu Hause, bis ich Sie holen komme! Rühren Sie sich nicht vom Fleck! Sie können das als Befehl, als flehentliche Bitte oder höfliches Ersuchen ansehen, ganz wie Sie wollen.«

»Ja«, sagte sie gehorsam, ohne ihm seinen entschiedenen Ton übelzunehmen.

»Jemand wird große Unannehmlichkeiten haben, und ich möchte nicht, daß Sie in die Geschichte hineingezogen werden.«

Er sprach sehr schnell. »Wenn die Polizei kommt und Ihnen Fragen stellt, dann erzählen Sie, daß Bruder John Sie aufgesucht hat, um Sie zu bitten, bei einer Wohltätigkeitsvorstellung eine Rolle zu übernehmen. Verstehen Sie?«

»Aber ...«

»Kein Aber!« herrschte er sie an. »Machen Sie es so, wie ich es Ihnen sage. Sie müssen sich aus dieser Angelegenheit heraushalten, und das wird Ihnen nur gelingen, wenn Sie ein wenig lügen können. Wollen Sie es mir versprechen?«

Sie nickte nur, unfähig, ein Wort herauszubringen.

## 15

Nachdem Holbrook das Mädchen verlassen hatte, trat er in die nächste Telefonzelle, um Bullott anzurufen. Der Inspektor, der noch nie eine Verhaftung vorgenommen hatte, sollte unbedingt diesen Fall in die Hand nehmen. Bullott war jedoch nicht zu Hause, wie ihm die

Haushälterin mitteilte.

»Vielleicht finden Sie ihn im Welcome-Club.«

Bill rief den Klub an. Zu seiner Überraschung kam Bullott sofort an den Apparat. Bill erklärte ihm kurz den genauen Tatort.

»Kommen Sie schnell! Soeben ist dort ein Mord verübt worden – eine einmalige Gelegenheit für Sie! Ich erwarte Sie in einer halben Stunde an der Straßenecke. Inzwischen werde ich beim Revier, das den Tatbestand aufgenommen hat, vorbeigehen und sagen, daß Sie sich bereits mit dem Fall befassen. – Hören Sie?« fragte Bill ungeduldig, da Bullott nicht gleich antwortete.

»Ich werde dort sein«, sagte Bullott.

Dann war die Verbindung unterbrochen.

Als Bill wieder zur Mordstelle kam, war die Leiche schon fortgeschafft worden. Die Straße zeigte ihr gewohntes Bild. Er fragte den ersten Polizisten, den er traf, wohin man den Ermordeten gebracht habe. Darauf eilte er in das betreffende Krankenhaus, das ganz in der Nähe lag. Er wollte gerade die Stufen hinaufstürmen, da trat ein Polizeiinspektor aus dem Portal, den Holbrook kannte.

»Sie kommen wegen des Straßenmordes? Wenn ja, muß ich Ihnen sagen, daß ich damit nichts zu tun habe. Eben telefonierte ich mit Scotland Yard. Der Chef sagte, er werde einen Mann herschicken.«

»Sie können ihn anrufen und ihm mitteilen, daß der Mann bereits zur Stelle ist«, erwiderte Bill hastig. »Inspektor Bullott hat die Nachforschungen schon aufgenommen.«

»Sie meinen doch nicht den Bullott vom Erkennungsdienst?«

»Doch, den. Er hat gesehen, wie der Mord begangen wurde, und ist dem Auto gefolgt. Sie ersparen der Polizei viel Arbeit, wenn Sie Scotland Yard sofort mitteilen, daß Bullott schon an Ort und Stelle ist.«

Der Inspektor zögerte.

»Ich weiß nicht, ob ich das nur auf Ihre Behauptung hin tun kann ...«

»Wenn Sie es nicht gleich tun, wird es zu spät sein«, drängte Holbrook. »Man kann den Fall doch nicht zwei Leuten zugleich übergeben. Und Sie wissen ja – im Yard sind sie eifersüchtig aufeinander wie die Katzen!«

Zögernd ging der Inspektor zum Telefon. Er erfuhr, daß der Fall noch keinem Beamten übergeben worden sei. Eigentlich überrascht war er, als der Chef der Betrauung Bullotts so rasch zustimmte, als wäre das etwas ganz Natürliches.

Bill Holbrook erreichte den Tatort, als eben ein Taxi vorfuhr und Bullott heraussprang.

»Den Ruhm, den Sie sich jetzt holen werden, habe ich begründet!« stieß Bill aufgeregt hervor. »Man hat Sie mit der Aufklärung dieses Mordes betraut! Vergessen Sie nicht – Sie waren zur Stelle, als der Schuß fiel, und wenn Sie die Nummer des Autos nicht wissen, so macht das nichts.«

»Die Nummer des Autos ist XQ 9743«, erwiderte Bullott schlicht. »Es wird Sie vielleicht interessieren, daß ich nicht nur das Auto gesehen, sondern wirklich auch den Schuß miterlebt habe. Wenn mich nicht eine Verkehrsstockung in Holborn aufgehalten hätte, säße der Mörder bereits hinter Schloß und Riegel.«

Bill starrte ihn mit offenem Mund an.

»Sie haben den Mord beobachtet?« fragte er ungläubig.

»Wollen Sie mir etwas vormachen?«

»Nein, durchaus nicht. Ich sah das Auto – eine große Limousine. Den Priester jedoch bemerkte ich erst, als er schon am Boden lag. Der Schuß fiel, und der Mann brach zusammen, bevor mir überhaupt klar wurde, was vorging. Dann lief ich dem Auto nach, sah die Nummer, sprang ins erstbeste Taxi und verfolgte den Mörder bis nach Holborn. Dort war eine Verkehrs-Stockung. Der Limousine gelang es, sich durchzuwinden, ich aber mußte warten. Es war ein Mietwagen von Stanbury in Notting Hill. Der Chauffeur hat am Telefon bereits einiges ausgesagt. Er gibt an, seinen Fahrgast in der Nähe des neuen Bush-Gebäudes abgesetzt zu haben. Er kennt ihn nicht, hat keine Ahnung von seinem Namen, seiner Adresse, seinem Beruf. Fest steht, daß das Auto gemietet wurde, um dem Priester zu folgen. Es wurde telefonisch bestellt. Der Fahrgast, ein großer, schlanker Mann mit langem schwarzem Schnurrbart und Hornbrille- der Chauffeur hält ihn für einen Amerikaner –, stieg am Trafalgar Square ein. Der Chauffeur fand die leere Patronenhülse einer Repetierpistole auf dem Teppichbelag des Wagens. Bei Gott, das ist eine harte Nuß! Ich fürchte mich, Holbrook! Wenn es mir nur gelungen wäre, das Auto zu erwischen. Ich glaube, ich hätte den Burschen ohne viel Umstände hoppnehmen können. Aber jetzt ...«

Die Beamten, die Bullott bei der Durchsuchung der Taschen des Ermordeten halfen, merkten nichts von seiner Erregung. Außer einem kleinen Geldbetrag und einem Büchlein mit dem Titel ›Erbauliche Betrachtungen‹ fand man nichts, was über die Persönlichkeit des Toten hätte Aufschluß geben können.

Bullott ging zu Bill hinaus, der geduldig vor dem Gebäude gewartet hatte, und teilte ihm das Ergebnis der Untersuchung mit.

Holbrook hielt den Augenblick für gekommen, um den Inspektor über die seltsame Unterredung zu unterrichten, die Betty mit Bruder John gehabt hatte.

»Das darf aber nicht in Ihren Bericht, Bullott, denn ich will nicht, daß der Name der jungen Dame durch alle Zeitungen geschleift wird. Und was sie auszusagen weiß, hilft Ihnen auch nicht weiter.«

Bullott stopfte sich die Pfeife und richtete seine sanften Augen auf seinen Mieter.

»Was bedeutet sie Ihnen?« fragte er.

Bill Holbrook wurde rot vor Ärger.

## 16

Die Loge Nr. 1107 der ›Stolzen Söhne von Ragusa‹ hatte ihren Sitz in den Räumlichkeiten eines ehemaligen Lichtspieltheaters. Wie bei den meisten Versammlungsstätten des Vereins gab es auch hier eine als Empfangsraum eingerichtete Vorhalle, die sich in nichts von der eines kleinen Hotels unterschied. Es gab mehrere Schreibtische, auf denen abgeschirmte Lampen standen. Als Bill Holbrook an diesem Abend eintrat, saßen drei Herren an den Tischen und schrieben.

Die Vorbereitungen für die Aufnahme waren höchst einfach und geschäftsmäßig. Man legte Bill ein harmloses Dokument vor, in das er Name, Stand und Adresse eintragen mußte, worauf er noch eine Erklärung zu unterschreiben hatte, daß er sich an die Satzungen der Gesellschaft halten, im Falle des Ungehorsams aber seiner Ausstoßung sich nicht widersetzen werde.

»Das macht zwei Pfund«, sagte der Mann, der den

ausgefüllten Bogen entgegennahm. »Die Hälfte als Halbjahresbeitrag, die andere Hälfte für Ihren Talar. Ihre Nummer ist: H.74. Vergessen sie nicht, das dem Ehrwürdigen Kleiderverwalter zu melden. Wollen Sie jetzt an die Tür dort pochen. Zwei Brüder werden Sie empfangen und für die Einweihung vorbereiten. Heute findet nur die Ihre statt.«

Wie geheißen, pochte Holbrook an eine Doppeltür aus poliertem Holz. Die Türflügel gingen sofort auf. Bill blieb einen Augenblick reglos stehen, überrascht von dem Bild, das sich ihm bot. Er blickte in einen zweiten, halbverdunkelten Vorraum. Zwei von der Decke hängende Lampen warfen – in Form von engen Kreisen – mattes Licht auf den Fußboden, was die Dürsterkeit ringsum noch unterstrich. Am Eingang standen zwei Männer in schwarzen Kutten mit über das Gesicht herabhängenden Kapuzen, so daß man die Augen nur durch Schlitze sah.

»Tritt ein, der du Bruder werden sollst!« rief einer der Männer mit einer schrillen, den Vorstädter verratenden Stimme.

Dann schloß sich die Tür hinter Holbrook.

Der Vermummte, der vorhin gesprochen hatte, trug eine Kutte über dem Arm.

»Zieh das an!« sagte er.

In einer Minute hatte Bill sie angezogen und sah nun genauso aus wie die anderen beiden. Auch er konnte nur noch durch die Schlitze sehen.

»Sprich nun, o Fremdling, an der Schwelle unserer Geheimnisse: Suchst du reinen Herzens und mit dem Wunsche, der Menschheit zu dienen, Aufnahme in unsere Bruderschaft? Kannst du diese Frage angesichts von Land und Wasser, der Luft und der Räume außerhalb der Erde mit Ja beantworten?«

»Ja«, sagte Bill, ohne sich zu besinnen.

Darauf pochte der Mann dreimal an ein Tor, das sogleich geöffnet wurde.

»Wer begehrt Einlaß?« fragte eine tiefe Stimme.

»Ein fremder Seemann für unsere Argo«, lautete die Antwort.

»Tritt ein, der du ein Sohn Ragusas werden willst!« verkündete die tiefe Stimme.

Der große Saal, den Bill nun mit seinen Führern betrat, war ebenso spärlich erleuchtet wie der Vorraum. Den Wänden entlang hatten reihenweise vermummte Gestalten Platz genommen. An der einen Schmalseite des Saals befand sich eine Erhöhung, auf der drei Männer hinter einem Tisch saßen. Gegenüber, am anderen Ende, saß ein einzelner. Auf dem Tisch vor den drei Vermummten stand das silberne Modell eines altertümlichen Schiffes. Vermutlich ruhte es auf einer Glasplatte, denn eine verborgene Lichtquelle bestrahlte die hellglänzenden Segel.

Bill wurde dem einzelnen Manne vorgeführt, worauf die Einweihungsfeierlichkeit begann. Er mußte ein Gelöbnis ablegen, ein wahrer Sohn Ragusas werden zu wollen, »furchtlos in Gefahren, kühn im Handeln und sparsam im Wohlstand«. Der einzelne Mann stellte ihm Fragen, und seine Führer flüsterten ihm die gebräuchlichen Antworten zu. Der Vorstand der Loge – das war der einzelne – führte ihn darauf vor die drei Männer am gegenüberliegenden Tisch, die ihm die kurz gehaltenen Satzungen des Ordens vorlasen. Vor ihnen mußte er Gehorsam geloben. Damit war er aufgenommen. Man führte ihn zu einem freien Stuhl an der Wand, worauf eine mehr geschäftsmäßige Besprechung von Logenangelegenheiten einsetzte. Bill lauschte mit Interesse. Als es aber dann zu Erörterungen

über das wahre Wesen der Nächstenliebe kam, begann er sich zu langweilen. Die Ausführungen des Hauptredners waren ein leerer Wortschwall, die Einwürfe der Zuhörer bloße Phrasen. Man merkte, daß die ganze Unterhaltung nur dem Vergnügen diene, sich selbst reden zu hören. Bill atmete auf, als der Vorstand der Loge sich endlich erhob, seine Hände segnend über die Gemeinde breitete und mit näselnder Stimme zu singen begann:

»Allen Stolzen Söhnen von Ragusa, allen Würdenträgern der Loge, allen Rittern der höheren Grade, den edlen Brüdern der Großloge, den hochwürdigen und hochgebietenden Prioren und dem erlauchten, auserwählten und heiligen Großprior weihen wir unser Leben und unsere Treue, unser Hoffen und unsere Dienste.«

Bill stellte fest, daß der Dreiundzwanzigste Grad, den Toby Marsh in seinen geheimnisvollen Reden so besonders hervorgehoben hatte, überhaupt nicht erwähnt worden war.

Die Mitglieder entfernten sich stillschweigend, aber nicht auf dem Weg, den Bill Holbrook gekommen war, sondern durch einen rückwärts gelegenen Raum, der offenbar als Garderobe diente. Dort war es vollkommen dunkel. Jeder schlüpfte beim Eintreten aus seiner Kutte und überreichte sie einem unsichtbaren Wesen, dem er seine Nummer nannte. Dieser Vorgang dauerte jedesmal einige Sekunden, so daß die Logenbrüder nur in gewissen Zwischenräumen auf die Straße hinausgelangten. Bill vermutete, daß dies absichtlich geschah, um dem Schein nach das Geheimnis um die private Person der Mitglieder zu wahren.

Holbrook hatte sich geduldig am Ende der sich langsam fortbewegenden Schlange aufgestellt und war schon fast bis zum Ausgang gelangt, als ihm jemand von hinten auf die Schulter klopfte.



»Im Namen des Priors –«, sagte eine Stimme im Flüsterton, »die Großloge bedarf deiner Dienste. Du sollst dich Sonntag um elf Uhr nachts beim dritten Meilenstein auf der Straße nach Epping einfinden.«

Gleichzeitig drückte der Vermummte Bill einen Zettel in die Hand und verschwand rasch im Dunkel.

Als Bill Holbrook, noch etwas benommen, auf die Straße hinaustrat, stieß er auf Toby Marsh, der dort spazierenging.

»Na, was halten Sie von der Sache – Bruder?«

»Ich habe schon Hinrichtungen mitgemacht, die lustiger waren als diese Zusammenkunft«, meinte Bill.

Toby kicherte und fragte:

»Haben Sie etwas vom Dreiundzwanzigsten Grad gehört?«

»Nein, der wurde gar nicht erwähnt. Warum nicht?«

»Der Dreiundzwanzigste Grad ist tabu für die Söhne Ragusas. Es ist der Grad, dem der Strafvollzug obliegt, und man spricht niemals von ihm. Und doch waren in der heutigen Versammlung mindestens zwei Herren, die bis zur vorigen Woche noch dem Dreiundzwanzigsten angehörten. Sie sind inzwischen abgesetzt worden.«

»Abgesetzt?«

»Jawohl, degradiert, vom Dreiundzwanzigsten in den ersten Grad. Das ist so bei den Söhnen von Ragusa – man weiß nie recht, ob man oben oder unten ist.«

»Mein eigener Aufstieg ist so rasch vor sich gegangen, daß ich ganz wirr bin«, sagte Bill, worauf er von seiner Berufung in die Großloge erzählte.

Tobys Gesicht war ernst geworden.

»Das ist rasch gegangen! Wo wird man Sie abholen?«

»Beim dritten Meilenstein auf der Straße nach Epping«, antwortete Bill. »Aber auf dem Zettel werden wahrscheinlich noch weitere Weisungen zu finden sein.«

Er blieb unter einer Straßenlaterne stehen und nahm das zusammengerollte Papier aus der Westentasche, in die er es gesteckt hatte. Als er einen Blick darauf warf, stieß er einen Schrei der Überraschung aus – das Papier war eine Fünzigpfundnote.

Toby pffte vor sich hin. Sie befanden sich in der Nähe von Holbrooks Wohnung, und wenig später saßen sie, zusammen mit Inspektor Bullott, in Bills Arbeitszimmer.

Toby Marsh hatte sich behaglich in dem einzigen Armstuhl, den es hier gab, zurückgelehnt. Er war in seinem Element.

»Der Orden der Stolzen Söhne von Ragusa«, dozierte er, »hatte anfangs bedeutend mehr Grade als heute, ich glaube, es gab deren vierzig. Aber Kultus und Übersicht wurden dadurch zu kompliziert. Deshalb hat man die meisten Grade abgeschafft und nur fünf beibehalten. Es gibt die gewöhnlichen Brüder, die Ritter höheren Grades, die Mitglieder der Großloge, den Dreiundzwanzigsten Grad, und über allen stehen die Prioren. Sie sind die wirklichen Machthaber, erlassen die Gesetze, schreiben die Formen vor, verteilen die Gewinne aus dem Glücksschiff – mit einem Wort, sie regieren den Orden nach ihrem Ermessen. Die Großloge wählt die höheren Würdenträger. Wenn ein Mitglied der unteren Grade auf einen höheren Posten berufen wird, bekommt er einfach die Mitteilung, er habe sich da und da einzufinden oder dies und das zu tun. Mitglieder, die der geheimnisvollen Obrigkeit den Gehorsam verweigern, werden ausgestoßen. Macht ein Mann Schwierigkeiten, so versteht man es vorzüglich, ihn zu treffen, ohne daß man mit dem Gesetz in Konflikt käme. Er verliert seine Anstellung, oder der

Hausbesitzer wirft ihn auf die Straße. Man weiß auch von einem Fall, wo ein Haus kurzerhand angekauft wurde, um einen Widerspenstigen um sein Geschäft zu bringen. Es herrscht eine straffe Disziplin! Die Strafen werden vom Dreiundzwanzigsten Grad vollzogen – und der Großmeister des Dreiundzwanzigsten Grades ist Joshua Laffin, Doktor der Heilkunde!« Da die beiden anderen betroffen schwiegen, fuhr Toby Marsh unbeirrt fort: »Niemand ahnt auch nur, wer die Mitglieder der Großloge und wer die Brüder vom Dreiundzwanzigsten Grad sind. Bei den Versammlungen weiß keiner, ob sein Nebenmann nicht vielleicht ein Prior ist. Das einzige, was die Brüder wissen, ist, daß zweimal im Jahr einige Glückliche mit Gewinnen bedacht werden. Im übrigen sind sie mit dem Mummenschanz und der kindischen Geheimniskrämerei vollkommen zufrieden.«

»Wer sind nun also die Wissenden? Die Prioren?« fragte der Inspektor.

»Ja, das heißt, ich glaube, eigentlich nur der Großprior weiß alles«, erwiderte Toby. »Ich bin der Sache nachgegangen und habe herausbekommen, daß es ein sogenanntes ›Buch der Gesetze‹ gibt – aber das ist auch alles, mehr habe ich nicht erfahren können ...«

»Was für eine Bewandnis hat es mit diesem ›Buch der Gesetze‹?«

»Es ist das Buch, das sämtliche Satzungen und Gebräuche der Söhne von Ragusa in allen Einzelheiten enthält. Der Großprior selbst hat es geschrieben. Es ist auch in seinen Händen. Wenn er stirbt, geht es auf den neuen Großprior über.«

»Glauben Sie, daß im Rahmen der Ordenstätigkeit Ungesetzlichkeiten vorkommen?«

Toby Marsh schüttelte den Kopf.

»Nein, das ist das Überraschende. Diese Söhne von Ragusa scheinen eine anständige, harmlose Gesellschaft zu sein. Eine Menge Gutes geschieht: Landerholungsheime für kranke Seeleute werden ins Leben gerufen, Rettungsboote gespendet – die meisten Logen befinden sich nämlich in Hafenstädten, und ich schätze, daß ein Drittel der Mitglieder aus Seeleuten besteht. Der Verein unterhält ferner ein Waisenhaus und ein Heim für alte Matrosen. Nein, es ist eine durchaus anständige Gesellschaft, nur ...«

Toby hob die Schultern und verzog das Gesicht.

»Nur was?« erkundigte sich Bill.

»Nur will es mir nicht gefallen, daß ein Mann wie Dr. Laffin an der Spitze des Dreiundzwanzigsten Grades steht!«

»Ich habe über den Mord nachgedacht«, sagte Inspektor Bullott.

»Haben Sie sich nie überlegt, ob Bruder John mit den Söhnen von Ragusa in Konflikt geraten sein könnte?«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

Toby Marsh erhob sich.

»Es ist merkwürdig, daß ... Aber Sie müssen mich jetzt entschuldigen, meine Herren. Ich habe eine Verabredung. Kennen Sie Jenny Hamshaw? Nicht? Da haben Sie etwas versäumt!«

Es gab zwei Dinge, über die zu sprechen Mrs. Karoline Hamshaw nie müde wurde: erstens die unvergleichlichen Tugenden ihrer einzigen Tochter – und zweitens das Thema Mord.

Wenn sie nicht gerade die künstlerischen und gesellschaftlichen Triumphe ihrer Tochter pries, dann gab sie bestimmt irgendein Verbrechen zum besten. Sie war einmal als junges Mädchen in einem Mordprozeß als Zeugin aufgetreten, und von daher kam es wohl, daß das lebhafteste Interesse für Morde ihr ganzes Leben lang nicht mehr abriß.

Sie hatte einen Untermieter, Toby Marsh, der pünktlich zahlte und nie nörgelte, wenn sie ihm kleine Extraspesen verrechnete.

An dem Tag, an dem Bill Holbrook in die Gesellschaft der Stolzen Söhne von Ragusa aufgenommen wurde, saß Mrs. Hamshaw, eine dicke, mürrische Matrone, die fetten Hände im Schoß gefaltet, in demütiger Haltung vor ihrer Tochter und hörte sich eine Strafpredigt an, während dicke Tränen über ihre Wangen rollten.

»Ich glaube wirklich, daß ich genug für dich tue, Mutter. Ich habe dir dieses Haus geschenkt – oder lasse dich jedenfalls kostenlos darin wohnen. Ich habe Hunderte für die Einrichtung bezahlt und gebe dir obendrein eine Zulage von mehr als zwei Pfund wöchentlich.«

Mrs. Hamshaw wagte etwas von den hohen Lebenskosten zu murmeln, wurde aber sofort zur Ruhe verwiesen.

»Ich selbst bin schon seit sechs Monaten ohne Engagement – wo soll ich das Geld hernehmen? Warum verschaffst du dir nicht einen zweiten Zimmerherrn? Du

glaubst wahrscheinlich, ich bin Millionärin, weil du meinen Namen ein paarmal in Riesenlettern auf Plakaten gesehen hast. Das ist ein Irrtum: Die Gagen sind nicht, was sie einmal waren, und eine Künstlerin von meinem Rang muß sich schließlich eine anständige Wohnung und ein Auto halten und etwas für Repräsentation tun. Ich weiß selbst nicht mehr, woher ich das Geld nehmen soll!«

So sprach La Florette, die Tänzerin mit dem schmalen Gesicht, deren Herkunft Betty richtig eingeschätzt hatte, denn sie hieß im gewöhnlichen Leben einfach Jenny Hamshaw.

»Ich kann dir nur sagen, daß ich mein möglichstes tue, um auszukommen«, jammerte die Mutter. »Ich glaube wirklich, es wäre besser, wenn ich schon im Grabe läge.« Da diese Äußerung nicht die gewünschte Wirkung hatte, fuhr die Alte fort: »Mr. Marsh würde keinen andern Zimmerherrn neben sich dulden, und ich könnte auch nicht noch die Bedienung eines zweiten auf mich nehmen. Ich bin nicht mehr so jung. Als ich noch in Bath bei den Carews in Dienst war – du weißt doch, bei der Frau, die von ihrem Mann ermordet wurde ...«

»Bitte, verschone mich mit deinen Gruselgeschichten!« wehrte La Florette ab.

»Das Kind wurde ins Armenhaus gebracht und später von einem Arzt angenommen. Wenn mir nur der Name einfiele – richtig, Dr. Laffin hieß er. Der nannte es Carew, obwohl ... Aber was ist denn los mit dir?«

La Florette starrte ihre Mutter mit weitgeöffnetem Mund an.

»Carew sagtest du? Wie hieß sie denn mit Vornamen?«

»Elisabeth. Es war ein sehr hübsches Mädchen mit rotem Haar. Und das Komische an der Geschichte ist, daß es gar nicht das Kind des Mörders Carew war. Ich weiß alles

ganz genau ...«

Die Tochter legte ausnahmsweise das lebhafteste Interesse für diese Geschichte an den Tag, was Mrs. Hamshaw anspornte, ohne Atempause weiterzureden.

»Ein Mann in mittleren Jahren, ein gewisser Leiff ... Ich erinnere mich nur an den Vornamen, weil er so seltsam war – also, dieser Leiff hatte geheiratet und seine junge Frau bei den Carews gelassen, als er nach Amerika zurückkehrte. Er war nämlich Amerikaner. Er wurde aber krank und konnte nicht früh genug wieder nach England kommen. Seine Frau erwartete ein Kind, starb jedoch eine Woche nach der Geburt eines Mädchens. Mrs. Carew hatte selbst nie ein Kind gehabt und verliebte sich derart in das kleine Wesen, daß sie, als Mr. Leiff ... Ach ja, richtig – Stone! Das war sein Name! Als sich also Mr. Stone telegrafisch nach dem Ergehen seiner Familie erkundigte, antwortete sie ihm, Mutter und Kind seien gestorben. Sie weinte später oft aus Reue über ihre Lüge und klagte sich an, daß sie das Kind um das Glück gebracht habe, in einer anständigen Familie aufzuwachsen. Mr. Leiff Stone soll sehr reich gewesen sein. Man sagt, er sei aus Schmerz über den Verlust um den Verstand gekommen ...«

La Florette fuhr mit blitzenden Augen auf:

»Mutter, das darfst du niemandem auf der ganzen Welt erzählen! Verstehst du? Betty Carew muß weiter die Tochter eines Mörders bleiben, und alle Welt soll es erfahren ...«

Ein leises Hüsteln veranlaßte sie, sich umzuschauen.

Toby Marsh stand auf der Türschwelle und lächelte verlegen.

»Ich hoffe, ich störe nicht?«

»Kommen Sie nur herein, Mr. Marsh!« rief La Florette, augenblicklich auf den bewundernden Blick des Mieters

reagierend. »Wir unterhielten uns gerade über ... Aber Sie werden meine Lage verstehen. Ich möchte natürlich nicht, daß Mutter Mieter nimmt, wenigstens nicht gewöhnliche Mieter. Aber wir müssen etwas tun, um uns vor Armut zu schützen. Mutter meint, Sie würden einen zweiten Mieter hier nicht gern sehen?«

Toby machte ein langes Gesicht.

»Um bei der Wahrheit zu bleiben, nein«, erwiderte er. »Da ich im Dienste der Regierung stehe (das war Toby Marshs Lieblingsschwindel), einer Art Geheimdienst, könnte ich es nicht dulden, wenn jemand in meinen Dokumenten herumschnüffelt. Und noch etwas, Miss Florette – mir kann man Vertrauen schenken, denn ich bin ein diskreter Mann, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber könnte man einem beliebigen Fremden trauen? Wie unangenehm wäre es, wenn jemand herumerzählte, daß er bei der Mutter der großen La Florette wohnt!«

Florette gab sich den Anschein, als grüble sie über diese Frage nach. In Wirklichkeit waren ihre Gedanken noch immer bei der Enthüllung, die ihr ihre Mutter gemacht hatte.

»Ich glaube, Sie haben recht, Mr. Marsh«, sagte sie schließlich mit einem bezaubernden Lächeln. »Es wäre nicht günstig. Bitte, sprechen wir nicht mehr davon.«

So rasch als möglich verließ sie das Haus und eilte zu van Campe zurück, ihrem Freund und Vertrauten in fast allen Angelegenheiten. Vielleicht konnte er ihr behilflich sein.

Sie öffnete, ohne anzuklopfen, die Tür seines Büros, trat ein – und blieb stehen. Van Campe hatte Besuch. Ein schwarzgekleideter Herr erhob sich langsam und richtete seine dunklen Augen auf sie. Eine Sekunde lang war sie verblüfft.



»Oh, Dr. Laffin –« stammelte sie. »Ich habe nicht erwartet, Sie hierzu finden.«

Das Gesicht des Doktors verzog sich zu einer Grimasse, die ein Lächeln darstellen sollte.

»Merkwürdig! Ich habe gerade mit Mr. van Campe über Sie gesprochen, Madame«, sagte er.

»Ach, ja, das ist merkwürdig!« lispelte sie, wieder die Französin vortäuschend, die Englisch nur mühsam sprechen konnte.

Laffin sah sie prüfend an.

»Sie werden den Vorschlag, den ich Mr. van Campe gemacht habe, vielleicht phantastisch finden, aber ich bitte Sie, ihn nicht gleich von der Hand zu weisen.«

Ein leichtes Neigen seines Kopfes – und er ging. Nichts hatte erkennen lassen, daß er sich schon entfernen wollte.

»Was wollte er?« fragte sie, sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte.

Van Campe rieb sich den kahlen Schädel.

»Ich verstehe den Kerl nicht«, meinte er. »Er kam, um mit mir über die Carew zu sprechen, und ich sagte ihm, daß für das Mädchen im gleichen Theater mit dir kein Platz mehr sei. Ich protzte ein bißchen mit deinem europäischen Ruf und erzählte ihm, daß du in der besten Gesellschaft von London verkehrst, zum Beispiel, daß du gestern abend mit zwei Herren aus dem Finanzministerium soupiert habest. Und da fragte er mich plötzlich, ob du ihm wohl bei der Verfolgung seiner Pläne behilflich sein könntest.«

»Seinen Plänen?« wiederholte sie stirnrunzelnd. »Eine Theaterangelegenheit?«

»Nein, das ist ja das Merkwürdige«, sagte van Campe kopfschüttelnd. »Er möchte ein möbliertes Haus im West

End – er schlug Portland Place vor – mieten, dich hineinsetzen und dir unbegrenzte Mittel zur Verfügung stellen, damit du Gesellschaften geben kannst.«

»Zu denen er eingeladen werden will?« fragte Florette höhnisch. »Nicht zu machen, Campe!«

»Nein, nicht einmal das verlangt er«, widersprach van Campe. »Er sagte sogar ausdrücklich, daß er nicht empfangen werden will. Er möchte durch dich nur über die Börsenlage orientiert werden.«

La Florette lachte.

»Wenn er nur das will, so ist er verrückt. Ich kann ihm eine Menge Auskünfte geben, die ich den Morgenzeitungen entnehme!«

Van Campe sah vor sich hin.

»Die Geschichte gefiel mir zuerst gar nicht. Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto günstiger erscheint mir das Angebot für dich. Es ist immer gut, wenn von einer Künstlerin viel gesprochen wird, und das würden deine Empfänge bewirken. Übrigens ist, was er dir vorschlägt, nichts Ungewöhnliches.«

Der eigentliche Grund ihres Kommens fiel ihr wieder ein.

»Campe, du kennst doch jeden Menschen in der Stadt – wer ist Leiff Stone?«

Er runzelte die Stirn.

»Leiff Stone? Der Name kommt mir bekannt vor. Es gibt einen Amerikaner und Millionär Lambert Stone, der ein Freund de Fells ist. Aber Leiff ...«

»Könntest du nicht de Fell fragen? Möglicherweise ist Leiff Stone ein Verwandter des anderen Stone.«

Van Campe nickte und kritzelte den Namen auf das Löschpapier seiner Schreibunterlage.

»Ich will morgen früh mit ihm sprechen. Und jetzt entschuldige. Ich muß noch eine Stunde arbeiten. Ich hatte den ganzen Tag die Polizei hier, die Nachforschungen wegen des Straßenmordes anstellte.«

»Hier?« fragte sie verwundert.

»Ja, der Ermordete war heute vormittag an der Bühnentür, um die Carew zu sprechen.«

## 18

Gleich nachdem La Florette das Haus ihrer Mutter verlassen hatte, brach auch Toby Marsh auf. Er sah ihren Wagen um die Ecke verschwinden und bedauerte nur, daß nicht auch er über ein solches Gefährt verfügte, denn er hatte es eilig.

In Bullotts Wohnzimmer brannte kein Licht, aber auf sein beharrliches Klopfen erschien, malerisch in einen Schlafrock gehüllt, Bill Holbrook.

»Kommen Sie herein! Bullott ist nicht zu Hause. Was ist los? Hat man den Mörder gefaßt? Bullott bietet ein Bild des Jammers. Habe ich Ihnen schon gesagt, daß dies sein erster Fall ist?«

Mit diesen Worten ging Bill die Treppe hinauf voran.

Im Zimmer angelangt, fragte Toby:

»Wer ist Betty Carew?«

»Wer Betty Carew ist?« wiederholte Holbrook. »Nun, als ich sie das letztemal sah, war sie noch Betty Carew!«

»Sie wissen doch, daß der alte Laffin sie irgendwie in seiner Gewalt hat. Angeblich soll sie die Tochter eines Mannes namens Carew sein, der wegen Ermordung seiner Frau hingerichtet wurde. So wenigstens habe ich es heute

abend erfahren. Laffin nahm sie an, als sie noch ein kleines Kind war. Ich möchte wetten, daß er ihr ständig ihre schreckliche Herkunft vorgehalten hat.«

Bill starrte Toby an.

»Stimmt es denn nicht?«

»Nein«, sagte Marsh. »Sie ist die Tochter eines Amerikaners, der nach England kam, hier heiratete, dann plötzlich nach Amerika zurückgerufen wurde und seine Frau in der Obhut von Mrs. Carew zurückließ. Der Amerikaner wurde krank, er konnte weder schreiben noch zur vereinbarten Zeit zurückkommen. Erst nach der Geburt erfuhr er, Frau und Kind wären gestorben. Tatsächlich aber lebte das kleine Mädchen, und Mrs. Carew wollte sich nur nicht mehr von ihm trennen. Der Mann hieß Leiff Stone.«

Bill sprang von seinem Stuhl auf.

»Leiff? Das ist Lambert Stones Bruder! Dann ist Betty Carew Lamberts Nichte! Großer Gott! Warten Sie hier – wir gehen sofort zu Stone ...«

Er rannte weg, um sich anzuziehen, und kehrte in erstaunlich kurzer Zeit zurück. Sein Aufzug sah auch danach aus. Er trug eine Frackhose, dazu eine Sportjacke und darunter eine Weste, die wieder zu einem anderen Anzug gehörte.

Sie fanden Lambert Stone zu Hause. Er war gerade aus dem Theater gekommen. Bill erzählte ihm kurz die Geschichte. Das Gesicht des Millionärs wurde ernst.

»Das klingt durchaus wahr«, sagte er. »Alles stimmt mit dem überein, was ich weiß. Leiff hatte hier ein Mädchen geheiratet und mußte vor der Geburt des Kindes nach Amerika zurückkehren. Ich weiß auch, daß er seine Frau in Bath zurückließ.«

»Wurde er in Amerika krank?« fragte Bill.

»Er erlitt einen Unfall auf hoher See. Das Schiff geriet in einen Sturm. Leiff wurde eine Treppe hinuntergeschleudert, was ihm eine böse Gehirnerschütterung eintrug. Er kam erst nach der Ankunft in New York wieder zum Bewußtsein, und sein Zustand war so schlecht, daß wir schon glaubten, er habe seinen Verstand für immer eingebüßt. Es dauerte sechs Monate, bis er wieder normal reagieren konnte. Er hat mir nie den Namen der Leute genannt, bei denen er seine Frau zurückgelassen hatte. Aber ich weiß, daß ein Brief mit der Todesnachricht kam, und erinnere mich gut, wie er damals litt. Betty Carew! Gerade heute habe ich sie gesprochen! Die Geschichte ist wahr – ich fühle es. Es wird auch nicht schwerfallen, das festzustellen, denn nach ihrer Geburt ist sie im Geburtenregister sicher auf den Namen ihres Vaters eingetragen worden. Damals hat Mrs. Carew an eine Täuschung wohl noch nicht gedacht. Ja ... Wissen Sie, wo meine – meine Nichte wohnt?«

Bill nickte.

»Ich möchte sie noch heute sprechen.«

»Das habe ich mir gedacht und daher das Taxi warten lassen.«

Es war kurz vor Mitternacht, als das Auto vor Bettys Haus hielt. Bill zog die Glocke – er rechnete damit, daß man eine Weile würde warten müssen. Zu seiner Überraschung öffnete sich die Tür sofort.

»Miss Carew?« rief die Hausfrau und spähte in die Dunkelheit hinaus.

Eine böse Vorahnung ließ Holbrooks Herz schneller schlagen. »Ist sie nicht zu Hause?« fragte er.

»Nein, Sir, und ich verstehe das nicht. Ich kam etwa vor einer halben Stunde heim und fand den Tisch in der Halle

zerbrochen vor. Da – sehen Sie selbst! Miss Carews Zimmer ist leer. Dabei ist sie schon im Bett gewesen!«

Bill flog die Treppe hinauf und eilte, mehr von seinem Instinkt geleitet, ins Zimmer des Mädchens. Die Bettdecken lagen auf dem Boden. Auch hier war ein kleiner Tisch umgeworfen worden. Andere Anzeichen eines Kampfes waren jedoch nicht festzustellen.

»Vielleicht hat sie jemand abgeholt –«, meinte die Hausfrau.

»Das denke ich mir auch!« stimmte ihr Bill grimmig zu.

## 19

Trotz Bills Bemühung, Betty Carew aus der Sache herauszuhalten, war sie an diesem Nachmittag doch zweimal von der Polizei verhört worden. Ihre Aussagen konnten zwar keinerlei Aufschlüsse liefern, denn sie hatte Bruder John früher nie gesehen, und von Dr. Laffin und der Botschaft für den fremden Mann erzählte sie nichts.

Gegen Abend kam Clive Lowbridge, um sie mit seinem Wagen zu einem Ausflug aufs Land abzuholen. Außerhalb Londons, das in dichtem Nebel lag, strahlte die Sonne am wolkenlosen Himmel. Während der Fahrt war Clive ungewöhnlich schweigsam, was ihr nicht unangenehm war, obschon sie sich seine Einsilbigkeit nicht recht erklären konnte. Als die Nacht einbrach, kehrten sie in die Stadt zurück und hielten vor dem kleinen Haus in der Park Street, wo sie wohnte.

»Gute Nacht, Clive, und vielen Dank!«

Sie hatte Kopfschmerzen und war froh, das gewohnte Glas Milch auf dem Tisch in der Halle zu finden. Dann

schluckte sie das Aspirin, das sie unterwegs gekauft hatte, und legte sich gleich nieder.

Sie wurde von seltsamen Träumen gequält. Einmal hörte sie einen langen Streit mit an, dann sah sie eine Laterne aufblitzen und vernahm die Flüche eines Mannes. Irgend jemand telefonierte – den Namen verstand sie nicht, und danach spürte sie die Berührung einer kalten Hand und einen Nadelstich oberhalb des Handgelenks. Sie strengte sich furchterlich an, aus ihrem Schlaf zu erwachen, aber der Schrei, den sie ausstoßen wollte, erstarb ihr in der Kehle, und sie verfiel in einen bleiernen, traumlosen Schlaf.

Im Zimmer war es noch stockdunkel, als sie erwachte. Das Bett schien größer geworden zu sein. Als sie die Hand nach der Lampe auf ihrem Nachtkästchen ausstreckte, fand sie weder das eine noch das andere.

Ich träume wohl noch, dachte sie. Eine ganze Weile kämpfte sie mit sich, ob sie weiterschlafen oder sich anstrengen sollte, zu erwachen. Als sie sich dazu durchgerungen hatte, fand sie sich auf einem Stuhl mit hoher Lehne sitzen. Sie war in einer matterleuchteten Kapelle. Ihr gegenüber befand sich ein weißer Altar, auf dem zwei in goldenen Leuchtern steckende Kerzen brannten. Das war die einzige Beleuchtung des hohen Raumes.

Zu beiden Seiten des Altars reihten sich an Theaterlogen erinnernde Sitze aneinander, über die hinaus reich mit Gold bestickte Banner ragten, und auf jedem der Stühle saß eine verummte Gestalt.

Sie sah an sich selbst hinab – ein weißes Gewand umhüllte sie, ihre Füße waren nackt, und über ihre Knie gebreitet lag eine rote Stola.

Die Vermummten sangen etwas: einen eigenartigen,

eintönigen Hymnus. Sie erinnerte sich, ihn schon irgendwo gehört zu haben, und es fiel ihr auch ein, wo. Vor Jahren hatte sie einmal einem Konzert altenglischer Musik beigewohnt und einen eigentümlichen Gesang gehört, der im Programmheft als der zu Ehren von König Heinrichs Sieg über die Franzosen bei Azincourt gedichtete Triumphgesang vorgestellt worden war. Die gleiche Melodie vernahm sie jetzt wieder – nur die Worte blieben ihr unverständlich.

Vor dem Altar stand ein Mann in einem violett-purpurnen Gewand. Als er zu sprechen begann, erkannte sie seine Stimme sofort. Sie war sicher, daß es der Mann war, dem sie die Botschaft übergeben hatte.

»In deine Hände, göttlicher Sendbote aus dem All, lege ich das Buch der Gesetze«, sprach der Alte. »Schreibe, damit das Gesetz vollkommen werde, damit die Lücken im Kreise sich schließen!«

Sie hörte neben sich ein Murmeln und drehte den schmerzenden Kopf. Auf jeder Seite stand eine schwarz verummte Gestalt neben ihr.

Etwas Schweres wurde auf ihre Knie gelegt. Es war ein mächtiges, braun eingebundenes Buch. Unwillkürlich griff sie danach. Warum – das wußte sie selbst nicht. Vielleicht drohte das Buch hinunterzugleiten.

»Halte es – halte es an deine Brust!« raunte ihr eine Stimme ins Ohr.

Sie gehorchte willenlos.

Die verhüllten Gestalten verließen den Raum. Sie hörte, wie Sandalen über die Steinfliesen schlurften. Die seltsamen Weisen der uralten Hymne verhallten in der Ferne. Nur die beiden Vermummten an ihrer Seite waren zurückgeblieben.

»Erhebe dich!« befahl ihr eine gebieterische Stimme.



Wieder gehorchte sie unwillkürlich. Sie wurde bei den Armen genommen und durch eine schmale Tür geschoben. Sie hörte das Geräusch zurückschlagender Riegel, eine zweite Tür ging knarrend auf.

Dann stand sie im Freien – sie spürte den kühlen Nachtwind im Gesicht.

»Ich will aufwachen!« schrie sie wild auf.

Abor dann verschwamm alles, und sie konnte sich später nicht mehr erinnern, was weiter geschah.

Als sie die Augen aufschlug, blickte sie in das besorgte Gesicht Bill Holbrooks. Er stand am Fußende ihres Bettes, und sie bemerkte gleich, daß sein Rock schief zugeknöpft war.

»Sie waren also auch dabei, nicht wahr?« fragte sie mit schwacher Stimme. »Aber Sie dürfen mich nicht küssen! Ich habe es nicht gern, wenn man mich küßt, Mr. Holbrook!«

Nun beugte sich ein zweiter Mann über sie, ein grauhaariger Herr mit einer mächtigen Brille.

»Haben Sie Kopfschmerzen?« fragte er sie.

»Ein wenig – es ist nicht schlimm. Wo bin ich denn?«

»Sie sind jetzt in einem Krankenhaus. Fühlen Sie sich schon kräftig genug, uns zu erzählen, wie Sie mitten in der Nacht auf das Clapham-Feld gekommen sind?«

Im Nu war sie hellwach und voll bei Sinnen.

»Was für ein Tag ist heute?« fragte sie.

»Donnerstag.«

Es war Dienstag abend gewesen, als sie zu Bett gegangen war.

Erst einen Tag später erfuhr Betty, unter welchen Umständen man sie aufgefunden hatte. Eine Polizeistreife, die kurz vor Tagesanbruch über das Clapham-Feld gekommen war, hatte sie entdeckt. Sie lag, in Tücher eingewickelt und mit Wärmflaschen versorgt, auf dem Rasen ausgestreckt. Man hatte sie sofort ins nächste Krankenhaus geschafft.

»Ich fürchte, auch mein Verschwinden steht heute wieder in allen Zeitungen!« sagte sie verdrießlich.

Bill hatte Inspektor Bullott ans Krankenbett mitgebracht.

»Nahmen Sie irgend etwas zu sich, bevor Sie zu Bett gingen?« fragte Bullott.

»Ein wenig Milch«, antwortete sie. »Meine Vermieterin stellt gewöhnlich ein Glas für mich in die Halle.«

»Nun, daran kann sich natürlich leicht jemand zu schaffen gemacht haben.«

Er hatte herausbekommen, daß die Hausfrau auf recht einfache Art fortgelockt worden war. Man hatte ihr eine Eintrittskarte für das Lyceum-Theater geschickt. Ein Dienstmann hatte sie gebracht.

»Weiß Dr. Laffin, was mit mir geschehen ist?« fragte sie.

»Ihr Verschwinden ist ihm berichtet worden, aber er hat nicht viel Teilnahme an den Tag gelegt«, bemerkte Holbrook. »Er meinte, Sie würden schon wieder zum Vorschein kommen.«

»Mr. Holbrook«, erkundigte sich Betty, als sie sah, daß er weggehen wollte, »habe ich geträumt oder hat mich Mr. Stone gestern wirklich aufgesucht?«

»Das haben Sie nicht geträumt, er war wirklich hier.

Aber, nicht wahr, Miss Carew, Sie werden mir, sobald Sie sich besser fühlen, etwas von den Träumen erzählen, die Sie hatten?»

»Ich will es versuchen. Es waren ganz ungewöhnliche Träume, so lebhaft erlebt, daß ich manchmal fast glauben möchte, das Ganze hätte sich tatsächlich ereignet.«

»Mr. Lambert Stone will heute abend nochmals vorbeikommen. Er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.«

»Mir? Was kann er mir zu sagen haben?»

»Gute Neuigkeiten. Mehr verrate ich nicht. Auf Wiedersehen.«

Bill Holbrook und Inspektor Bullott wanderten durch den schattigen Garten des Krankenhauses der Straße zu. Nach einer Weile begann Bullott:

»Eine merkwürdige Geschichte! Das Mädchen ist ohne Schaden davongekommen, aber es muß zwei Tage lang unter dem Einfluß von Betäubungsmitteln gestanden haben. Der Arzt meint, es sei Skopolamin verwendet worden. Als die junge Dame gefunden wurde, trug sie über ihrem Nachtanzug ein seltsames, weißes Gewand, das ihre Vermieterin früher nie bei ihr gesehen hat. Und sie lag auf einer gewöhnlichen Militärtragbahre, wie man sie überall billig erstehen kann.«

»Glauben Sie, daß sie zwei Tage und Nächte bewußtlos war?« fragte Bill ungläubig.

»Vielleicht. Aber wenn man eine mit dem erwähnten Rauschgift behandelte Person sieht, würde man nicht glauben, daß sie betäubt ist. Die Wirkung ist nämlich die, daß für die Dauer des Rausches jedes Erinnerungsvermögen ausgeschaltet wird. Man kann sich also nicht an die Vorgänge während des Rausches erinnern, das heißt, man erlebt sie zwar, vergißt aber sekundenschnell, was mit einem geschehen ist. Wir können also nur hoffen, daß es

vielleicht doch lichte Momente gegeben hat, in denen das Gift nicht voll wirkte, so daß trotz allem die eine oder andere Einzelheit noch zum Vorschein ...« Bullott stieß seinen Begleiter an. »Was will denn der Vogel da?«

»Der Vogel« war ein herabgekommen aussehender Mann, der die beiden offenbar auf der Straße erwartet hatte und nun auf sie zukam, um sie anzusprechen. Sein verwüstetes Gesicht, das zurücktretende, unrasierte Kinn und der scheue Blick seiner kleinen, wässerigen Augen ließen Holbrook vermuten, daß es ein Verbrecher sein müsse. Bullott mit seinem glänzenden Gedächtnis wußte sogar gleich, wer es war.

»Na, Tinker, seit wann sind Sie wieder auf freiem Fuß?«

Tinker machte ein langes Gesicht.

»Das ist nämlich Mr. Tinker Lane«, stelle Bullott unbefangen vor, »ein Seemann, der sich zwischen seinen Einschiffungen ein wenig als Fassadenkletterer betätigt. Was wünschen Sie, Tinker?«

»Von Ihnen nichts, Sir! Ich wollte nur diesen Herrn sprechen, da mir jemand gesagt hat, er sei Reporter.«

»Mich?« fragte Bill überrascht.

»Jawohl, Sir.«

Bullott zog sich zurück und ließ die beiden allein.

»Verzeihen Sie, Sir«, begann der Vagabund mit heiserer Stimme, während ein arger Fuselgeruch aus seinem Mund strömte, »aber auf einer Reise nach Australien hat mir einmal ein Kamerad erzählt, er habe von einer Zeitung eine Stange Geld bekommen, weil er den Leuten eine Geschichte von einer Seeschlange erzählte, die er mit eigenen Augen gesehen hatte.«

Bill lachte.

»Falls Sie mir auch eine Geschichte von einer

Seeschlange erzählen wollen, verschwenden Sie Ihren wohlriechenden Atem ganz umsonst!«

»Nein, Sir, es handelt sich um etwas ganz anderes. Ich kenne eine Geschichte, die Gold wert ist. Ich wette, man könnte Tausende damit herausschinden. Sehen Sie sich einmal das an!«

Vorsichtig spähte Tinker zuerst nach allen Seiten, ob er nicht beobachtet werde, dann holte er aus den Tiefen seiner Hosentasche einen kleinen, grün-goldenen Stern hervor, der in der Mitte eine Inschrift trug. Bill erkannte, daß es Griechisch war, vermochte jedoch die Worte weder zu lesen noch zu übersetzen.

»Fünf Spitzen –«, bemerkte Tinker Lane wichtig und berührte mit seinem schmutzigen Zeigefinger jede einzelne, »Schmerz, Sorge, Hunger, Durst und Tod. Wie gefällt Ihnen das?«

»Klingt recht nett – aber was soll's? Ist das ein Werbespruch für eine Wundermedizin?«

»O nein, das ist eine ganze Geschichte.« Von neuem blickte Tinker vorsichtig umher. »Warum man gerade mich zum Eintritt aufgefordert hat, weiß ich nicht. Ich habe schon viermal im Kittchen gegessen. Man möchte nicht glauben, daß ein Verein sich um solche Mitglieder bewirbt. Ich verstand auch gar nicht, was alles dahergeschwatzt wurde. Als ich die Loge verlassen wollte, klopfte mir jemand auf die Schulter.«

»War das bei den ›Stolzen Söhnen von Ragusa‹?« fragte Bill.

»Na, endlich haben Sie's kapiert. Aber lassen Sie mich weitererzählen. Der Mann, der mir auf die Schulter klopfte, war ein alter Kamerad von mir, der in Singapur fünf Jahre abgesessen hat, weil er den Steuermann erstochen hatte. Er sagte mir, er sei in den Ostindiendocks

angeworben worden, als er dort herumlungerte.«

Bill winkte Bullott herbei.

»Hören Sie doch zu – unser Freund hier erzählt eben eine kleine Geschichte über die Stolzen Söhne!«

»Ich habe Ihnen ja die Geschichte noch gar nicht erzählt«, protestierte Tinker, »das war doch erst die Einleitung.«

»Na, dann weiter! Was wollte der alte Schiffskumpan, der Ihnen auf die Schulter klopfte?«

»Ich wußte, um die Wahrheit zu sagen, zuerst gar nicht, daß er es war, denn er hatte einen von diesen schwarzen Röcken an, wie sie alle tragen. Aber er sagte mir, ich solle ihn auf der Straße erwarten, und wir gingen dann in den ›Weißen Hirsch‹ zu einem Trunk. Da erzählte er mir alles. Sie haben ihn, wie gesagt, in den Ostindiendocks aufgeklaut und in die Loge von Limehouse gesteckt, das ist die größte von ganz London. Gleich darauf erhoben sie ihn zum Mitglied des Dreiundzwanzigsten Grades. Und das bin auch ich, Sie werden es gewiß nicht glauben, aber es ist so – Bruder vom Dreiundzwanzigsten Grad ...«

Tinker genoß sichtlich die Wirkung, die seine Eröffnung auslöste. »Ich kann also eigentlich mit diesen Kerlen von Ragusa machen, was ich will.«

Er grinste triumphierend.

»Sie sind wirklich – Bruder vom Dreiundzwanzigsten Grad? Aber was für eine Bewandtnis hat es mit dem Stern?«

»Oh, der Stern! Das ist es ja, was ich Ihnen erzählen will. Wissen Sie, was im Juli los sein wird – am neunundzwanzigsten Juli? Und wissen Sie, was ich damit zu tun habe? Zur zweiten Maschinenwache gehöre ich. Die Stellung soll mir fünftausend Pfund eintragen. Kaum

zu glauben: fünftausend Pfund!«

»In diesem Fall wird es sich wohl kaum für Sie lohnen, Ihr Geheimnis für ein paar Pfund zu verraten«, stellte Bill sachlich fest.

Doch Tinker war anderer Meinung.

»Mein Kopf ist mir immer noch mehr wert. Wer bürgt mir dafür, daß sie mich nicht schließlich doch um meinen Lohn betrügen? Geben Sie mir fünfhundert Pfund, und ich erzähle Ihnen eine Geschichte, daß Ihnen alle Haare zu Berge stehen. Sie glauben vielleicht, ich will Sie beschwindeln, aber das ist nicht der Fall. Mir ist nur der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach. Deshalb bin ich schon den ganzen Tag herumgelaufen, um Sie zu finden. Wenn ich gewußt hätte, daß der Herr da von der Polizei ist, hätte ich es mir allerdings nochmals überlegt. Aber nun ist es geschehen. Ich kann nächste Woche eine Stelle auf einem nach La Plata abgehenden Schiff haben, und mit fünfhundert Pfund in der Tasche könnte ich es mir in Buenos Aires recht gut gehen lassen. Geben Sie mir das Geld?«

Bill überlegte rasch.

»Ich selbst kann Ihnen eine solche Summe nicht zahlen, aber ich will mit dem Herausgeber meines Blattes sprechen. Wollen Sie heute abend um neun Uhr in meine Wohnung kommen?«

»Sagen wir zehn Uhr. Ich habe um neun eine Verabredung mit meinem Freund. Und halten Sie das Geld bereit – es ist eine ganz große, aufregende Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe. Oder können Sie sich vielleicht einen Reim darauf machen, warum jemand Mehl und Konservenfleisch, Waffen und Spirituosen nach Amerika verschiffen sollte? Klingt Ihnen das nicht seltsam? Also, auf Wiedersehen!«

Und ohne weitere Erklärungen schlich Tinker Lane davon.

»Toby selbst hätte nicht geheimnisvoller tun können«, meinte Bullott.

Der Inspektor wußte schon viel mehr über die Stolzen Söhne von Ragusa, als Bill Holbrook ahnte. Bullotts amtliche Neugier war unersättlich. Er wußte, daß es im Innenministerium eine Abteilung gab, die sich mit ›Wohltätigkeitsvereinen‹ beschäftigte. Den Vorstand dieses Amtes hatte er besucht, ohne viel Neues erfahren zu haben. Interessanter waren da schon die Berichte aus einigen Hafenstädten, die Bullott telegrafisch angefordert hatte. Einige lauteten ziemlich beunruhigend. So schrieb zum Beispiel der Polizeichef von Northport:

›Ich weiß nicht, was in letzter Zeit über die Söhne von Ragusa gekommen ist. Sie scheinen die verdächtigsten Elemente der ganzen Stadt an sich zu ziehen, und es würde mich nicht wundern, wenn ich hörte, daß sie vor den Gefängnistoren Werbebüros errichtet hätten. Zwei langjährige Mitglieder des Vereins haben sich schon bei mir beklagt, daß das gesellschaftliche Niveau immer tiefer sinke. Und ich kenne drei neuaufgenommene Brüder, die vorbestraft sind.‹

Aus anderen Städten waren ähnliche Berichte eingelaufen. Tinker war also nicht der einzige seiner Gilde, der in letzter Zeit unter die Stolzen Söhne aufgenommen worden war.

Am Abend sprach Bullott nochmals im Krankenhaus vor. Betty war ein wenig aufgestanden; am liebsten wäre sie nach Hause zurückgekehrt.

»Ich möchte Ihnen noch einige Fragen stellen, Miss



Carew. Sie haben doch gewisse Erinnerungen an das, was sich nach Ihrer Entführung zugetragen hat, nicht wahr?«

»Nur höchst verworrene.« Sie lächelte. »So verworrene, daß ich zum Beispiel beschwören könnte, Sie und Mr. Holbrook gesehen zu haben.«

»Haben Sie auch Dr. Laffin gesehen oder gehört?«

»Ich kann mich nicht erinnern, obgleich mir eine der Stimmen, die ich zu hören glaubte, sehr bekannt vorkam. Glauben Sie, daß Dr. Laffin in die Sache verwickelt ist? Nein, ich erinnere mich nicht, ihn gesehen oder gehört zu haben. Das einzige, was ich sicher weiß, ist, daß ich auf einer Tragbahre befördert wurde, und ich entsinne mich auch, lange Zeit das Surren eines Motors vernommen und eine rüttelnde Bewegung gespürt zu haben.« Sie lachte plötzlich leise. »Vielleicht war Mr. Holbrook wirklich nicht dabei, aber dieser Teil meines Traumes war gerade der lebhafteste.«

»Sie meinen den Traum, in dem er sie küßte?« fragte der Inspektor nüchtern.

»Woher wissen Sie, daß ich das geträumt habe?«

»Sie haben bei Ihrem Erwachen erwähnt, daß er Sie geküßt habe, und daß Sie sich das verbitten müßten.«

»So. Dann, bitte, vergessen Sie nicht, Mr. Holbrook zu sagen, daß für mich das Ganze ein böser Traum war!«

Bullott lächelte vor sich hin, als er wegging, und freute sich schon darauf, Bill den Ausspruch zutragen zu können.

Seit dem Abend, als die Diamantenschnalle aus dem Haus an der Camden Street verschwand, hatte Bill Holbrook Dr. Laffin nicht mehr gesehen. Auf sein Klopfen öffnete ein neues Dienstmädchen die Tür. Offenbar war es noch sehr fremd im Haus, denn Bill wurde freundlich aufgefordert, einzutreten.

»Nehmen Sie einen Augenblick in der Halle Platz, ich werde fragen, ob der Doktor Zeit hat, Sie zu empfangen.«

Aus dem Arbeitszimmer hörte man einen erregten Wortwechsel. Erst nach zweimaligem Klopfen rief eine Stimme: »Herein!«, und dann vernahm man, wie der Doktor das Mädchen ausschalt, weil es den Besucher nicht gleich abgewiesen hatte.

Ein Mann kam aus dem Zimmer gerannt, sein Gesicht war rot vor Zorn – aber dann kam er lächelnd auf Bill zu.

»Sie sind Mr. Holbrook, nicht wahr? Ich bin Lord Lowbridge. Ich glaube, wir sind uns schon begegnet. Wollen Sie aus dem alten Teufel herausbringen, ob er seine Hand beim Verschwinden von Miss Carew im Spiel hatte? Dann können Sie sich die Mühe sparen. Ich habe jetzt eine Stunde lang vergeblich versucht, das festzustellen. Aber natürlich steckt er dahinter –«, fügte er leise hinzu, nickte und verließ hastig das Haus.

Als Holbrook in das verdunkelte Zimmer gebeten wurde, stolperte er auf einen Stuhl zu, den er im ersten Moment nur an seiner polierten Lehne erkennen konnte.

»Ich höre, daß Sie mich sprechen wollen, Mr. Holbrook?«

Die Stimme des Doktors klang beherrscht wie immer. »Leider muß ich Ihnen sagen, daß ich für Zeitungsleute

nicht allzuviel übrig habe.«

»Ich danke Ihnen für die freundliche Ermutigung!« scherzte Bill. »Aber ich bin gekommen, um Sie wegen des Verschwindens von Miss Carew zu befragen.«

»Miss Carew und ich stehen nicht auf sehr vertrautem Fuß.«

Der Doktor legte die Fingerspitzen zusammen, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte auf den Tisch nieder. »Meine Pläne wurden so oft höhnisch verlacht, mein Rat stets verachtet und meine Aufopferung mit so viel Undank belohnt, daß ich mich für ihre Zukunft kaum mehr interessiere.«

»Sie spielen wohl darauf an, daß Sie Miss Carew als kleines Kind aus dem Armenhaus geholt und zu sich genommen haben? Wußten Sie eigentlich, daß der Vater des Kindes Leiff Stone ist ...«

Der Doktor hatte sein Kinn in beide Hände gestützt. Aber bei Bills Eröffnung fielen seine Hände klatschend auf den Tisch.

»Was meinen Sie damit?« fragte er schneidend.

»Sie wissen also nicht, daß die Carews nicht die Eltern waren, daß das Mädchen vielmehr die Tochter Leiff Stones ist, der seine Frau in der Obhut der Carews ließ, als er nach Amerika zurückkehren mußte?«

In der Stille, die nun folgte, konnte Bill den keuchenden Atem Laffins hören, aber in dem gelben Gesicht zuckte kein Muskel, als er endlich antwortete:

»Das klingt beinahe wie eine Stelle aus einem Schauerroman. Wann wollen Sie das denn erfahren haben?«

Holbrook erwiderte nur, daß Lambert Stone, der Bruder, die Vermutungen bestätigt habe. Toby Marsh erwähnte er

mit keinem Wort.

»Ich gestehe, daß ich mir nicht die Mühe genommen habe, im Taufregister nachzusehen«, sagte Laffin nach einer Pause. »Sie sagen, Mr. Lambert Stone erkenne an, daß das Mädchen seine Nichte sei, und daß Leiff Stone der Vater war?«

»War?« wiederholte Bill scharf. »Ist er tot?«

Laffins Gesicht erstarrte zur Maske.

»Woher soll ich das wissen? Dieser Herr zählt nicht zu meinen Bekannten! ›War‹ oder ›ist‹ – was liegt schon daran? Alle Dinge ›sind‹, denn der Geist ist unzerstörbar.« Er erhob sich.

»Ich danke Ihnen für Ihren Besuch, Mr. – Mr. Holbrook. Vielleicht erinnert sich Elisabeth nach dieser Wendung daran, daß ich ...«

»Sie wird Sie kaum vergessen können!« unterbrach ihn Bill kalt. »Aber das war nicht der eigentliche Grund meines Besuchs, Doktor. Ihr Dreiundzwanzigster Grad interessiert mich.«

Laffin hob abwehrend die Hand und gab damit, wohl unbewußt, das Erkennungszeichen der Söhne von Ragusa.

Bill Holbrook umklammerte mit beiden Händen den Tischrand und beugte sich vor.

»Was ist dieser Dreiundzwanzigste Grad? Ich frage Sie – etwas ist faul an der Geschichte, und Sie wissen es. Die Stolzen Söhne sind im allgemeinen anständige Menschen, aber der Dreiundzwanzigste Grad besteht aus anderen Leuten. Wie kommen gerade Sie an seine Spitze?«

»Der Dreiundzwanzigste Grad«, begann der Doktor, »ist, wie Sie als Mitglied wissen müssen, immer eine besondere Auszeichnung für die Erwählten gewesen. Es ist mir zwar höchst zuwider, die Geheimnisse des edlen Ordens mit

Ihnen zu besprechen, aber ...«

»Lassen wir Ihre persönlichen Gefühle beiseite! Der Dreiundzwanzigste Grad war völlig bedeutungslos, bevor er in Ihre Hand fiel. Er bestand aus etwa fünfzig alten Herren, die inzwischen alle ausgeschieden und in die gewöhnlichen Logen zurückversetzt worden sind. An ihre Stelle sind andere Männer getreten – und zwar Männer, die Sie ausgewählt haben! Wohinaus soll das, Doktor?«

Dr. Laffin preßte seine Lippen aufeinander, daß sie kaum mehr sichtbar waren.

»Ich weigere mich, weigere mich ganz entschieden, die Geheimnisse der Bruderschaft noch weiter mit Ihnen zu besprechen. Wenn Ihnen nicht jegliches Schamgefühl abginge, würden Sie mit solch zudringlichen Fragen nicht jemanden belästigen, der die Ehre hat ...«

»Unsinn!« fiel ihm Holbrook ins Wort. »Sagen Sie mir lieber, wo Leiff Stone ist!«

Laffin blinzelte, aber er gab keine Antwort.

»Wo ist Leiff Stone?« wiederholte Bill Holbrook eindringlich. »Wo ist der Mann, der in den Laden in der Duke Street gekommen ist, der Mann in Kutte und Sandalen, der die ›Botschaft‹ aus den Händen Betty Carews entgegengenommen hat, der Mann, der erwartet hatte, sie in einem grünen Kleid an einem Schreibtisch sitzen zu sehen, und auf dem Tisch sollte eine Jadevase mit einer einzelnen roten Rose stehen? Ich frage Sie – wo ist Leiff Stone?«

Laffin befeuchtete mit der Zunge die trockenen Lippen.

»Ich verstehe nicht, was Sie von mir wollen. Sie sind offenbar verrückt.« Zum erstenmal, seit Bill den Doktor kannte, glaubte er Unsicherheit oder gar Angst aus dieser Stimme herauszuhören. »Wie können Sie es wagen, mir solche Fragen zu stellen – ausgerechnet mir ...«

»Ich werde Ihnen jetzt was sagen!« Holbrook klopfte bei jedem Wort mit den Knöcheln auf den Tisch. »Leiff Stone ist oder war jedenfalls der Großprior der Söhne von Ragusa.«

Dr. Laffin schritt zur Tür und öffnete sie langsam.

»Guten Abend«, sagte er mit übertriebener Höflichkeit. »Ich habe die Unterhaltung mit Ihnen ganz außerordentlich genossen.«

Bill nickte nur. Es blieb nichts mehr zu sagen. Er hatte von einer Fortsetzung des Gesprächs nichts mehr zu erwarten. Mit einem Triumphgefühl im Herzen trat er auf die Camden Street hinaus – es war ihm gelungen, eine verwundbare Stelle im Panzer des Doktors zu finden.

Er fuhr in den Presse-Klub, weil er noch einen Artikel schreiben wollte. Als er bei Lambert Stone eintraf, war es nahezu elf Uhr. Stone hatte den größten Teil des Abends im Krankenhaus zugebracht. Die Ärzte wollten Betty noch etwas zurückhalten, obgleich sie sich schon ganz gut erholt hatte.

»Haben Sie ihr von ihrer neuen Verwandtschaft erzählt?«

»Ja. Sie war verblüfft, aber auch außerordentlich beglückt«, berichtete Stone. »Ich glaube, es war ihr bisher nie ganz bewußt geworden, wie schwer sie die angebliche Abkunft von einem Mörder bedrückt hatte.«

»Wie wird sich ihr Leben nach dieser Entdeckung gestalten? Ihr Bruder ist doch ein reicher Herr, nicht wahr?«

»Das weiß ich wirklich nicht.« Stone lächelte. »Er war einmal sehr reich. Unser Vater hatte jedem von uns zwei Millionen Dollar hinterlassen, aber ich kann nicht sagen, was er mit seinem Geld angefangen hat. Immerhin dürfte er noch recht wohlhabend sein. Doch es hat nicht viel zu

sagen, wie es mit seinem Vermögen steht – ich bin Junggeselle, und Betty ist meine einzige Verwandte.«

Bill rieb sich das Kinn.

»So, so –«, meinte er, ohne rechte Begeisterung an den Tag zu legen. »Miss Carew – ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, sie anders zu nennen – rückt damit also in die Klasse der reichen Erbsinnen auf.«

»Ja, und einen gräflichen Verehrer hat sie auch schon«, sagte Stone scherzend.

»Es ist also direkt wie im Märchen –«, bemerkte Bill ironisch.

Stone sah ihn überrascht an.

»Sie mögen wohl Lowbridge nicht besonders?«

»Im Gegenteil, er gefällt mir sehr gut.« Nach einer verlegenen Pause sagte Bill: »Ich werde jetzt aufbrechen. Ich bin froh, daß Sie ihr die Mitteilung gemacht haben. Sie ist – sie ist sehr nett, Ihre Nichte!«

Er ging die Treppe hinab, an dem höflich grüßenden Nachtportier vorbei und trat, sonderbar bewegt, auf die Straße hinaus. Port blieb er einen Augenblick stehen, als wollte er sich von der kühlen Nachtluft die törichten Gedanken, die ihm im Kopf herumgingen, wegblasen lassen. Ein Auto fuhr langsam vorbei. Er starrte es gedankenlos an. Plötzlich schoß vom Führersitz ein Feuerstrahl herüber. Bill Holbrook brach auf dem Trottoir zusammen.

Der Nachtportier, der das »Plopp« einer Pistole mit Schalldämpfer vernommen hatte, stürzte auf die Straße hinaus. Auch Lambert Stone hatte den Schuß gehört. Er kam gerade die Treppe herunter, den vergessenen Mantel über dem Arm, mit dem er Bill noch zu erreichen gehofft hatte. Die beiden Männer hoben den bewußtlosen

Journalisten auf und trugen ihn in den Aufzug.

»Telefonieren Sie sofort nach einem Arzt«, bat Stone, nachdem sie ihn aufs Sofa im Salon gebettet hatten. »Wenn das die einzige Wunde ist, so fehlt ihm nicht viel. Aber man kann nie wissen.«

Das Geschoß hatte Bill Holbrook oberhalb des rechten Brauenbogens gestreift und war am Knochen abgeglitten. Wie Stone nach flüchtiger Untersuchung annahm, war der Knochen selbst nirgends ernsthaft verletzt. Immerhin sah die Wunde recht häßlich aus.

Glücklicherweise wohnte im Haus ein Arzt, der sogleich erschien und nach kurzer Untersuchung Stones Vermutung bestätigte.

»Der Knochen ist nicht beschädigt«, sagte er, während er damit beschäftigt war, die Wunde zu nähen, »und je länger der junge Mann bewußtlos bleibt, um so besser können wir ihn zusammenflicken.«

Als Bill die Augen aufschlug, starrte er die Umstehenden an.

»Diesmal haben sie mich beinahe erledigt, scheint mir«, sagte er mit schwacher Stimme.

»Haben Sie den Schützen gesehen?«

»Nein ... Es war wie bei Bruder John – man schoß aus dem Auto.«

Als Bullott erschien, war Bill schon fast wieder der alte, wenn er auch noch heftige Kopfschmerzen hatte.

»Ich habe mich im Vorbeigehen nach Laffin erkundigt«, erwähnte der Inspektor. »Er hat den ganzen Abend das Haus nicht verlassen. Ich weiß es bestimmt, weil ich ihn beobachten ließ. Aber Sie haben ihm einen Besuch abgestattet. Sprachen Sie über die Söhne von Ragusa mit ihm?«



»Hauptsächlich über den Dreiundzwanzigsten Grad. Wieviel Uhr ist es eigentlich?«

»Ein Viertel vor Mitternacht.«

Bill deutete eine Grimasse an.

»Ich muß den Mann sprechen! Ich darf doch wohl nach Hause, Doktor?«

Der Arzt zögerte.

»Wenn es sich nicht um etwas sehr, sehr Wichtiges handelt, sähe ich es lieber, wenn Sie hierblieben.«

»Es handelt sich aber um etwas sehr Wichtiges«, erwiderte Bill und setzte sich mit einem Stöhnen auf.

Er mußte versprechen, sich daheim sofort ins Bett zu legen und am nächsten Tag einen Arzt zum Verbandwechsel kommen zu lassen.

Es schlug Mitternacht, als Bullott und Lambert Stone dem Verwundeten aus dem Wagen halfen, um ihn in sein Zimmer hinaufzuleiten. Im Schatten des Haustors stand ein Mann. Bill sah sofort, daß es nicht Tinker war.

»Haben Sie beinah erwischt, nicht?« ließ sich eine bekannte Stimme vernehmen. »Ich hatte mir gleich gedacht, daß ein kleines Scheibenschießen auf Sie veranstaltet wird, als ich hörte, daß Sie sich mit dem Doktor in vertrauliche Gespräche eingelassen haben.«

Es war Toby Marsh. Bill starrte ihn ungläubig an.

»Sie wollen es gehört haben? Waren Sie denn im Arbeitszimmer des Doktors?«

»Ich bin jeden Abend bei ihm«, sagte Toby grinsend. »Wir sind unzertrennlich!« Er war den andern die Treppe hinauf gefolgt und setzte sich nun, seinen ausgegangenen Zigarrenstummel zwischen den Zähnen, auf den Bettrand. Lächelnd musterte er den Verwundeten. »Ich hätte Reporter werden sollen – ich bin geschickter als ihr alle

zusammen! Um Ihnen ein Zeichen meines Vertrauens zu geben, Mr. Bullott, will ich Ihnen gestehen, daß ich mich zwei Jahre lang fast nur in Rechtsanwaltsbüros umgesehen habe. Was ich da nicht alles zu lesen bekam! Briefwechsel und Bekenntnisse und Schweigegelder! Ich bin ein geborener Reporter, sage ich Ihnen! Die Leute glauben, ein Reporter sei ein Mann, der recht viel schreiben will. Das stimmt nicht. Er ist vielmehr, wie Mr. Holbrook bestätigen wird, ein Mann, der wissen will. Das Schreiben ist dabei Nebensache.«

»Ich bin bereit, eine Wette einzugehen, daß Sie nicht in Laffins Studierzimmer waren«, beharrte Bill.

»Ich sage ja gar nicht, daß ich im Zimmer war. Mein Körper war weiter als eine Meile entfernt, aber ich war doch anwesend – im Geiste, meine ich ... Ich kann Ihnen nur sagen, daß es leicht zu bewerkstelligen ist.«

Toby Marsh war überaus vergnügt, als er die verdutzten Gesichter seiner Zuhörer sah. Dann nahm er seinen goldgefaßten Kneifer von der Nase und begann die Gläser zu putzen.

»Sie könnten wirklich eine Menge Geld verdienen, wenn Sie auf dem rechten Weg bleiben wollten!« entfuhr es Bullott.

»Keine Sorge – ich werde als angesehener Mann enden, geachtet von der Bevölkerung und beneidet von meinen Nachbarn. Vielleicht werde ich in den Adelsstand erhoben. Man kann nie wissen.«

Bill warf einen Blick auf Bullott, der gerade seine Uhr hervorgezogen hatte.

»Sie brauchen nicht länger zu warten«, sagte Toby, »er wird nicht kommen.«

»Wer?« fuhr der Inspektor irritiert auf.

»Tinker Lane – der Herr, der aus der Schule plaudern wollte. Ich habe ihn den ganzen Abend gesucht und nicht finden können, und wenn mir das nicht gelingt, wird es den Herren von Scotland Yard auch nicht gelingen. Er wurde das letztmal gesehen, als er um vier Uhr nachmittags in Bonys Kaffeehaus eine Tasse Tee trank. Er wird bestimmt nicht erscheinen.«

In diesem Augenblick wurde heftig ans Haustor geklopft. Bullott flog förmlich die Treppe hinunter.

Draußen stand ein verkommen aussehender Mann, aber es war nicht Tinker.

»Sind Sie Mr. Bullott?« fragte er mit heiserer Stimme.

Der Inspektor nickte, und der andere streckte ihm einen Brief hin.

»Warten Sie – warten Sie doch!« rief Bullott, aber der Mann eilte davon, ohne sich umzublicken.

Der Briefumschlag enthielt nur einen Zettel, auf dem das eine Wort stand: »Abgehalten«. Keine Unterschrift.

»Was halten Sie davon?« fragte Bullott, als er zu den beiden andern zurückkehrte.

Bill nahm den gereichten Zettel und las.

»Das kann nur von Tinker sein.«

»Gewiß nicht!« hörte man den unerschütterlichen Toby sagen. »»Abgehalten« ist ein Wort, das Mr. Tinker bestimmt nicht verwenden würde. Es gehört nicht zu den dreitausendsechshundertzweölf Wörtern, die dem Ungebildeten geläufig sind.«

»Jedenfalls ist es nicht Tinkers Schrift«, sagte Bullott, »denn Tinker kann nämlich überhaupt nicht schreiben.«

Er ging hinunter und kam mit einem Fläschchen zurück, das mit violetter Pulver gefüllt war. Er schüttete davon ein wenig auf das Papier, drehte es geschickt hin und her,

bis der ganze Zettel mit einer violetten Staubschicht überzogen war, und blies das Pulver ins Kaminfeuer. In einer Ecke des Zettels wurde der Abdruck eines Daumens sichtbar.

»Das ist der Ihre«, bemerkte er verdrießlich zu Bill. »Der Mann, der das geschrieben hat, hatte Handschuhe an.«

Er behandelte den Briefumschlag auf die gleiche Weise, worauf zahlreiche Fingerabdrücke erschienen. Sein geübtes Auge erkannte sogleich, daß sie größtenteils von der gleichen Person stammten.

»Das ermöglicht uns wohl, den Überbringer zu ermitteln, der Schreiber aber hat uns keine Spur hinterlassen.«

Bill setzte sich im Bett auf und langte nach der Zigarettenschachtel.

»Wenn ich nur wüßte, was am neunundzwanzigsten Juli geschehen soll! Und was mag er gemeint haben damit, daß jemand Mehl, Konserven und sogar Gewehre nach Amerika verschiffen wollte? Bullott, ich will die Verabredung in der Sonntagnacht einhalten, und ich werde allein hingehen!«

»In diesem Falle«, warf Toby schlagfertig ein, »werden Sie wahrscheinlich in größerer Begleitung zurückkommen. Zwei Ärzte und mehrere Polizisten dürften Sie in einem Transportwagen zum Leichenhaus fahren und dort abliefern. Sie sprechen doch von Ihrem Stelldichein beim dritten Meilenstein auf der Straße nach Epping, nicht wahr? Ich bewundere zwar Ihren Mut, muß aber schon sagen, daß es in lebensgefährlicher Weise an Besonnenheit mangelt. Für die nächsten zwei Wochen gibt es nur einen sicheren Platz für Sie – irgendwo hinter einem stählernen Schutzschirm. Und selbst da dürften Sie nur eigenhändig zubereitete Speisen essen.«

»Ist das Ihr Ernst?« fragte Bullott mit besorgter Miene.

Toby nickte.

»Mein voller Ernst, mein voller Ernst!«

## 22

Anderntags, als Bullott nach Hause kam, hatte ihm Bill eine Neuigkeit zu berichten.

»Etwas, das Sie interessieren wird – La Florette hat das Palais Lord Towcesters am Portland Place gemietet und will dort großes Haus führen, ehe sie für den Winter nach Südamerika verschwindet. Sehen Sie darin nichts Auffälliges? Ich schon! Florette sitzt nämlich so ziemlich auf dem trockenen, van Campe ebenfalls. Der Mißerfolg seiner letzten Inszenierung bringt es mit sich, daß er von Gläubigern geradezu belagert wird. Tatsächlich hatte sogar Florette, die eigentlich Hamshaw heißt, schon begonnen, sich einzuschränken. Toby Marsh wohnt bei ihrer Mutter und weiß es daher. Die Jahresmiete für das Haus wird mindestens fünfzehnhundert Pfund ausmachen, der Haushalt wohl das Dreifache. Woher nimmt sie das Geld?«

Bullott schien die Nachricht nicht besonders zu interessieren.

»Das soll ihre Sorge sein«, meinte er.

»Ein wenig geht es auch Sie an ...«

Bevor Bill erklären konnte, was er meinte, kam Bullotts Haushälterin herein und meldete einen Besuch.

Es war Mr. Pawter. Aus seinen ruhigen Augen hinter den dicken Gläsern der mächtigen Hornbrille blitzte schadenfrohe Genugtuung.

»Das kommt davon –« sagte er mit einem Blick auf den

umfangreichen Verband um den Kopf seines Verwandten.  
»Wenn du bei PIPS geblieben wärest, wärest du nicht  
angeschossen worden!«

»Woher weißt du, daß ich angeschossen worden bin?«

»Die späten Abendblätter haben die Nachricht gebracht.  
Deshalb bin ich gleich hergekommen.«

»Da scheint sich ein übereifriger Nachrichtenlieferant  
herumzutreiben!« rief Bullott ärgerlich.

Er hatte die Presse von diesem neuen Mordversuch nicht  
verständigt, weil er die Nachricht noch ein oder zwei Tage  
zurückhalten wollte.

Pawter blieb nicht lange.

»Denk daran, William, beim PIPS steht immer ein  
Schreibtisch für dich bereit«, sagte er beim Abschied.  
»Mr. Lambert Stone hat uns den Auftrag erteilt, den  
großen Reklamefeldzug für ihn durchzuführen, und ich  
wäre sehr froh, wenn du mit einer Gehaltserhöhung wieder  
bei uns eintreten wolltest.«

»Das war also Vater Pips«, erklärte Bill nachher dem  
Inspektor, »von »Pawters Intensive Publicity Service«,  
mein sehr ehrenwerter Vetter, ein Junggeselle. Er hat,  
soviel ich weiß, keinerlei kriminelle Neigungen, mit  
Ausnahme einer übertriebenen Vorliebe für  
Grammophonmusik, und sicherlich nicht die entfernteste  
Beziehung zu den Stolzen Söhnen von Ragusa ...«

»Da irren Sie sich«, fiel ihm Bullott ins Wort. »Er ist der  
»Sichtbare Prior« des Ordens.«

»Der Sichtbare Prior? Was bedeutet das?«

»Ich habe den Söhnen Ragusas eifrig nachgeforscht«,  
antwortete der Inspektor, »und in den letzten Tagen mehr  
über ihre Organisation erfahren, als ich je herauszu-  
bekommen hoffte. Wie Sie wissen, sollten die Brüder des

Ordens einander nicht kennen. Das ist natürlich bei den niederen Graden nicht durchwegs erreichbar. Bei den höheren Graden aber wird diese Bestimmung ernster genommen. Es gibt vierzehn Prioren, von denen dreizehn immer nur verumumt erscheinen, nämlich der Großprior und zwölf andere, die wie Domherren im Kapitelhaus wohnen. Der vierzehnte aber, der ›Sichtbare Prior‹, zeigt sich stets ohne Maske. Er ist eigentlich der Notar des Ordens, der den Großprior in geschäftlichen Dingen zu unterstützen hat. Und dieser Mann ist Pawter!«

»Sind Sie verrückt?« fragte Bill.

»Durchaus nicht. Meinem Vertrauensmann in Dartmoor ist es gelungen, die Prioren bis zu ihrer Behausung zu verfolgen. Vor zwölf Jahren wurde ein altes Kloster am Rande der Heide von Dartmoor verkauft, weil der Orden, dem es gehörte, wieder nach Italien übersiedelte, woher er stammte. Pawter erstand die Liegenschaft für die Söhne von Ragusa. Es ist ein merkwürdiges, uraltes, von hohen Mauern umgebenes Kloster, das im verlassensten Teil des Moorlandes steht. Bevor die Prioren einzogen, wurde es für mehrere hundert Pfund umgestaltet. Sie leben sehr gut da draußen, die Prioren – jeder hat seine eigenen Wohnräume und wird von einem Bruder niederen Ranges bedient. Pawter erscheint nur alle sechs Monate in der Priorei, nämlich wenn die Ziehung stattfindet, die der Gesellschaft so viele Anhänger verschafft hat. Verstehen Sie, wie klug es ist, bei dieser Gelegenheit einen bekannten Prior mitwirken zu lassen?

Pawter besorgt, in Gegenwart der anderen, die Ziehung der Glücksnummern, bei der es durchaus ehrlich zugeht. Zehntausende von Blechplättchen mit den Nummern der Mitglieder werden in eine Trommel getan, die dann gedreht wird. Der Sichtbare Prior streckt die Hand durch eine Öffnung hinein und zieht eine Nummer heraus. Dem

Mitglied, dessen Nummer gezogen wurde, fällt der Hauptgewinn zu. Gibt es noch Nebenprämien, so wird das Verfahren fortgesetzt. Der Gewinner des Hauptpreises wird immer zur nächsten großen Ziehung beigezogen, muß aber natürlich Geheimhaltung des Vorganges geloben. Ich habe mich mit vier solchen Gewinnern anbieten müssen, bis ich einen fand, der schließlich doch aus der Schule schwatzte. Zufällig kannte er Pawter persönlich. Übrigens, Leiff Stone ist wirklich das Oberhaupt des Ordens. Ich erfuhr auch noch etwas, was ich nicht wußte. Es gab einen Kaplan für die Prioren, einen kleinen, dicken Mann, der ebenfalls nur mit verhülltem Gesicht auftrat, und den sie »Bruder John« nannten!«

Bill pffiff leise vor sich hin.

»Bruder John«, schloß Bullott, leiser sprechend, »war der Vertraute des Großpriors, jedenfalls eines der verlässlichsten Mitglieder des Ordens. Warum wurde er erschossen? Ich werde eine starke Polizeiabteilung aufbieten und die Priorei durchsuchen. Ich hoffe, den Mörder Bruder Johns zu haben, wenn ich das Haus verlasse.«

## 23

Clives Wohnung war wirklich ein Ort, wo es sich gut leben ließ. Betty Carew war aus dem Spital entlassen worden und hatte die Heimfahrt unterbrochen, um eine Tasse Tee bei Clive zu nehmen. Sie lag in einem tiefen Armstuhl und genoß die beruhigende Atmosphäre des Zimmers. Die Fenster standen offen, und über die roten Geranien in den Blumenkästen strich ein sanfter



Lufthauch, der die Vorhänge ein wenig bewegte und würzige Gartendüfte hereinwehte.

Benson, ein sehr geschickter Mann, richtete den Teetisch. Clive war nur schnell ausgegangen, wurde aber jeden Augenblick zurückerwartet.

»Das ist wirklich ein friedlicher Winkel, Benson«, bemerkte Betty.

»Jawohl, Madam, die Wohnung liegt sehr günstig. Seine Lordschaft allerdings findet sie ein wenig zu klein. Und das ist sie ja eigentlich auch für einen Edelmann, der sicher gern mehr Leute bei sich sehen würde. Und wenn Seine Lordschaft heiraten sollte ...«

»Ich glaube nicht«, meinte Betty lachend, »daß Seine Lordschaft ans Heiraten denkt!«

In diesem Augenblick kam Clive zurück.

»Hallo!« rief er. »Wie geht's Ihrem Reporterfreund? Wie ich höre, hat er sich wieder auf den Kriegspfad begeben.«

»Er scheint ohne Aufregungen nicht leben zu können.«

»Jetzt sagen Sie mir aber, Betty, was Sie eigentlich geträumt haben. Ich denke mir, daß wir einigermaßen erkennen könnten, was sich wirklich mit Ihnen ereignet hat, wenn es uns gelänge, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden.«

Sie lehnte es mit einer müden Gebärde ab, darauf einzugehen, und er sprang sofort auf ein anderes Thema über.

»Sie sind also jetzt eine reiche Frau, Betty? Das bringt mich in eine große Verlegenheit.«

»Warum?« fragte sie lachend. »Ich bin ja gar nicht reich. Ich habe zwar eine neue Verwandtschaft bekommen, aber ich glaube nicht, daß das an meinem Leben viel ändern

wird. Und warum sollte es Sie überhaupt berühren, Clive?»

»Weil ... Ich glaube, Sie wissen es, ohne daß ich es Ihnen lange erklären müßte. Ich möchte Sie heiraten, Betty, ich habe Sie immer schon heiraten wollen. Als Sie nichts hatten, und auch ich nichts hatte, erschien es mir noch durchaus möglich. Sie haben damals abgelehnt, weil Sie mir nicht zur Last fallen wollten. Jetzt aber sind Sie reich, und ich kann nicht mehr um Sie anhalten, ohne eigennütziger Beweggründe verdächtig zu werden.«

»Armer Clive!« Sie lachte von neuem. »Ich glaube, es bleibt alles beim alten. Ich werde, ganz egal, ob ich nun arm oder reich bin, bei meinem Beruf bleiben, das habe ich auch schon Mr. Stone mitgeteilt.«

»Keine Spur!« rief Clive plötzlich »Wir heiraten nächste Woche, Betty!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das werden wir nicht, weil ich nämlich schon verheiratet bin!«

»Was? – Sie?«

»Ja. Ich bin Joshua Laffins Frau«, sagte sie. »Ich habe ihn vor drei Jahren geheiratet.«

Er war wie vor den Kopf geschlagen, als er diese Neuigkeit vernahm.

»Es geschah an meinem siebzehnten Geburtstag«, berichtete sie mit leiser Stimme. »Ich hatte gerade entdeckt, daß er ein Dokument gefälscht hatte, durch das ihm das Vermögen eines alten Mannes, den er behandelt hatte, in die Hände fiel. Ich war nämlich damals seine Sekretärin. Nachdem ich also draufgekommen war, verlangte er, daß ich ihn sofort heiratete. Weshalb ich einwilligte, weiß ich nicht recht, aber abgesehen davon,

daß ich Angst vor ihm hatte, lockte mich sein Versprechen, mich danach mein eigenes Leben führen zu lassen. Ich glaube, ich hätte alles getan, nur um aus seinem Haus wegzukommen. Wir wurden also auf dem Standesamt getraut, und am gleichen Tag zog ich in die Wohnung, in der ich heute noch bin.«

»Er liebt Sie also nicht?«

»Nein. Das hat er mir gleich am Hochzeitstag erklärt. Tatsächlich hatte er nur auf der Ehe bestanden, weil er sich gegen meine Zeugenaussage sichern wollte. Eine Frau kann nicht gegen ihren Ehemann aussagen – darauf allein kam es ihm an.«

Clive Lowbridge saß regungslos da und starrte sie an.

»Das hätte ich nie gedacht«, sagte er.

»Ich könnte mich von ihm scheiden lassen.« Sie zuckte die Achseln. »Und ich würde es auch tun, wenn ich wüßte, wie ihm beizukommen ist.«

»Der alte Teufel!« murmelte er vor sich hin.

Es pochte leise an der Tür. Clive drehte sich erschrocken um. Aber es war nur Benson, der mit einem Silbertablett in der Hand eintrat.

Als der Diener wieder hinausgegangen war, fragte Clive von neuem:

»Betty, können Sie sich wirklich an gar nichts erinnern, was während jener achtundvierzig Stunden mit Ihnen geschehen ist?«

»Vielleicht wird es mir gelingen«, begann sie. »Die Bilder beginnen sich allmählich zu ordnen. Einiges mag sich nur in der Phantasie abgespielt haben, aber die Kapelle und die verummten Gestalten ...«

»Kapelle?« fragte er rasch. »Was reden Sie da?«

Sie lachte leise.

»In ein oder zwei Tagen werde ich wahrscheinlich auch das nur noch als Traumbild empfinden. Vorläufig aber bin ich ziemlich sicher, daß ich in eine kleine Kapelle gebracht worden bin, in der zu Seiten des Altars wie Mönche aussehende verummte Männer auf Chorsthlen saßen. Ich glaubte, die Stimme des Mannes zu hören, der im Laden die ›Botschaft‹ abgeholt hatte. Er nannte mich ›Lang Ersehnte‹ und legte mir ein Buch auf die Knie. Was vorher und nachher geschah, ist nur ein wüster Traum, aber an diese eine Szene erinnere ich mich recht deutlich, und ich will es auch heute abend für Mr. Bullott niederschreiben.«

Einige Zeit lief Clive im Zimmer auf und ab, dann rannte er hinaus, kam zurück. Schließlich klingelte er. Und als Benson erschien, befahl er ihm:

»Bringen Sie mir alle Abendblätter, die Sie auf der Straße auftreiben können. Wegen der ›World-News‹ werden Sie vielleicht bis Piccadilly gehen müssen. Aber das tut nichts, ich möchte alle haben.«

»Weshalb das?« fragte Betty, als sie allein waren.

»Ich habe meine eigene Theorie – vielleicht sind inzwischen Berichte erschienen, die meine Vermutungen bestätigen.«

»Verzeihung ...« ließ sich eine Stimme vernehmen.

Es war Benson, der lautlos eingetreten war.

»Eure Lordschaft befahlen, alle erhältlichen Zeitungen mitzubringen. Sind damit auch die radikalen gemeint? Eure Lordschaft haben nämlich einmal ausdrücklich verboten, solche ins Haus zu bringen.«

»Bringen Sie nur alle!« antwortete Lowbridge ein wenig barsch.

Der Diener rückte fürsorglich das Teetablett zurecht und

verschwand mit einer tiefen Verbeugung.

»Warum ist der Kerl nur wiedergekommen?« brummte Clive.

»Sie sind ein Nervenbündel, Clive«, neckte ihn Betty.

»Als ob ich nicht allen Grund dazu hätte!« fuhr er auf.

»Was ist denn nur an Ihrer Reizbarkeit schuld? Sind es die Zigaretten oder dieses angenehme Gift?«

Sie zeigte auf ihre Teetasse.

»Beides«, sagte er, seinen heißen Tee hinunterstürzend.

Benson war in unglaublich kurzer Zeit wieder da und legte die Abendblätter neben seinem Herrn auf den Tisch. Clive schlug eines davon auf und überflog die Nachrichten. Dann nahm er ein zweites, drittes. Schließlich warf er die Zeitungen mit verdrießlicher Miene zu Boden.

»Es steht ja gar nichts Neues darin –«, sagte er.

Er sprach ein wenig lallend. Betty sah ihn bestürzt an. Sein Gesicht war ganz blaß geworden, die Augen nahmen einen seltsam verglasten Ausdruck an. Er wankte, als er sich erhob, und wäre hingefallen, wenn sie ihn nicht gestützt hätte.

»Was ist denn los, Clive?« schrie sie erschrocken.

»Ich – weiß nicht.« Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Mir ist so – sonderbar ...« stammelte er.

Sie klingelte. Benson kam sogleich herbei. Mit vereinten Kräften legten sie Lowbridge aufs Sofa. Seine Augen waren geschlossen, er atmete schwer und gab keine Antwort mehr.

»Was ist nur mit ihm, Benson?« wandte sie sich angstvoll an den Diener.

Benson beugte sich über den Bewußtlosen, hob seine Augenlider und fühlte seinen Puls mit fachmännischer

Geschicklichkeit.

»Ich fürchte«, sagte er gelassen, »er ist mit einem Rauschgift betäubt worden, Madam, aber ich glaube, er wird bald wieder zu sich kommen. Die Herztätigkeit ist ganz normal. Sie brauchen gar nicht beunruhigt zu sein und können ihn ruhig meiner Pflege überlassen. Wenn Sie es jedoch wünschen, werde ich gleich einen Arzt kommen lassen.«

»Ich bitte Sie darum«, sagte sie bestimmt.

Der Diener verbeugte sich, und gleich darauf hörte sie ihn telefonieren. Betty verließ den Bewußtlosen nicht, bis der in der Nähe wohnende Arzt erschien.

»Es ist nichts«, sagte er. »Er hat doch nicht etwa Opium geraucht?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Aber geraucht hat er?« Der Arzt warf einen vielsagenden Blick auf die vielen Zigarettensammel, die am Kamin lagen.

»Ägyptische Zigarettensammel, wie ich sehe, und die enthalten oft ein wenig Opium, das beigemischt wird, um den Geschmack zu verbessern. Da kann leicht einmal versehentlich eine Spur zuviel in den Tabak geraten ...«

Betty machte sich auf den Heimweg. Kaum eine Stunde später meldete sich Clive schon selbst am Telefon und versicherte, daß er sich vollkommen erholt habe.

»Sind Sie wirklich nicht krank, Clive?« fragte sie besorgt.

»Nein, krank bin ich nicht, aber ganz ungewöhnlich argwöhnisch ...«

Auf eine nähere Erklärung dieser geheimnisvollen Bemerkung ließ sich Clive Lowbridge nicht ein.

Am gleichen Nachmittag, als Betty aus dem Spital nach Hause zurückkehrte, wurde unter ihr, in einem von der Halle aus zugänglichen Zimmer, ein Gast einquartiert. Die Vermieterin teilte ihr im Vertrauen mit, daß es ein Polizeibeamter sei. Zuerst ärgerte es Betty, sich unter polizeilichen Schutz gestellt zu sehen, aber als sie zu Bett ging, fand sie es doch beruhigend, aller Sorgen und Ängste enthoben zu sein.

Obschon sie recht müde war, konnte sie nicht sofort einschlafen. Gegen ein Uhr kam ihr in den Sinn, daß sie für den nächsten Tag bei ihrem Onkel Lambert Stone zum Frühstück eingeladen war. Kurz darauf schlief sie ein.

Und dann fühlte sie wieder den bösen Traum über sich kommen. Eine Bewegung entstand, ein Arm legte sich um ihre Schultern, und dann kam wieder der brennende Schmerz über dem Handgelenk. Sie wehrte sich weit mehr als das letztmal, schlug mit den Armen um sich und spürte, wie ihre Knöchel etwas Hartes trafen. Dann hörte sie Türangeln kreischen, Schritte im Treppenhaus und Kampfplärm aus der Halle. Jemand stieß einen gellenden Schrei aus – das war ihre Wirtin. Das Haustor wurde krachend zugeschlagen. Mit zitternder Hand schaltete sie das Licht ein.

Die Tür ihres Zimmers stand offen. Sie lief hinaus und beugte sich über das Treppengeländer. Unten in der Halle sah sie einen notdürftig bekleideten Herrn, der sich krampfhaft bemühte, in seinen Mantel zu schlüpfen.

»Alles in Ordnung, Miss!« schrie er herauf.

Sie erriet, daß es der Detektiv war, den Bullott hergebracht hatte.

Sie ging in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Minuten

klopfte es leise an ihre Tür. Sie öffnete. Es war der Kriminalbeamte.

»Sind sie bis in Ihr Zimmer gekommen?« fragte er. »Es waren nämlich zwei. Ich weiß nicht, wie ich einschlafen konnte. Aber sie müssen wie die Katzen hinaufgeschlichen sein, sonst hätte ich sie trotzdem gehört.«

»Wer war es?« fragte sie und fröstelte.

»Ich weiß es nicht. Es waren zwei, sie haben mich einen Moment betäubt.« Er rieb sich die Stirn, und als er die Hand wieder wegnahm, sah Betty eine eigroße Geschwulst. »Würden Sie gestatten, daß ich mich in Ihrem Zimmer umsehe?«

Die Vermieterin hatte sich gleichfalls eingefunden, und beide Frauen sahen jetzt zu, wie der Detektiv den Raum durchsuchte. Er bückte sich und hob etwas vom Teppich auf.

»Das ist eine Injektionsspritze. Sie ist zur Hälfte noch mit einer Flüssigkeit gefüllt«, sagte er, das Instrument schüttelnd. »Sonst scheinen sie nichts zurückgelassen zu haben. Herr Gott, war das ein Lummel, der mir den Hieb versetzt hat! Jetzt aber können Sie ruhig schlafen gehen, Miss Carew. Sie werden nicht mehr gestört werden.«

Offenbar hatte er gleich darauf telefoniert, denn als Betty nach einer Weile ruhiger wurde und gerade im Begriff war, wieder einzuschlafen, hörte sie die Stimme von Inspektor Bullott in der Halle. Sie blickte auf das Leuchtzifferblatt ihrer Uhr. Es war Viertel vor drei Uhr. Mit einem Gefühl der Sicherheit schlief sie vollends ein, um erst wieder zu erwachen, als die Vermieterin um halb neun Uhr morgens an die Tür pochte.

»Mr. Brown läßt Ihnen sagen, Sie sollten auf keinen Fall mit einem Omnibus oder der Straßenbahn fahren. Es steht unten ein Auto für Sie bereit.«



Betty benützte den Wagen, um sich nach der Albemarle Street fahren zu lassen. Lambert Stone hörte ihr mit ernstem Gesicht zu, als sie ihm von dem nächtlichen Entführungsversuch erzählte.

»Das ist eine schlimme Geschichte«, sagte er. »Aber weißt du, ich wollte dich ohnehin nach Amerika mitnehmen.«

Sie starrte ihn ungläubig an.

»Wirklich?«

»Ja. Wir fahren mit der ›Escorial‹. Der Dampfer geht Ende nächster Woche in See. Ich habe schon gestern die Plätze für uns vormerken lassen. Du brauchst nicht in Amerika zu bleiben, wenn du nicht willst, du sollst dir einfach einmal das Land ansehen. Ich denke, du wirst dann von selbst Lust bekommen, mich öfter zu besuchen. Übrigens, ich will eine kleine Reisegesellschaft zusammenstellen, damit die Überfahrt etwas kurzweiliger wird. Lowbridge habe ich schon aufgesucht, er hat versprochen, mitzukommen. Und nun will ich noch mit dem Reporter reden ...«

»Bitte laß das«, fiel sie ihm ins Wort.

»Du bist undankbar.« Er lachte gutmütig. »William und sein abenteuerlicher Freund haben doch herausgefunden, wer du bist. Doch das sind alles Nebensachen. Kommst du mit?«

»O, gern! Das wird ein großes Vergnügen für mich sein. Wohin fahren wir eigentlich? Nach New York?«

»New York im Juli würde dir kaum zusagen. Nein, wir gehen auf mein Landgut. Das wird etwas ganz Neues für dich sein, und dort bist du wenigstens sicher, denn wir werden dreitausendfünfhundert Meilen von Laffin entfernt sein.«

»Glaubst du noch immer, daß Laffin der Bösewicht ist, der hinter all diesen Dingen steckt?« fragte sie.

»Wir alle glauben es – Holbrook, Bullott und ich. Lowbridge habe ich nicht gefragt. Seine Dankbarkeit gegenüber dem Mann würde ihn wohl auch hindern, zu sagen, was er denkt.«

## 25

Es war am Nachmittag des darauffolgenden Sonntags. Bill Holbrook hatte sein Mittagsschläfchen beendet, erhob sich gähmend, stopfte sich eine Pfeife und ging hinaus, um das Badewasser einlaufen zu lassen. Ein noch unfertiger Artikel für das Montagsblatt lag auf dem Schreibtisch. Bill überflog das Geschriebene und ärgerte sich über seine Inhaltslosigkeit.

»Ständig muß ich dasselbe Zeug neu frisiert wieder auftischen!«

Und er hatte nicht unrecht. Die Ermordung Bruder Johns bildete schon lange nicht mehr das Tagesgespräch, und etwas anderes hatte er nicht zu berichten. Er fühlte, daß er als Reporter keine rechte Daseinsberechtigung mehr hatte.

Als er seinem Bad entstieg war und in sein Zimmer zurückkehrte, stand Bullott am Fenster. Der Inspektor war in Hemdsärmeln und unrasiert, hielt eine schwarze Pfeife zwischen den Zähnen und sah unendlich trübselig auf seinen kleinen Garten hinaus, der ein wahres Farbenkleinod war.

»Machen Sie doch ein fröhlicheres Gesicht, Mann!« brummte Bill. »Ich bin es, der heute abend umgebracht werden soll.«

Bullott nahm die Pfeife aus dem Mund und wandte sich ihm langsam zu.

»Sie werden nicht auf die Straße nach Epping gehen!«

»Warum nicht? Um neun Uhr ist noch heller Tag, und die Straße wird voll von Autos und Motorradfahrern sein. Ein Entkommen ist da weit weniger möglich als im Stadtgewimmel.«

»Ich versteh' die ganze Geschichte nicht«, murmelte Bullott. »Sie geht über meine Fähigkeiten, und ich werde den Fall doch noch einem wirklichen Kriminalisten übergeben müssen.«

»Ach was!« fuhr ihn Bill an. »Was ist denn nur mit Ihnen los? Sie können doch nicht erwarten, daß sich die Lösung so rasch findet wie in einem Roman. Übrigens haben Sie ja bis jetzt noch jeden Tag etwas Neues herausgebracht.«

»Ob aber das, was ich herausgebracht habe, auch der Mühe wert war? Alle meine Nachforschungen enden in irgendeiner Sackgasse. Erinnern Sie sich, daß Sie mir vor einiger Zeit erzählten, Sie hätten einen riesengroßen Schiffskapitän mit einer Stimme wie ein Nebelhorn gesehen? Dem bin ich heute nachgegangen. Was glauben Sie, wohin ich da gelangte? Zu einem sehr anständigen Wohnhaus in Bloomsbury, wo er, nach allem, was ich erfuhr, ein sehr geregeltes Leben führt. Er geht täglich um zehn Uhr schlafen, steht um sechs Uhr auf und tut nichts Ärgeres, als immerzu Zigaretten zu rauchen. Und doch möchte ich mir den Kopf abschneiden lassen, wenn Kapitän Harvey Hale nicht einer der Männer war, die neulich Miss Carew zu entführen versuchten.«

»Wann wollen Sie Ihre Razzia machen?«

»Morgen nacht – wenn mir der Fall nicht schon vorher aus der Hand genommen wird.«

»Und haben Sie nichts von Tinker Lane gehört?«

Bullott machte ein langes Gesicht.

»Dem scheint bange geworden zu sein. Wahrscheinlich hat ihn einer seiner Kollegen vom Dreiundzwanzigsten Grad darauf aufmerksam gemacht, daß er ein gefährliches Spiel spielt. Solche Leute sind leicht einzuschüchtern. Oder man hat ihm die Überfahrt nach Südamerika bezahlt, um ihn loszuwerden.«

Bill schüttelte den Kopf.

»Mit Bruder John hat man auch keine langen Geschichten gemacht.«

Bullott antwortete nicht.

Gegen Abend machte sich Bill Holbrook bereit. Als er den dritten Meilenstein an der Straße nach Epping erreichte, fand er seine Voraussage mehr als bestätigt. Soweit sein Blick reichte, bewegten sich Wagenkolonnen die lange Waldstraße entlang. Für eine Wiederholung des Anschlags gegen ihn war hier die Gelegenheit noch weit ungünstiger, als er gedacht hatte.

Der dritte Meilenstein war nicht so leicht zu finden, denn er stand nicht direkt an der Straße und war durch ein Gebüsch fast ganz verdeckt. Doch zu seinem Erstaunen fand Bill dort einen weißen Briefumschlag. Er holte ihn unter den dornigen Heckenrosenzweigen hervor und fand richtig seinen Namen darauf. Einen Augenblick drehte er den Umschlag in der Hand, dann riß er ihn auf. Darin lag ein Zettel, auf dem nichts weiter stand als: »Folge dem roten Konfetti!«

Er sah sich um, konnte aber nirgends Konfetti entdecken. Endlich bemerkte er in einiger Entfernung einen kleinen roten Fleck und ging darauf zu. Es war tatsächlich ein kleines Häufchen runder roter Papierschnippel. Etwas weiter waldeinwärts sah er ein

zweites Häufchen, und von da an zog sich eine deutliche Fährte ins Innere des Gehölzes hinein. Sie führte ihn einen vielbenützten Pfad entlang, war jedoch so vorsichtig angelegt, daß sie einem ahnungslosen Fußgänger kaum auffallen konnte.

Nach einer Weile bog die Fährte rechts ab. Nun traf Bill nur noch ganz wenige Ausflügler. Es wurde ihm klar, daß der Teil des Waldes, durch den er jetzt ging, von Menschen nur wenig betreten wurde, denn immer öfter sah er irgendein Tier die Flucht ergreifen. Erst war es ein Hase, dann ein aufflatternder Vogel und ein Eichhörnchen. Die roten Papierchen aber lockten ihn immer weiter. Er kam an einen kleinen Bach, auf dessen anderem Ufer die Konfetti dichter gestreut waren, damit er sie ja nicht übersehen konnte.

Er mußte eine ziemlich steile Böschung emporklettern und geriet dann in ein so dichtes Gestrüpp, daß er nur mit Mühe vorwärtskam. Er blieb eine Weile stehen und lauschte. Kein Laut unterbrach die Stille des Waldes. Die Dämmerung begann bereits hereinzubrechen, der Himmel hatte sich tiefblau gefärbt, und die letzten schrägen Sonnenstrahlen, die seinen Schatten riesengroß vorauswarfen, verschwanden gerade, als er auf eine Lichtung hinaustrat.

Die Fährte bog in einem rechten Winkel ab. Er folgte ihr vorsichtig, mit der Hand ständig den runden, harten Gegenstand in seiner Tasche umklammernd, alle Sinne angespannt.

Nachdem er zehn Minuten so gegangen war, tauchte vor ihm eine kleine Holzhütte auf, wie sie die Waldhüter zur Aufbewahrung ihrer Geräte verwenden. Sie lag in einer Senkung des leicht abfallenden Geländes. Wieder blieb er stehen, um zu lauschen, aber nichts rührte sich. Die Fährte führte den Hang hinab bis zur Tür der Hütte und hörte dort

auf.

Sein Herz schlug rascher, als er eilig auf die Hütte zuschritt und die Tür aufriß. Drinnen war es dunkel. Er hörte weder Atemzüge noch sonst ein Geräusch. Mißtrauisch schaute er sich nach dem dunklen Forst um. Dann trat er in die Hütte. Da sah er in der Mitte des Raumes etwas Dunkles hin und herpendeln.

Er zündete ein Streichholz an und fuhr entsetzt zurück.

An einem Strick, der vom Dachbalken herabhing, baumelte der Körper eines Mannes. Holbrook starrte in die verzerrten Züge – es war Tinker!

Einen Augenblick wurde ihm unheimlich zumute, als er sich so allein in diesem Tal des Todes sah. Er fühlte, wie seine Hände zitterten.

Er lief hinaus und den Hang wieder hinauf in der Richtung, aus der er gekommen war. Als er sich dem Gestrüpp näherte, fühlte er fast greifbar, daß er sich in eine Falle begab. Der dichte Wuchs hinderte ihn an raschem Vorwärtstkommen.

Plopp!

Er hatte diesen Ton schon einmal gehört, aber diesmal ging das Geschoß fehl. Es streifte eine junge Buche, riß einen Fetzen Rinde ab und verlor sich singend im Wald.

Auch ein zweiter Schuß ging fehl. Bill blieb stehen, bückte sich, zog eine Millsche Handgranate aus der Tasche und entscherte sie. Dann richtete er sich wieder auf. Sogleich blitzte ein dritter Schuß herüber. Bill hatte das Mündungsfeuer gesehen, schleuderte seine Handgranate nach dem verborgenen Schützen, lief ein paar Schritte zur Seite und warf sich zu Boden. Er hatte richtig gerechnet. Kaum daß er sich ausgestreckt hatte, erschütterte auch schon ein scharfer Knall die Luft. Er hörte einen Schmerzensschrei aus dem Dickicht und lief

davon, so schnell ihn die Füße trugen.

Die Fährte hatte er verloren, aber die Richtung, die ihn an den Waldrand führen mußte, kannte er ungefähr. Einmal unterbrach er seinen Lauf, um Luft zu schöpfen. Er lauschte angestrengt. Kein Verfolger war zu hören. Zehn Minuten später vernahm er Stimmen und Schritte vor sich. Dann kam eine Gestalt in Sicht, und eine wohlbekannte Stimme rief ihn an.

»Was für ein Knall war das?« erkundigte sich der Inspektor sofort.

Bill sah, daß ihn drei Mann begleiteten. Er erklärte rasch, was vorgefallen war.

»Ich bin Ihnen natürlich nachgegangen«, erwiderte Bullott, »doch im Wald gerieten Sie mir leider außer Sicht. Ich wußte nicht, daß man für Sie eine Fährte ausgelegt hatte. Einer meiner Begleiter machte mich auf das Konfetti aufmerksam.«

Sie gingen alle den Weg wieder zurück, den Bill eben gekommen war. Blutspuren zeigten, daß jemand verwundet worden sein mußte. Das Gras war an einer Stelle in Brand geraten, doch gelang es rasch, das Feuer zu löschen. Von dem Angreifer war weit und breit nichts mehr zu entdecken.

Sie erreichten die Hütte im Tal. Zu Bills großer Überraschung war sie versperrt. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich Zutritt verschafft hatten. Bullott leuchtete mit seiner Taschenlampe in den Raum: Er war leer! Nur ein loses Seil hing noch vom Dachbalken herab.

Die Leiche Tinkers war verschwunden.

»Es gibt in der Gegend Dutzende von Höhlen und alten Kalkgruben, in die sie ihn geworfen haben könnten«, sagte Bullott, als sie gemeinsam nach Hause fuhren. »Von Ihnen aber, Holbrook, war es der reinste Irrsinn, sich da

hinauslocken zu lassen.«

»Jetzt werden Sie aber doch Laffin verhaften?« fragte Bill, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Bullott schüttelte den Kopf.

»Durchaus nicht – ich habe gar keinen Grund, ihn festnehmen zu lassen. Aber ich kann Ihnen sagen, daß Dr. Laffin ständig beobachtet wird. Solange die Waldhüter die Leiche nicht gefunden haben, und das kann Wochen dauern, ist in dieser Sache gar nichts zu machen. Ich hoffe, bei einer anderen Gelegenheit die Mitschuld Laffins an all diesen Verbrechen beweisen zu können, und zwar schon morgen nacht.«

»Sie meinen die Razzia in der Priorei?«

»Ja. Morgen ist der geeignetste Tag dafür. Wissen Sie, was nächste Woche los ist?«

»Ich weiß nur, daß der geheimnisvolle neunundzwanzigste Juli unmittelbar bevorsteht.«

»Nächste Woche, das heißt, entweder Montag, Dienstag oder Mittwoch findet die Ziehung der Gewinne für das Sommerhalbjahr statt. Ich glaube, es wird am Montag sein, weil Ihr Vetter, Mr. Pawter, Vorbereitungen getroffen hat, morgen früh mit dem Zug um zehn Uhr dreißig nach Plymouth zu fahren.«

Bullott zog sich in sein Zimmer zurück. Später verließ er das Haus noch einmal, ohne jedoch seinen Mieter zu verständigen.



Als Toby Marsh kurz nach Mitternacht seiner Behausung in der Robbs Street zustrebte, wäre er beinahe mit Inspektor Bullott zusammengestoßen, der gerade in energischer Gangart um eine Hausecke bog.

»Ich wollte zu Ihnen, habe eine Weile auf Sie gewartet«, begann Bullott, »aber eben hatte ich beschlossen, es aufzugeben.«

Er musterte Toby mit einem bewundernden Blick. »Wie sehen Sie denn aus? Es ist doch nicht Ballsaison jetzt!«

Toby trug einen etwas altmodischen Frack und ließ eine ungeheure Fläche weißer steifer Hemdbrust sehen.

»Ich komme von Madame La Florette, die heute in ihrem frisch gemieteten Palais am Portland Place den ersten Empfang gegeben hat. Nun, es war recht interessant bei Jenny – Jenny Hamshaw ist nämlich gutes Englisch für La Florette. Doch was möchten Sie eigentlich von mir wissen?«

»Ich möchte noch einige Auskünfte über Laffin haben.«

»Oh, über den gibt es eine Menge zu erzählen. Laffin hatte heute abend eine Unterredung mit Kapitän Harvey Hale, dem alten Seemann. Übrigens, was ist aus unserem ungestümen jungen Freund, Mr. Holbrook, geworden? Hat er die Verabredung eingehalten?«

»Ja.«

»Ich dachte mir's. Und er ist lebend zurückgekehrt? Es ist anzunehmen, da Sie nicht sonderlich aufgeregt sind. Fand er Tinker?«

»Ja. Woher wußten Sie das?«

»Ich nahm es an. Lebend oder tot?«

»Tot«, antwortete Bullott.

Toby nickte bedächtig.

»Ich fürchtete, daß es so kommen würde.«

»Marsh, Sie wissen mir ein wenig zuviel von all diesen Dingen«, meinte Bullott, in dem der Argwohn nie ganz zur Ruhe kam.

»Das habe ich mir selbst schon gedacht.« Toby seufzte. »Ich kann wegen der dummen Geschichte schon nicht mehr schlafen. Letzte Nacht habe ich nur von den Söhnen von Ragusa geträumt.« Er betrachtete den Inspektor eine Weile starr, dann fragte er plötzlich: »Sind Sie kräftig?«

»Ziemlich. Warum?«

»Könnten Sie vier Stunden lang bei dreißig Grad Hitze schwere körperliche Arbeit verrichten?«

»Warum, zum Teufel?« wiederholte der Inspektor verblüfft.

»Weil ich es wissen möchte. Glauben Sie, daß Sie so etwas aushaken würden?«

»Ich denke schon, ich bin von recht guter Gesundheit. Aber was ist das schon wieder für ein Rätsel? Können Sie denn überhaupt nie geradeheraus sagen, was Sie meinen, Marsh?«

»Nur wenn ich mich für unschuldig erkläre«, sagte Toby.

Ohne es vorher abgesprochen zu haben, hatten sie den Weg zu Bullotts Haus eingeschlagen. Dort angekommen, stießen sie im Korridor auf Bill.

»Soll ich Ihnen, Mr. Holbrook«, sagte Toby, »Stoff für eine pikante Berichterstattung liefern? Die Presse war nämlich auf dem heutigen Empfang von La Florette überhaupt nicht vertreten. Warum? Dr. Laffin hatte den ausdrücklichen Wunsch geäußert, daß keine Reporter eingeladen würden.«

»War denn Laffin auch dort?« fragte Bill.

»Natürlich nicht. Also hören Sie! Es war eine großangelegte, in unglaublich kurzer Zeit arrangierte Sache. Der Ballsaal im Haus am Portland Place war so überfüllt, daß an Tanzen nicht zu denken war. Und diese Menge von Leuten ist in ganz ungehöriger Eile zusammengetrommelt worden. So hörte ich zum Beispiel, daß man die berühmten Opernkkräfte telefonisch eingeladen hatte. Die neu eingestellte Dienerschaft hatte alle Hände voll zu tun. Das Büfett besorgte der teure Bazzley. Was halten Sie davon? Die Gastgeberin fand ich schließlich im neuen Spielsalon im Erdgeschoß. Sie war in Begleitung eines hochgewachsenen grauhaarigen Herrn, der sie nicht aus den Augen ließ. Es war Sir Richard Paxton vom Finanzministerium ...«

»Was wollte denn der unter dem Gesindel?« fragte Bill.

Das überlegene Lächeln, das Tobys Lippen umspielte, hatte für einen wohlunterrichteten Reporter, wie Holbrook einer zu sein glaubte, etwas Beleidigendes.

»Sie hätten noch vor ein paar Monaten Sir Richard jeden Tag in der vordersten Parkettreihe des Theaters sehen können, in dem La Florette auftrat. Und das ging so über mehr als zwei Jahre hin!« Toby machte eine Pause. »Aber das ist noch nicht alles. Etwas später tauchte der Theaterregisseur Charles van Campe auf und nahm La Florette beiseite. Ich stand gerade in der Nähe des Büfetts, so geschickt durch einen Wandschirm getarnt, daß ich jedes Wort ihres Getuschels mühelos verstehen konnte. ›Mein Kind, das ist ja alles ganz schön‹, sagte van Campe, ›aber ich hoffe, du hast mit Dr. Laffin alles so geregelt, daß wir nicht in Schwierigkeiten geraten. Hat er dir eigentlich Geld gegeben?‹ Ich verstand nicht, was für eine Summe sie nannte, da im gleichen Moment eine Tasse schepperte. ›Das reicht ja nicht einmal zur Bezahlung des

zerschlagenen Geschirrs«, hörte ich van Campe sagen. »Du solltest dich sofort mit ihm in Verbindung setzen und die Sache geschäftsmäßig ordnen. Gestern wußte ich noch nicht, daß er angeblich auf dem trockenen sitzen soll.« La Florette schien es nun doch ein wenig unbehaglich zu werden. »Er wird mich schon nicht im Stich lassen«, meinte sie. »Ich will ihn noch heute nacht anrufen.« – »Telefoniere ihm doch gleich«, drängte der beunruhigte van Campe. – Nun, sie ging daraufhin weg, um zu telefonieren, und ich hielt den Augenblick für gekommen, mich aus dem Staube zu machen.«

Marsh verabschiedete sich bald von seinen Freunden Bullott und Holbrook. Er schlug nicht die Richtung nach Hause ein, sondern begab sich in die Camden Street. Dort gab es, keine hundert Meter von Laffins Behausung entfernt, eine Gruppe kleiner alter Häuser mit je einem Laden im Erdgeschoß und einer Wohnung darüber, zu der ein Seitenaufgang führte. Die Häuschen waren aus einer früheren Zeit stehengeblieben. Neben den viel imposanteren Nachbarbauten wirkten sie noch winziger und wie aneinandergeklebt. Vor dem Seitentor eines solchen Häuschens blieb Toby Marsh stehen, schloß auf und verschwand im Innern.

Von dem mit Gerümpel verstellten Gang aus stieg er die Treppe hinauf bis zu der armselig eingerichteten Mansarde, die er vor wenigen Monaten gemietet hatte. Er zündete das Gaslicht an und ließ vorsichtig den Fenstervorhang herab. Vorsicht war nötig, denn durch den geöffneten oberen Fensterteil lief ein Draht zu einem mit Kopfhörern ausgestatteten Kasten auf dem Waschtisch.

Toby klemmte sich den Kopfhörer um und lauschte angespannt. Da er jedoch nichts zu hören bekam, nahm er den Hörer nach einer Weile wieder ab und erhob sich. Darauf zog er aus dem Hintergrund eines Wandschranks

ein Lederetui hervor, das er aufs Bett legte und öffnete. Es enthielt eine Menge Werkzeug, das er für seinen Beruf benötigte – ungemein sinnreiche, fein konstruierte kleine Instrumente, aber auch einige größere, die zum Gebrauch erst zusammengeschraubt werden mußten, Schlüssel von merkwürdiger Form, eigenartige Sägeblätter und ähnliches. Er breitete alles vor sich aus und betrachtete sinnend seine Schätze.

Als er jedoch zum Fenster hinaussah und bemerkte, daß der Morgen schon graute, schien er seine Absicht zu ändern, denn er verpackte alles wieder sorgfältig und verstaute das Etui im Wandschrank.

## 27

Den ganzen Sonntag hatte Dr. Laffin das Haus nicht verlassen. Am Abend empfing er einen Mann bei sich, den er zwar unerträglich fand, den er aber als Verbündeten nicht unterschätzen durfte.

Die Unterhaltung zog sich hin. Laffin lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah leicht angewidert zu, wie sein Gast eine zweite Flasche entkorkte und den Wein in ein mächtiges Glas goß, das vor ihm auf dem Schreibtisch stand.

Kapitän Harvey Hale war ein Mann von guten Nerven. Weder die unheimliche Atmosphäre des Zimmers noch der düstere Doktor selbst vermochten ihn in seinem Lebensgenuß zu stören.

»Harvey Hale arbeitet genauso zuverlässig zu Lande wie zur See«, sagte er schmatzend. »Kleine Mißerfolge können einem freilich immer passieren. Daß heute Holbrook heil davongekommen ist, war nur ein Zufall.

Einen besseren Mann als mich hätten Sie gar nicht finden können, Kommodore!«

»Haben Sie eigentlich mit den Männern gesprochen?«

»Gesprochen? Ha, ha!« Das ganze Zimmer erzitterte unter Hales dröhnendem Lachen. »Was braucht man mit einer solchen Herde viel zu reden! Die Leute kennen mich – sie wissen, daß es gut bezahlte Arbeit geben wird, und wollen sie leisten. Mir, dem alten Schiffer Hale, könnten Sie schon endlich einmal sagen, worum es sich eigentlich handelt.«

»Sie werden es rechtzeitig erfahren, mein Freund«, sagte Laffin. »Vielleicht aber werden meine Pläne noch vereitelt, dann brauchen Sie sie auch nicht zu kennen.«

»Ich hoffe, das wird nicht der Fall sein, und Harvey Hale findet Gelegenheit, einer großen Sache zum Erfolg zu verhelfen. Es war nicht meine Schuld, daß wir das Mädchen das zweitemal nicht bekamen. Das erstemal haben wir sie ja fast in unserer Hand gehabt. Sie hätten sie nicht wieder auslassen sollen. Wie konnte ich ahnen, daß ein Polizeimann sich im Stock unter ihr eingenistet hatte?«

»Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf«, erwiderte der Doktor. »Das Schicksal war eben gegen uns.« Vor ihm lag eine Schrift, in die er sich immer wieder vertiefte, während Hale dabeisaß und trank. Plötzlich fragte Laffin: »Haben Sie die erste Gruppe schon abgeschickt?«

»Sie ist schon am Bestimmungsort angelangt«, antwortete der Kapitän. »Heute früh habe ich die Kabelnachricht erhalten. Die Leute warten auf Arbeit.«

»Wer hat die verschlossene Order?«

»Collison. Er ist ein guter Seemann und weiß, was eine verschlossene Order bedeutet. Sie können ihm vertrauen, Kommodore. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihm den Schädel einschlage, wenn er das Siegel erbricht. Es gibt

keinen Matrosen zwischen Shanghai und Valparaiso, der nicht weiß, daß Kapitän Hale auf alle Fälle sein Wort hält. Ich sage Ihnen, Sie haben einen gewaltigen Mann auf Ihre Seite gebracht!«

»Schon gut, schon gut!« winkte Laffin gelangweilt ab. »Es mag ja sein, daß in Ihrer brutalen Art auch eine gewisse Größe steckt. Aber diese Pläne sind das Werk eines Genies, dessen Bedeutung Sie gar nicht zu erfassen vermögen. Wollen Sie sich daher merken, mein lieber Kapitän, daß Sie nichts als das Werkzeug sind, dessen sich mein gigantischer Geist zu bedienen gedenkt.«

»Wir sind beide große Männer«, erklärte daraufhin der Seebär. »Schlagen Sie ein!«

Dr. Laffin übersah geflissentlich die ihm entgegengestreckte Hand.

»Gehen Sie jetzt nach Hause, mein Freund. Ich denke, Sie haben schon genug getrunken. Von nun an müssen Sie nüchtern bleiben.«

»Das Trinken hat noch nie einen Einfluß auf mich gehabt«, antwortete Hale, sich erhebend, und tatsächlich bestätigten seine stramme Haltung und flüssige Rede diese Behauptung. »Ich könnte einen ganzen Schnapsladen leersaufen und noch immer aufrecht auf einer Rah auslegen.«

Aber Dr. Laffin ließ sich auf kein Gespräch mehr ein. Mit einer einladenden Gebärde öffnete er das Haustor und schnitt einer neuerlichen Selbstanpreisung des Kapitäns kurzerhand den Faden ab, indem er ihm das Tor vor der Nase zuschlug.

Gegen Mitternacht klingelte das Telefon.

»Hier La Florette –«, sagte eine gedämpfte Stimme. »Ich kann Ihnen die Auskünfte geben, die Sie wünschten ...« Ohne es zu merken, sprudelte sie in zwei Sätzen alles

heraus, was er wirklich wissen wollte. Offenbar kam es ihr jedoch gleich darauf zum Bewußtsein, denn es entstand eine betretene Pause, bevor sie weitersprach. »Glauben Sie nicht, Doktor, daß es gut wäre, mir einiges Geld zu geben? Die fünfzig Pfund, die ich erhalten habe, reichen kaum für das Dringendste. Fünfzehn muß ich sofort der Musik zahlen, und morgen früh will das Restaurant, das die Erfrischungen geliefert hat, bezahlt sein.«

»Das wird alles in Ordnung gebracht, Miss Florette«, erwiderte Laffin mit einschmeichelnder Stimme. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Morgen früh haben Sie meinen Scheck.«

Und bevor sie noch weiter in ihn dringen konnte, hatte er schon aufgehängt.

Laffin ging in die Wohnung hinauf, in die er Betty einzusperren versucht hatte, und hielt sich dort etwa zehn Minuten auf. Dann versperrte er die frisch instandgesetzte Tür und begab sich wieder in sein Arbeitszimmer. Er nahm seine Aufzeichnungen zur Hand, las sie so lange durch, bis er sie sich eingeprägt hatte, worauf er sie in den Kamin warf und anzündete. Kaum brannte das Papier, schlugen Rauch und Flammen ins Zimmer. Der Kamin war offenbar verstopft. Er trat das Feuer aus und bückte sich, um in den Abzug hinaufzusehen. Auf einem Mauervorsprung im Innern des Rauchfangs stand eine kleine Kiste. Er griff danach und wollte sie herausziehen, stieß jedoch auf merklichen Widerstand. Erst als er fester daran riß, vermochte er das Kästchen herunterzuholen. Da erkannte er, daß es ein ziemlich fester Draht gewesen war, der es festgehalten hatte.

Das rußgeschwärzte Kistchen war roh gezimmert und mit verschiedenen kleinen Luftlöchern versehen. Offenbar war es durch den Schornstein herabgelassen worden. Er stellte es auf den Tisch und untersuchte es. Endlich gelang



es ihm, mit einer Papierschere eine Wand abzusprengen. Vor ihm lag ein Mikrophon.

Im ersten Augenblick nach dieser Entdeckung wurde sein Gesicht ganz fahl.

Wer mochte den Apparat aufgestellt haben? Was mochte alles abgehört worden sein?

Er verließ das Zimmer und stieg in den Dachraum hinauf. Von einer Rumpelkammer an der Rückseite des Hauses aus gelangte man aufs Dach hinaus. Er tastete sich bis zum Schornstein vor. Tatsächlich kam hier ein Draht heraus, der sich über das Dach hinweg irgendwohin spannte. Das Unglück war also wahrscheinlich schon geschehen.

Dr. Laffin blieb bis zum Morgengrauen vor seinem Schreibtisch sitzen und starrte den verräterischen Apparat an. Dann erhob er sich plötzlich, als wäre er zu einem Entschluß gelangt.

## 28

Pawter saß in seinem Büro und las Zeitung, als Bill ihn früh am Morgen aufsuchte.

»Aha!« rief er beim Anblick seines jungen Vetters. »Der heimgekehrte Sohn! Du findest deinen Schreibtisch in solcher Ordnung, daß du dich ein paar Tage lang gar nicht wohlfühlen wirst.«

»Pips, deswegen bin ich nicht gekommen. Ich möchte, daß du mir eine Geschichte erzählst.«

Pawter legte die Zeitung nieder und seufzte.

»Was für eine Geschichte willst du denn hören? Soll ich dir den Wert der Reklame beweisen?«

»Nein, Pips, ich möchte etwas über eine gewisse Priorei und ihren ›Sichtbaren Prior‹ erfahren.«

Pawter sah Bill fest in die Augen.

»Siehst du, gerade das ist eine Geschichte, die ich dir nicht erzählen kann.«

»Ich will nichts veröffentlichen. Ich möchte nur wissen, was für eine Rolle du in dieser Gesellschaft spielst.«

»Das scheinst du ja bereits zu wissen.« Pawter lächelte. »Ich bin eben ein Prior – das heißt, genaugenommen, ich bin der Buchhalter der Söhne von Ragusa. Du weißt wahrscheinlich nicht, daß ich Buchhalter bin, aber das war mein ursprünglicher Beruf.«

»Kannst du Bruder John?«

Pawters Gesicht nahm sofort einen ernsten Ausdruck an.

»Freilich kannte ich ihn.« Er überlegte eine Weile. »Es wird doch besser sein, wenn ich dir die ganze Geschichte meiner Beziehungen zu dem Orden erzähle. Das Oberhaupt ist, wie du wohl wissen wirst, Leiff Stone. Und du dürftest auch wissen, daß Ragusa einmal eine der reichsten Hafenstädte Dalmatiens war. Unsere Söhne von Ragusa behaupten sogar, daß auch die Argo, das Schiff der Argonauten, aus Ragusa stammte und eigentlich Aragusa hieß. Daher haben sie die große Galeere zum Wappenbild genommen. Vor vielen Jahren hatte ich mit Mr. Stone geschäftlich zu tun, und als er dann seinen Orden gegründet und die periodische Gewinnverlosung ihm zahlreiche Anhänger verschafft hatte, ersuchte er mich, die ganze Sache auf eine richtige geschäftsmäßige Grundlage zu stellen. Das war eigentlich etwas, das mich nicht recht reizte, denn ich hatte für Geheimgesellschaften und derlei Unsinn nie viel übrig gehabt, aber es gab doch einige Gründe, die mich zur Annahme bewogen, nicht zuletzt das angebotene Jahresgehalt von tausend Pfund.

Ich nahm also die Arbeit an, unter der Bedingung, daß ich nicht verummumt zu erscheinen brauchte. Das setzte ich auch durch, indem ich Leiff Stone klarmachte, wie viele Möglichkeiten zu Schiebungen und betrügerischen Machenschaften sich ergäben, wenn nicht wenigstens ein Mann bei der Auslosung mitwirkte, der allen bekannt sei. So ist es also unter anderem meine Aufgabe, die Gewinnnummern zu ziehen.«

»Der Orden verfügt über bedeutende Einnahmen, nicht wahr?« fragte Bill.

»Etwa dreißig- bis fünfunddreißigtausend Pfund jährlich. Fast die Hälfte davon wird in Form von Gewinnen und sozialen Investitionen wieder den Mitgliedern zugewendet.«

»Wäre es für einen Schwindler nicht leicht, sich Zutritt zur Priorei zu verschaffen, sich für einen Würdenträger auszugeben und irgendwie das Geld an sich zu bringen?«

»Ausgeschlossen«, erklärte Pawter mit Nachdruck. »Niemand, nicht einmal der Großprior, kann über größere Beträge verfügen. Ich will dir das System erklären. Jedes Mitglied zahlt eine Eintrittsgebühr von einem Pfund und dann einen Jahresbeitrag in der gleichen Höhe. Die Hälfte dieses Geldes wird von jeder Ortsgruppe auf das sogenannte Konto A bei einer Londoner Bank eingezahlt. Dies ist der Prämienfonds, von dem die Gewinne mittels eines von mir ausgestellten und vom Großprior mitunterzeichneten Schecks abgehoben werden können. Ist dir das klar?«

Bill nickte.

»Von der andern Hälfte werden die Betriebsspesen der einzelnen Logen gedeckt, während eine bestimmte Summe dem Großprior zur Bestreitung der Lebenskosten der Prioren und ihrer Diener ausgehändigt wird. Das ist ein

verhältnismäßig unbedeutender Betrag, der überdies in Monatsraten bezahlt wird, so daß für einen Schwindler in der Priorei nicht viel heraussehen dürfte. Wirklich lohnend wäre nur ein Anschlag auf den Prämienfonds, aber den hat, wie gesagt, der Großprior nicht selbst in Händen.«

»Und wie ist es mit dem Dreiundzwanzigsten Grad?«

»Der bezieht auch ein festes Einkommen. Das gleiche trifft für die Großloge zu. Nirgends ergeben sich Überschüsse.«

»Und es ist nicht möglich, bei der Ziehung zu schwindeln?«

»Auch nicht. Ich ziehe mit bloßem Arm die Nummern, und zwar für jeden einzelnen Treffer fünf. Die Prioren bestimmen im voraus, die wievielte der gezogenen Nummern als Treffer zu gehen hat, so daß ich zunächst nicht weiß, welche die richtige ist. Die fünf Nummern oder fünf Gruppen von Nummern werden aufgeschrieben, und erst nach beendeter Ziehung teilen die Prioren mit, welche Nummer oder Nummernreihe gewonnen hat. Mir bleibt dann nichts weiter zu tun, als die zu den Gewinnnummern gehörenden Namen festzustellen und die Schecks auszufüllen.«

Bill saß mit gerunzelter Stirn da.

»Demnach hätte also ein Verbrecher kaum Aussicht, etwas aus dem Orden herauszuholen, es sei denn, du wärest der Verbrecher ...«

Er blickte dabei seinen Vetter mißtrauisch an, doch Pawter war die beleidigenden Bemerkungen des jungen Mannes schon so gewöhnt, daß er eher eine belustigte als beleidigte Miene machte.

»Auch ich hätte nicht viel Aussicht ...« begann er.

Aber Bill unterbrach ihn:

»Sage mir nur noch das eine: Hast du je das Gesicht Leiff Stones gesehen, seit er Großprior geworden ist?«

»Nein. Ich kann ihn nur am purpurvioletten Gewand von den andern unterscheiden. Wenn er mir heute auf der Straße begegnete, würde ich ihn wahrscheinlich nicht erkennen.«

»Und wer war Bruder John?«

»Bruder John war der Gehilfe des Großpriors und der einzige Geistliche in der Gesellschaft.«

»Was ist eigentlich in der Priorei verborgen?«

»Gar nichts«, versicherte Pawter mit Überzeugung. »Ich kenne das Gebäude vom Dach bis zum Keller, jede Zelle, jeden Raum. Und ich kann dir sagen, es gibt nichts Harmloseres als einen Prior der Stolzen Söhne von Ragusa.«

Armer Bullott! dachte Bill bei sich. Die Razzia konnte unter solchen Umständen doch nur zu einem Mißerfolg führen. Trotzdem durfte er die Verantwortung nicht auf sich nehmen, den Inspektor von der Hausdurchsuchung abzuhalten.

»Hast du nicht die leiseste Ahnung, wer Bruder John ermordet haben könnte?«

Pawter schüttelte den Kopf.

»Nicht die geringste. Bruder John hatte keine Feinde und außer dem Großprior auch kaum einen Freund. Er lebte völlig zurückgezogen. Ich denke manchmal, daß der Schuß jemand anderem gegolten hat ...«

»Sprich bloß nicht von einem Zufall!« erwiderte Bill. »Solche Zufälle wiederholen sich nicht so rasch hintereinander. Bedenke, daß der Mann, der Bruder John ermordete, auch auf mich geschossen hat und mich

beinahe erledigt hätte.«

»Es ist doch zu etwas gut, wenn man einen kleinen Kopf hat!« brummte Pawter, als er seinen einstigen Mitarbeiter zur Tür geleitete.

Dann warf er einen Blick auf seine Uhr. Es war höchste Zeit. Er machte sich bereit und fuhr zum Bahnhof.

## 29

Abends sechs Uhr entstieg Pawter dem Taxi, das ihn von der Bahnstation zum Hotel »Zu den zwei Brücken« gebracht hatte, einem alten, im Herzen des Moorlandes von Dartmoor gelegenen Gasthof. Er zahlte den Fahrpreis, trat ein, belegte ein Zimmer und bestellte sich ein Abendessen. Der bejahrte Kellner begrüßte ihn wie einen alten Freund.

»Sie gehen wohl wieder zu den Prioren hinaus, Sir?« fragte er, wie er wohl schon zwanzigmal gefragt hatte. »In letzter Zeit herrschte ziemlicher Betrieb in der Priorei«, erzählte der Alte, während er das Tischtuch ausbreitete. »Ich habe noch nie so viele Leute hinausfahren und zurückkommen sehen wie in diesen Tagen. Zu jeder Tages- und Nachtstunde kamen Automobile vorbei. Einmal muß auch jemand krank geworden sein, denn ich sah einen Krankenwagen – wann war das nur gleich? Ich glaube, vorige Woche. Ich wohne nämlich in dem kleinen Häuschen vorn an der Straße, und man kann nicht zur Priorei gelangen, ohne bei mir vorbeizufahren. Da ich einen leichten Schlaf habe, höre ich jedes Geräusch. Es sind doch Mönche, die da hausen, nicht wahr?«

»Eine Art Mönche«, erwiderte Pawter.

Er verspeiste rasch sein einfaches Mahl, zog sich dann um und ging aus dem Haus. Das kleine Auto, das ihn jedesmal zur Priorei brachte, wartete schon. Der ältsche Mann am Steuer berührte grüßend den Mützenschirm.

»Alles in Ordnung in der Priorei?« erkundigte sich Pawter, als er sich neben den Fahrer setzte.

»Gewiß, Sir.«

»Niemand krank gewesen?«

»Nicht daß ich wüßte, Sir.«

Sie fuhren eine Weile schweigend, dann fragte Pawter:

»Wie geht es dem Großprior?«

»Soviel ich weiß, sehr gut. Aber wir sehen ihn nicht oft. Er geht und kommt, wie Sie wahrscheinlich wissen, fast immer nur bei Nacht und benützt nie das Haupttor. Die anderen, mit Ausnahme von Ihnen, ja auch.«

Pawter nickte. Er wußte, daß er der einzige Prior war, der beim Haupteingang eintrat. Die anderen pflegten durch eine kleine Tür in der Gartenmauer zu schlüpfen, die wahrscheinlich schon in früheren Zeiten den Oberen der Mönche als Ausgang gedient hatte.

Bald sah Pawter die Umrisse der Priorei in der Ferne auftauchen. Es war ein unschönes, niedriges Gebäude, das sich in Farbe und Aussehen so recht dem Moor anpaßte und von grauen, efeubewachsenen Mauern umgeben war. Das schwere Gittertor, das sich bei ihrer Ankunft öffnete, erinnerte ihn immer an ein Gefängnistor. Drinnen aber herrschte tiefer Friede. Ein großer, gepflegter Garten, dessen Blumenpracht das Auge entzückte, umgab das Haus. Gepflasterte Wege führten zum Säulengang, der rund um das Kloster lief. Es war ein Hafen des Friedens und der Ruhe.

Pawter folgte dem Chauffeur, der zugleich Hausdiener

war, durch einen langen, mit Steinfliesen belegten Gang. Durch eine niedrige Tür traten sie in ein Arbeitszimmer mit vielen, wohlgefüllten Bücherborden. Dieser Raum war durch eine türlose Öffnung mit einem zweiten Zimmer verbunden, das in einem strengen Stil, aber dennoch sehr behaglich möbliert und mit schönen Teppichen, Blumen, Blattpflanzen geschmückt war. Jedem Prior stand eine solche Wohnung zur Verfügung.

»Die Versammlung findet um acht Uhr statt, Sir«, sagte der Diener. »Wünschen Sie ein Abendessen?«

»Nein, danke, ich habe schon gegessen.«

Der Diener öffnete einen Wandschrank, nahm eine Flasche Whisky, ein Glas, eine Sodawasserflasche und ein Zigarrenkistchen heraus und stellte alles auf den Tisch.

»Bitte, läuten Sie, wenn Sie noch etwas brauchen.«

Als Pawter allein war, suchte er sich eine Zigarre aus, steckte sie an und trat an das vergitterte Fenster, das auf einen kleinen Hof hinausging. Er versuchte vergeblich, sich von dem Gefühl des Unbehagens freizumachen, das ihn beim Eintritt ins Kloster befallen hatte. Das war etwas ganz Neues, er hatte an diesem Ort noch nie ähnliches empfunden. Hing es mit den beunruhigenden Fragen zusammen, die William Holbrook ihm am Vormittag gestellt hatte?

Er ging zum Tisch, zog sich einen Stuhl heran und entfaltete einige mitgebrachte Papiere. Kaum hatte er sich damit zu beschäftigen begonnen, da wurde leise an die Tür geklopft. Ein gutmütig aussehender, rundlicher Mann, der fast so kahl wie Pawter war, trat ein, kam auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand.

»Man sagte mir, daß Sie da sind«, begann er in dem hier gebräuchlichen Flüsterton. »Da wollte ich Sie begrüßen und Ihnen Neuigkeiten erzählen. Wissen Sie schon, daß



Bruder John tot ist? Wir haben es erst heute erfahren, aber der Großprior wußte es schon länger.«

»Ist der Großprior wohlauf?«

»Bei bestem Wohlsein, Sir. Er war einige Zeit abwesend, ist aber heute morgen zurückgekehrt.«

Der Mann war der Verwalter der Priorei. Er hieß Blackwood. Pawter kannte ihn schon seit vielen Jahren. Der Verwalter und die ihm unterstellten Diener der Prioren waren die eigentlichen Herren des Hauses, und die Söhne von Ragusa zahlten ihre dauernd angestellten Leute gut. Schon mancher, der nur vorübergehend in Dienst genommen wurde, war ständig geblieben, während die Prioren manchmal schon nach einem Jahr ausgewechselt wurden. Nur Bruder John hatte von Anfang an in der Priorei gelebt.

»Wer ist an die Stelle Bruder Johns getreten?« fragte Pawter.

»Bruder James, ein stiller, frommer Mann.«

»Ich habe mich oft gewundert, warum man Sie nicht zum Prior gemacht hat, Blackwood!« bemerkte Pawter halb im Scherz und zog an seiner Zigarre.

»Ich ziehe meine Stellung vor«, versicherte der Verwalter sogleich. »So eingesperrt zu leben, keinem Menschen das Gesicht zu zeigen, mit niemandem zu sprechen – das ist nichts für mich! Wirklich, manch einer hält das Leben hier kaum ein paar Tage aus und möchte schon nach der ersten Woche davonlaufen. Andere wieder blieben am liebsten ganz da und sind empört, wenn sie abgesetzt werden und neuen Prioren Platz machen müssen. Es gibt da eben ganz verschiedene Auffassungen und Temperamente. Wissen Sie, Mr. Pawter, daß ich während meines ganzen Aufenthalts hier noch nie das Gesicht eines Priors gesehen habe, es sei denn eines verstorbenen?«

»Was geschieht aber, wenn einer krank wird?«

»Kranke werden zu den Ihren nach Hause geschickt. Übrigens haben wir seit langer Zeit nur einen einzigen Fall ernster Erkrankung gehabt. Das war voriges Jahr, als der Großprior von Herzkrämpfen befallen wurde. Unglücklicherweise war gerade niemand da, der ein Auto lenken konnte, so daß zwei Brüder auf die Straße laufen mußten, um womöglich einen vorüberfahrenden Wagen aufzuhalten. Zum Glück begegneten sie gerade einem Arzt, der nach Exeter fuhr.«

Pawter sah Blackwood rasch an.

»Wann hat sich das ereignet?«

»Etwa vor sechs oder sieben Monaten.«

»Kennen Sie zufällig den Arzt, um den es sich handelte?«

»Nein. Er wurde durch die Gartenpforte eingelassen. Als er kam, ging es dem Großprior wirklich sehr schlecht. Er delirierte. Bruder John war ganz außer sich und lief selbst mit auf die Straße hinaus, um Hilfe zu holen.«

»Voriges Jahr also ...« Pawter schien in Gedanken versunken. »Und man fand einen Arzt im Wagen auf der Straße nach ... So, so ... Das erklärt mir vieles – sehr vieles ...«

Der Verwalter warf einen Blick auf seine Uhr.

»Sie werden sich bereitmachen müssen, Sir.« Er öffnete den Wandschrank und nahm einen seidenen Mantel heraus, den Pawter über seine Kleidung anzog. »Sie können froh sein, daß Sie keine Maske tragen müssen. An einem so heißen Tag muß das zum Ersticken sein. Aber ich muß jetzt gehen. Haben Sie alles, was Sie brauchen?«

Pawter begleitete ihn zur Tür und sah ihm nach, bis er in dem dunklen Gang verschwunden war. Dann ging er in

seinem Zimmer auf und ab. Er hatte über ein neues Problem nachzudenken.

Fünf Minuten vor acht Uhr hörte er auf dem Korridor die leisen Tritte von Sandalen und gleich darauf ein eigenartiges Pochen an seiner Tür.

»Wer klopft?« fragte er laut.

»Zwei Prioren dieses stolzen Ordens.«

»Tretet ein!« rief er, und die Tür ging langsam auf.: Im Türrahmen stand eine verummte Gestalt, die Hände übereinandergelegt, so daß sie in den weiten Ärmeln verschwanden. Hinter der ersten war eine zweite, ebenso gekleidete Gestalt zu sehen. Die beiden Männer machten kehrt und gingen mit langsamen, würdevollen Schritten voran. Pawter folgte ihnen. Sie durchquerten den Hof, dann ging es auf einem Gartenweg unter einem Torbogen hindurch und weiter über einen zweiten gepflasterten Hof, bis sie vor der geschnitzten Eichentür eines kleinen Gebäudes ankamen. Die beiden Begleiter nahmen zu Seiten des Eingangs Aufstellung und ließen Pawter eintreten.

Er befand sich in der ihm wohlbekannten kleinen Kapelle. Die Chorstühle waren von Vermummten besetzt. Der eigentliche Kirchenraum war leer bis auf eine große drehbare Trommel und einen Tisch, auf dem ein riesiger Haufen kleiner weißer Nummernschildchen mit Metallrändern lag. Die Begleiter ließen Pawter allein vor diesen Utensilien stehen und schritten auf die Chorstühle zu.

Das milde Licht des Sonnenuntergangs strömte durch die bemalten Fenster herein, ließ die Banner über den Sitzen aufleuchten und umfloß die schlanke, purpurviolett gekleidete Gestalt, die über die zum Chorraum führenden Stufen herabkam.

»Willkommen, sichtbarer Prior!« begrüßte ihn eine gedämpfte Stimme aus der Kapuze. »Möge der Zufall entscheiden, wem diesmal die Illusion irdischen Glückes zuteil werden soll.«

Auf dem Tisch lag eine vergoldete Schaufel. Pawter ergriff sie und schaufelte alle Nummern in die Trommel, bis keine einzige mehr auf dem Tisch lag. Sodann streifte er den rechten Ärmel seines Gewandes hoch, hob den nackten Arm mit ausgespreizten Fingern in die Höhe, versetzte die Trommel in rasche Drehung, griff, nachdem sie stehengeblieben war, hinein, zog ein Nummernschildchen heraus und legte es auf den Tisch. Zehnmal tat er das gleiche, dann wies der Großprior mit der Hand auf zwei Vermummte, die sofort zum Tisch traten. Der eine rief laut die Nummern aus, der andere schrieb sie auf ein Blatt Papier.

Darauf legte Pawter die gezogenen Nummern auf die Fläche seiner linken Hand, um sie dann wieder in die Trommel zu werfen. Fünfmal wiederholte sich die Ziehung von je zehn Nummern in ganz derselben Art, nur daß jedesmal zwei andere Männer dazu bestimmt wurden, die gezogenen Nummern aufzuschreiben. Schließlich erklärte der Großprior mit feierlicher Stimme:

»Der Priorenkonvent hat entschieden, daß die vierte Reihe die gültige sei.«

Pawter memorierte für sich kurz die Zahl der vierten Reihe, während die Prioren sich erhoben und, ihren Hymnus anstimmend, aus der Kapelle abzogen.

Pawter runzelte die Stirn. Was sollte das bedeuten? Noch nie hatten die Prioren ihre Sitze verlassen, bevor er die Namen der Gewinner bekanntgegeben hatte.

Da sagte der Mann in der violetten Kutte, als hätte er seine Gedanken gelesen:

»Es ist nicht förderlich, die Namen der vom Glück Begünstigten zu verlesen – es könnte Mißgunst in den Seelen der leer Ausgegangenen auslösen. Folge mir, Bruder, in die Registratur!«

Pawter folgte ihm, doch war ein unbestimmtes Mißtrauen in ihm wach geworden.

Die Registratur war ein kleiner Raum mit einem schmalen, vergitterten Oberlichtfenster. Hier wurden hinter Stahltüren die Akten und Namensverzeichnisse des Ordens aufbewahrt. Eine Petroleumhängelampe erhellte den Raum spärlich.

»Wollen Sie bitte, gleich hier, mir gegenüber, Platz nehmen, Mr. Pawter«, begann der Großprior überaus höflich.

Er trat an einen Kassenschrank, doch entnahm er ihm nicht, wie Pawter erwartet hatte, die Namensverzeichnisse, sondern eine Metallschale, in der fünf ausgefüllte Schecks lagen.

»Sie werden diese gütigst unterfertigen!« sagte er.

»Aber, Großprior, ich habe doch die Nummern und Namen noch gar nicht verglichen«, widersprach Pawter.  
»Wie konnten Sie wissen, wer gewinnen würde?«

»Unterzeichnen Sie, bitte!«

»Ich werde das ganz bestimmt nicht tun!« fuhr Pawter auf. »Was fällt Ihnen denn ein, Mr. Stone?«

Der andere hob gebieterisch die Hand.

»Ich führe hier keinen Namen, ich bin für Sie nur der Großprior – merken Sie sich das, und unterzeichnen Sie!«

»Das werde ich nicht tun!«

Pawter warf die Feder auf den Tisch und machte Anstalten, sich zu entfernen.

»Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, unterzeichnen Sie!«

Pawter drehte sich um und sah die Mündung einer Repetierpistole auf sich gerichtet. Die Augen hinter den Schlitzten der Gesichtsmaske funkelten wütend.

»Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, daß Sie das Haus nicht lebend verlassen werden, wenn Sie nicht unterschreiben!«

Pawter zog langsam den Seidenmantel aus, ließ ihn zu Boden fallen und steckte die Hände in die Hosentaschen.

»Ich werde nichts unterschreiben –«, sagte er mit fester Stimme, »und Sie sind gar nicht Leiff Stone!«

Bei diesen Worten sprang er den Bewaffneten an, packte ihn am Handgelenk, während er ihm mit der anderen Hand die Maske vom Gesicht zu reißen versuchte. Aber in diesem Augenblick traf ihn ein Schlag auf den Kopf, der ihn sofort zu Boden streckte.

Als er wieder zu sich kam, saß er in einem dunklen Raum auf einer Steinbank. Seine Hände steckten in Handschellen, seine Füße waren gefesselt.

»Wach auf, Kerl!« fuhr ihn jemand an.

Er sah die violette Kutte vor sich und antwortete noch halb betäubt: »Sie sind gar nicht Leiff Stone ...«

»Nehmen Sie doch Vernunft an, Mann, und unterschreiben Sie!« Der Großprior war allein, aber die Tür stand offen, und Pawter sah im Schatten draußen eine zweite Gestalt in Mönchsgewandung stehen. »Wir werden Sie vielleicht einige Tage hier zurückbehalten müssen, aber ich schwöre Ihnen, daß Ihnen nichts geschieht, wenn Sie tun, was ich von Ihnen verlange.«

»Ich werde keinen Scheck unterzeichnen«, sagte Pawter unnachgiebig, »und ich warne Sie, meinen Namenszug zu fälschen. Wir haben mit der Bankdirektion ein Geheimzeichen vereinbart, das auf jedem Scheck enthalten sein

muß, wenn er gültig sein soll. Wenn Sie der Großprior sind, wie Sie behaupten, müßten Sie das eigentlich wissen.«

Einen Augenblick schien der Mann bestürzt.

»Ich weiß alles –«, sagte er, verließ den Raum und schlug die Tür hinter sich zu.

Es mußten etwa zwei Stunden vergangen sein, als er zurückkam. Er brachte einen Krug Wasser mit, goß ein Glas voll und reichte es dem Gefangenen, der in gierigen Zügen trank.

»Jetzt, Mr. Pawter, täten Sie gut daran, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich kenne natürlich das Geheimzeichen – es besteht aus kleinen Punkten unter den Vokalen der beiden Namen. Sie irren, wenn Sie glauben, ich sei nicht Stone. Ich habe nur meine besonderen Gründe, die Sie nichts angehen, bestimmte Brüder für ihre Verdienste um den Orden zu belohnen. Ich will die Ungerechtigkeit des Zufalls ein wenig ausgleichen.«

»Dazu hätten Sie sich nicht mit einer Pistole bewaffnen müssen! Auf keinen Fall aber bin ich mit einem solchen Vorgehen einverstanden, das gegen die Satzungen der Gesellschaft verstößt. Ich bin zum Treuhänder der Mitglieder berufen worden, und ich will nichts mit dem von Ihnen vorgeschlagenen Schwindel zu tun haben. Bringen Sie mir die wirklich gezogenen Nummern und das Namensverzeichnis, und ich werde die ordnungsmäßigen Schecks ausstellen.«

Wieder ging der Purpurgekleidete hinaus, um nach einiger Zeit mit zehn Nummernschildern zurückzukommen, die er auf die Bank neben den Gefangenen legte.

»Hier sind die Nummern. Jetzt will ich Ihnen noch die Bücher bringen ...«

»Ersparen Sie sich die Mühe«, unterbrach ihn Pawter.

»Das sind nicht die Nummern, die ich gezogen habe. Ich besitze ein gutes Zahlengedächtnis und irre mich nicht. Ich nehme an, daß dies die Nummern sind, die den von Ihnen bestimmten Gewinnern gehören, und weigere mich, die Schecks auf ihre Namen auszustellen.«

»Auch gut! Dann werden wir es eben mit einer anderen Methode versuchen müssen. Es gibt noch so etwas wie eine Folter ... Sie zittern schon ein wenig bei dem Gedanken, nicht wahr? Wollen Sie nicht doch lieber nachgeben?«

»Ich weigere mich.«

»Gut.« Die Stimme hinter der Maske sank zum Flüstern herab. »Dann werden Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben!«

## 30

Am Nachmittag traf Betty mit Bullott, Bill Holbrook und Lambert Stone zusammen. Sie erzählte dem Inspektor noch einmal von ihren Träumen, der Kapelle, dem Buch auf ihren Knien, den Chorstühlen, den mönchsähnlichen Gestalten unter den Bannern und dem Mann im Purpurgewand, der sie angesprochen hatte.

»Erinnern Sie sich nicht, was mit dem Buch geschah?« fragte Bullott.

Sie schüttelte den Kopf.

»Würden Sie den Ort wiedererkennen?«

»Ja, ich glaube. Wissen Sie denn, wo es gewesen sein könnte? War es nicht doch nur ein Traum?«

»Sie können jede Wette eingehen, daß es keiner war«, mischte sich jetzt Bill Holbrook ein. »Miss Carew, der



Inspektor möchte, daß Sie heute nacht mit uns kommen.«

»Wohin?« fragte sie überrascht.

»Nach Devonshire.«

»Warum nach Devonshire?«

»Meine Liebe, ich glaube, du solltest es tun«, sagte Lambert Stone. »Ich habe genug von diesen Herren gehört, um überzeugt zu sein, daß deinem Vater Gefahr droht.«

»Meinem Vater?« stieß sie hervor. »Wen meinst du?«

»Ich meine den Mann im Purpurgewand. Mr. Bullott hat in Erfahrung gebracht, daß die Prioren von Ragusa ihr Hauptquartier in Dartmoor haben.«

Plötzlich entsann sie sich des Abenteuers, das sie und Laffin damals im Moor gehabt hatten.

»Oh, jetzt erinnere ich mich!« rief sie. »Auf der Heide von Dartmoor haben wir die beiden Mönche getroffen, und die Stimme – die Stimme des Mannes, der unser Auto aufhielt – war die von Bruder John.«

Sprunghaft erzählte sie ihre Erlebnisse in jener stürmischen Nacht.

»Ja, Sie waren in der Nähe der Priorei«, bestätigte Bullott. »Jemand muß dort krank gewesen sein. Erst danach ist der Doktor auf die Idee gekommen, Sie in einem grünen Kleid in ein Schaufenster zu setzen. Das habe ich herausgebracht.« Seine Augen blitzten vor Erregung. »Hören Sie, wie sich alles abgespielt hat! Leiff Stone war der Kranke, und der Doktor mag bei jenem Besuch sein Vertrauen gewonnen haben. Ihr Bruder ist ein wenig mystisch veranlagt, nicht wahr, Mr. Stone?«

»Ja, gewiß, er hatte immer seine Visionen«, sagte Lambert Stone. »Laffin muß ihn über einen Traum sprechen gehört haben, nach dem er einen Boten des Alls

in Gestalt eines rothaarigen Mädchens in einem grünen Gewand erwartete. Vielleicht spielte auch das Schaufenster, die grüne Jadevase und die einzelne rote Rose in diesem Traum eine Rolle.«

»Jedenfalls hat Laffin«, folgerte Bullott weiter, »gleich erkannt, daß sich ihm da eine Gelegenheit bot, aus dem mystischen Glauben des Großpriors Nutzen zu ziehen. Darauf hat er seinen Plan aufgebaut und seine Vorbereitungen getroffen. – Holbrook, erinnern Sie sich an die Inserate in den ›Kleinen Anzeigen‹ der ›Times‹, die ich Ihnen zeigte? Es war darin von einem ›Pung‹ und dem ›Grünen Drachen‹ die Rede. Das war jedenfalls eine Mitteilung Laffins an einen Spießgesellen, vielleicht an jemanden in der Priorei. Leiff Stone wurde daraufhin nach London gelockt und zu dem Laden geführt, in dessen Schaufenster Miss Carew saß. Die ›Botschaft‹, die ihm übergeben wurde, dachte der jungen Dame jedoch noch eine weitere Rolle zu. Deshalb bemächtigte man sich ihrer Person. Bitte, Miss Carew, strengen Sie sich an, sich möglichst genau an das zu erinnern, was Bruder John zu Ihnen sagte, als er Sie im Theater aufsuchte.«

»Er fragte mich, ob ich die Dame sei, die im Schaufenster gesessen habe, und ob ich mit Dr. Laffin verwandt sei«, antwortete Betty.

»Dann wußte Bruder John um die Machenschaften oder ahnte sie, und er ging der Sache nach, um seinen Freund zu schützen. Und weil man Sie beide zusammen sprechen gesehen hatte, wurde er getötet – entweder von Laffin selbst oder von seinen Spießgesellen.« Bullott zog ein blaues Papier aus der Tasche, las es mit befriedigter Miene durch und steckte es wieder ein. »Ich werde Laffin heute nacht verhaften!«

»Wegen Ermordung von Bruder John?« fragte Bill überrascht, denn er hatte nicht gewußt, daß ein Haftbefehl

ausgestellt worden war.

»Nein, wegen des dringenden Verdachts, den alten Lord Lowbridge durch Gift ermordet zu haben. Wir haben die Leiche ausgegraben und so viel Digitalis darin gefunden, um eine Kompanie Soldaten ins Jenseits befördern zu können. Sie müssen wissen, daß Laffin Lord Lowbridges Hausarzt war. Und Clive Lowbridge war Laffins Mündel. Da dachte er sich wohl, von dem dankbaren jungen Mann reich beschenkt zu werden, wenn er ihm zu der Erbschaft verhalf. Er mußte den alten Lord ohnehin aus dem Weg schaffen, weil ihm sonst stets Entdeckung drohte, denn er hatte sich durch Fälschung einer Urkunde in den Besitz eines zur Erbschaft gehörigen Grundstückes gesetzt. Der jetzige Lord weiß nichts davon, aber tatsächlich sind seine schlechten Vermögensverhältnisse zum großen Teil betrügerischen Machenschaften Laffins zuzuschreiben. Des alten Lords Sohn starb auf genau die gleiche Weise. Vielleicht wird auch da noch Anklage erhoben werden. Laffin ist ein geschickter Giftmischer. Je rascher wir ihn hinter Schloß und Riegel haben, desto besser.«

»Ist er zu Hause?« fragte Bill.

»Nein, ich war bereits dort. Er hat das Haus heute sehr früh verlassen. Ich glaube aber zu wissen, wo er zu finden ist. Und nun, Miss Carew, wollen Sie mit uns kommen?«

Sie nickte.

Mit dem Fünf-Uhr-Schnellzug fuhren sie nach dem Westen Englands – fünfzehn Männer und eine Dame. Bullott hatte sich die Leute, die ihn begleiten sollten, selbst aussuchen dürfen. Als man um acht Uhr abends Newton Abbott erreichte, war er überzeugt, daß die Razzia in der Priorei gewiß nicht mangels fähiger Gehilfen scheitern würde.

Von der Eisenbahnstation brachten drei große Autos die

Gesellschaft zum Hotel ›Zwei Brücken‹. Im ersten Wagen saßen Betty, ihr Onkel, Bill Holbrook, Inspektor Bullott und neben dem Chauffeur ein Detektiv.

»Ich fange jetzt an, aufgeregt zu werden«, sagte Betty leise, als das Auto nach Buckfastleigh durchs Moor fuhr.

»Wann fahren Sie eigentlich nach Amerika?« fragte Bill.

»Am Samstag. Ich freue mich sehr darauf. Die ›Escorial‹ ist das größte Schiff der amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Nicht wahr, Onkel?«

»Das größte und beste«, sagte Stone und erzählte von den großen Gesellschaftsräumen, dem Schwimmbassin, den wundervollen Wohn- und Schlafgemächern, dem Florentiner Restaurant und dem Palmengarten. Doch als Holbrook nach dieser begeisterten Aufzählung bedrückt schwieg, fragte er ihn: »Warum kommen Sie nicht auch mit? Ich möchte eine kleine Gesellschaft auf meinen Landsitz in den Adirondacks einladen.«

»Versetzen Sie sich doch in meine Lage, Mr. Stone«, erwiderte Bill. »Solche Vergnügungsreisen sind nur für reiche Leute. Mir und meinesgleichen muß der Westpark genügen ...«

»Nein, wirklich, warum wollen Sie eigentlich nicht mitkommen, Mr. Holbrook?« fragte Betty. »Sie waren einer der ersten, an die mein Onkel dachte.«

Gleich darauf hielt das Auto. Bullott ging ins Hotel, um nach Pawter zu fragen. Er kam rasch wieder heraus und sagte in besorgtem Ton:

»Er ist noch nicht zurück. Wie ich höre, kommt er gewöhnlich um halb zehn Uhr, jetzt ist es aber schon nach zehn.«

»Da hat er sich ja noch nicht sehr verspätet«, bemerkte Stone, »und Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.

Was versprechen Sie sich überhaupt von der Haussuchung? Angenommen, der Orden wäre in die Hände von Verbrechern gefallen – mein Bruder würde bestimmt nicht an ungesetzlichen Handlungen teilnehmen. Glauben Sie, daß Leiff noch dabei ist?«

»Ich befürchte weit mehr«, antwortete Bullott.

Er beschloß, noch eine halbe Stunde zu warten. Bill wanderte ein Stück weit die dunkle Straße hinauf. Da hörte er Schritte hinter sich, wandte sich um und erkannte Betty.

»Mr. Holbrook«, rief sie, »ich möchte Sie sprechen. Habe ich Sie irgendwie beleidigt?«

»Mich beleidigt?« fragte Bill erstaunt. »Wieso, Miss Carew?«

»Sie sind nicht mehr so freundlich zu mir, so – zurückhaltend. Ich erinnere mich, daß ich vor nicht sehr langer Zeit noch einen Umweg machte, um Ihnen nicht begegnen zu müssen. Aber das ist vorbei. Wirklich, sind Sie mir böse?«

»Warum sollte ich?«

»Warum wollen Sie nicht mit nach Amerika kommen? Mein Onkel hätte Sie sehr gern eingeladen, aber ich habe ihn damals davon abgehalten.« Sie ging jetzt neben ihm. »Wissen Sie, Mr. Holbrook, ich fürchtete mich vor Ihnen. Da war erst diese schreckliche Schaufenstergeschichte, und ich sagte zu Clive ...«

»Wollen wir nicht Lord Lowbridge aus dem Spiel lassen?« unterbrach er sie gereizt.

Sie schwieg einen Augenblick.

»Sie mögen Lord Lowbridge nicht? Warum?«

»Ich weiß es nicht. Er gefällt mir sogar sehr. Aber – was soll ich von einem Mann halten, der die Vollkommenheit

selbst ist?«

»Sie sind eifersüchtig!«

»Eifersüchtig? Wie meinen Sie das? Warum sollte ich eifersüchtig sein?«

»Sie sind eifersüchtig«, wiederholte sie. »Mr. Holbrook, Sie sind im Begriff, sich zu verlieben, und das sollten Sie nicht!«

»Warum nicht? Natürlich, ich weiß, Sie sind furchtbar reich und in einen andern Mann verliebt, aber Sie können mich nicht hindern, Sie zu lieben, wenn es mir paßt.«

»Wenn ich aber verheiratet bin?« warf sie ein.

Er blieb wie angewurzelt stehen.

»Mit Lowbridge?« fragte er, und seine eigene Stimme klang ihm fremd.

»Nein, mit Dr. Laffin. Ich denke, es ist gut, wenn Sie es wissen. Ich bin insofern verheiratet, als ich vor dem Beamten auf dem Standesamt meine Unterschrift gegeben habe. Ich weiß nicht, warum Laffin es wollte – das heißt, doch, ich kenne den Grund.«

»Und – weiß es Ihr Onkel?«

»Nein, und ich möchte auch nicht, daß er es schon jetzt erfährt.«

Sie näherten sich wieder dem Hotel. Da blieb er stehen.

»Nehmen wir an, Sie wären nicht verheiratet –«, begann er, und es bereitete ihm einige Mühe, die nachfolgende Frage über die Lippen zu bringen, »wie, glauben Sie, wären dann Ihre Gefühle, ich meine, Lowbridge oder – mir gegenüber?«

»Kommen Sie«, sagte sie, »ich glaube, der Inspektor hat gerufen.«

Aber er rührte sich nicht von der Stelle.

»Wen würden Sie wohl ...«

»Beide, beide gleich!« rief sie leichthin. Dann schob sie ihren Arm unter den seinen. »Ich werde Clive niemals heiraten.«

## 31

Der kleine Raum, in dem Pawter sich befand, hatte zwei Türen. Trotz den Fesseln an seinen Beinen gelang es dem Gefangenen, zu beiden zu humpeln. Wie nicht anders erwartet, fand er sie versperrt. Bald darauf hörte er, wie Riegel zurückgeschoben wurden. Die eine Tür öffnete sich, der Mann im Purpur trat ein und stellte eine Laterne mit einer Kerze auf den Boden. Daneben legte er eine Metalldose. Er öffnete sie und entnahm ihr eine kleine Spirituslampe und eine Brennschere. Pawter lief es kalt über den Rücken, als er die Vorbereitungen verfolgte.

Ein Streichholz flammte auf. Der Docht wurde entzündet und die Brennschere auf zwei aufklappbare Backen gelegt. Die bläulich leuchtende Flamme leckte um den Stahl.

»Es wird einige Zeit dauern, bis das Eisen heiß genug ist«, sagte der Mann gedämpft, »währenddessen können Sie sich's noch einmal überlegen. Eine ganz gewöhnliche Brennschere, wie sie die Damen verwenden, erfüllt den Zweck vollkommen, wenn ich damit Ihre Augenlider berühre ... Wahrscheinlich können Sie sich gar nicht vorstellen, was Schmerz wirklich heißt.«

»Ich kann mir eine Menge Dinge vorstellen«, erwiderte Pawter, »nur das eine nicht, daß ich mich an einem gemeinen Betrug beteilige, wie Sie ihn vorhaben.«

»Sie sind ein Narr, Pawter! Ich zahle Ihnen eine

ansehnliche Summe und bin bereit, die Zahlung halbjährlich zu wiederholen, wenn Sie mir den kleinen Dienst erweisen. Sie könnten in wenigen Jahren ein reicher Mann sein.«

»Ich bin bereits ein reicher Mann«, sagte Pawter.

Beide schwiegen eine Weile.

»Jetzt ist sie schön heiß ...«

Pawter beobachtete, wie die Brennschere aufgenommen wurde. Er schreckte nicht zurück, als sie sich langsam seinem Gesicht näherte.

Bum, bum, bum!

Jemand klopfte wuchtig an die Tür. Der Rotviolette fuhr herum.

»Wer da?« rief er.

Bum, bum, bum!

»Wer ist draußen?« brüllte er aufgeregt.

»Aufmachen! Im Namen des Gesetzes – aufmachen!« Gleich darauf folgte der Befehl: »Aufbrechen!«

Es war Inspektor Bullotts Stimme. Pawter hatte sie gleich erkannt und erleichtert aufgeatmet.

Die Tür erzitterte unter einem heftigen Schlag. Der falsche Großprior stand einen Moment wie gelähmt da, dann hob er die Laterne und blies das Licht aus. Pawter vernahm mehrere Geräusche fast gleichzeitig – das Knirschen eines sich drehenden Schlüssels im Schloß, Poltern, Krachen, Kreischen von Türangeln, das Zuschlagen einer Tür und wiederum Schlüsselknirschen.

Sein Peiniger war bereits durch die Hintertür entwichen, als Bullott hereinstürzte.

»Wo ist er?« fragte er atemlos.

Pawter wies mit dem Kopf nach der zweiten Tür.



»Ist ein Schlüssel da?« schrie Bullott ärgerlich.

Blackwood trat mit ungewöhnlich blassem Gesicht, einen Schlüsselbund in der Hand, ein. Doch fünf Minuten vergingen, bis die Tür aufgeschlossen war. Dahinter lag ein Gang, der, wie der Inspektor bald feststellte, zur kleinen Pforte in der Mauer führte, durch die die Prioren aus und ein zu gehen pflegten. Sie stand offen. Von dem Flüchtigen war nichts mehr zu sehen. Eine Verfolgung war aussichtslos, weil man in der Dunkelheit ein Bataillon gebraucht hätte, um das Ödland abzusuchen.

Der Inspektor kehrte um und verhörte die Prioren. Er mußte sich eingestehen, daß er eine Schlappe erlitten hatte. Pawter hatte sich wieder in die beiden Zimmer begeben, in die er bei seinem Eintreffen geführt worden war. Hier suchte ihn Bullott auf.

»Erkannten Sie die Stimme des angeblichen Großpriors?«

»Das nicht. Aber ich könnte beschwören, daß es nicht die Leiff Stones war.«

»Ich weiß nicht, welche Maßnahmen das Innenministerium treffen wird, nachdem wir die Machenschaften bei der Ziehung festgestellt haben. Aber ich schlage vor, daß Sie bis zur behördlichen Entscheidung die Geschäfte des Großpriors übernehmen.«

Pawter sträubte sich keinen Augenblick.

»Ich glaube kaum, daß der Kerl nochmals zurückkommen wird. Was die Geschäftsführung des Ordens anbelangt, bin ich ohnehin durch eine schriftliche Vollmacht Mr. Stones ermächtigt, seine Stelle einzunehmen, falls ihm etwas zustößen sollte.«

Bullott ließ alle Räume des Hauses durchstöbern, ohne etwas Bemerkenswertes zu finden. Auch Blackwood wurde noch einmal verhört. Er bestätigte, daß Betty in der

Nacht vom vergangenen Dienstag in die Kapelle gebracht worden war. Man habe jedoch nicht die Haupteinfahrt benützt, und so wußte er nichts Näheres darüber auszusagen. Die Prioren wiederum behaupteten steif und fest, daß sie aus freien Stücken gekommen sei. Der Irrtum war verständlich, da sie anscheinend allein zu dem Stuhl geschritten war.

Gegen ein Uhr nachts trat Bullott unverrichteterdinge den Rückweg an. Pawter, der das Polizeiaufgebot begleitete, machte ihn auf den Kellner des Landgasthauses aufmerksam, der das Häuschen am Moor bewohnte. Der Mann erschrak gewaltig, als er so spät herausgeklopft wurde, beruhigte sich aber rasch, als ihm Pawter erklärte, worum es ging.

»Vor etwa anderthalb Stunden«, erzählte er, »ist ein großer schwarzer Wagen vorbeigekommen, der so schnell fuhr, daß ich mir noch dachte, er würde die Kurve nicht schaffen. Und tatsächlich muß er auch einen kleinen Unfall gehabt haben, denn ich hörte plötzlich die Bremsen kreischen und gleich darauf einen dumpfen Ton wie von einem Anprall.«

Dort, wo die Straße eine scharfe Biegung machte, fand Bullott an der gemauerten Böschung Spuren, die verrieten, daß hier der Wagen aufgefahren sein mußte.

»Aber das kann sie nicht ernstlich aufgehalten haben«, sagte der Inspektor nach genauem Augenschein. »Ich nehme jedenfalls an, daß es sich nicht nur um einen einzigen handelte ...«

Eine Polizeistreife, der die Beamten etwas später begegneten, hatte den schwarzen Wagen auch gesehen.

»War keine Nummer zu erkennen?« fragte Bullott.

»Nein, Sir. Soviel ich sehen konnte, hatte der Wagen gar kein Schlußlicht. Er scheint Richtung Exeter gefahren zu

sein.«

Bullott ging ans nächste Telefon, konnte aber keine Verbindung mit Exeter bekommen. Die Telefondrähte, die längs der Straße verliefen, waren durchschnitten worden.

## 32

Anderntags erhielt Bullott um elf Uhr vormittags die Meldung, Dr. Laffin sei eingetroffen. Die sein Haus bewachenden Detektive hatten ihn ankommen sehen. Doch schon bevor der Inspektor zur Stelle war, pochte William Holbrook ans Haustor. Das Dienstmädchen öffnete ihm. Er drängte sich kurzerhand in die Halle vor, ging auf das Arbeitszimmer des Hausherrn zu, riß die Tür auf und trat ein. Der Raum war wie gewöhnlich verdunkelt. Einzig auf dem Schreibtisch brannte eine Kerze. Joshua Laffin war nicht zu sehen.

»Ich dachte, er sei hier«, sagte das Mädchen verdutzt. »Er wird in sein Schlafzimmer hinaufgegangen sein. Ich will gleich nachsehen.«

Sie kam nach wenigen Minuten mit der Nachricht zurück, daß der Doktor im ganzen Haus nicht zu finden sei.

Während Bill noch in der Halle wartete, öffnete sich die Küchentür, und eine ältere Frau in einem abgetragenen Mantel, eine Milchkanne in der Hand, trat heraus, verließ das Haus durch den Seiteneingang und humpelte über den Gartenweg auf die Straße hinaus. Es war offenbar die Köchin.

Bill warf einen Blick auf die Straße. Vor dem Haus gingen die beiden Detektive auf und ab. Als das

Hausmädchen durch die Halle kam, fragte Holbrook:

»Ist der Doktor erst heute zurückgekommen?«

»Ja, etwas nach zehn Uhr, Sir. Ich erzählte es ihm gleich – wegen der Polizei ...«

»Polizei? Wie kommen Sie darauf?«

»Die ganze Nacht und den ganzen Morgen haben zwei Männer das Haus umstellt. Ich wurde so nervös, daß ich am liebsten zu meiner Mutter nach Hause gefahren wäre.«

»Warum nur? Sie haben doch Gesellschaft – die Köchin ist ja auch noch da.«

»Köchin, Sir? Wir haben keine Köchin im Haus. Ich besorge die Küche ganz allein.«

»Ja – wer ist dann aber die ältere Frau in der Küche?«

»Es ist keine ältere Frau da, Sir. Einmal in der Woche kommt eine Aufwartefrau zur Aushilfe, aber heute ist nicht ihr Tag.«

Ein plötzlicher Verdacht schoß Bill durch den Kopf. Er rannte auf die Straße hinaus und starrte in die Richtung, die die alte Frau eingeschlagen hatte.

In diesem Augenblick traf Bullott ein, dem er sofort berichtete, was er erlebt hatte.

»Das war bestimmt Laffin selbst«, meinte der Inspektor nicht ohne Bitterkeit. »Er ist uns in die Falle gegangen, aber wir waren zu dumm, sie rechtzeitig zu schließen.«

Er rief die beiden Wachtposten herein und gab ihnen Weisungen. Zehn Minuten später war ganz Westlondon alarmiert. Die Polizei hielt nach einer alten Frau mit einer Milchkanne und einem Schlüssel in der Hand Ausschau.

Auf dem Rückweg ließ Bullott bei Lord Lowbridge halten. Clive machte ein ernstes Gesicht, als er die Neuigkeiten erfuhr.

»Ach was, Unsinn!« rief er, als er vernahm, Laffin werde wegen Giftmordes an seinem Onkel verfolgt. »Mein Onkel ist eines ganz natürlichen Todes gestorben.«

»Wer hat denn den Totenschein ausgestellt?«

»Natürlich der Hausarzt, Dr. Laffin. Daran habe ich freilich noch nie gedacht. Aber es ist trotzdem ein Wahnsinn, ihn zu verdächtigen. Welchen Nutzen hätte er denn aus dem Tod meines Onkels ziehen können?«

»Er wollte vielleicht die Aufdeckung verhindern, daß er sich durch Betrug in den Besitz eines Landgutes Ihres Onkels gesetzt hatte – durch irgendwelche Manipulationen erreichte er, daß es auf seinen Namen überschrieben wurde. Denn Ihr Onkel wäre mit der Zeit sicher draufgekommen. Sie wissen vermutlich nicht, daß Laffin zu nicht geringem Teil an Ihren elenden Vermögensverhältnissen schuld ist.«

Das Kinn Clives sank auf die Brust hinab.

»Unglaublich, unglaublich –«, murmelte er. »Ich habe Laffin nie besonders geliebt, aber ich glaubte stets, ihm viel Dank zu schulden, und den hätte ich auch abzutragen versucht, wenn mir eine bedeutende Erbschaft zugefallen wäre.«

»Hat er Sie nicht auch in den Orden der Stolzen Söhne von Ragusa eingeführt?«

Clive Lowbridge lachte auf.

»Nein, das ist ihm denn doch nicht gelungen – obgleich er es an Bemühungen nicht hat fehlen lassen.«

Bill war noch in seinem Zimmer, als am nächsten Morgen Bullott hereingeplatzt kam.

»Ich weiß eine Neuigkeit, die Sie über alle Maßen interessieren wird, Holbrook! Wir erhielten gestern nacht noch eine Meldung, nach der drei Personen in dem schwarzen Wagen gesichtet wurden. Es ist mir gelungen, festzustellen, wer es war. Am Lenkrad saß ein großer Mann, der nicht zu erkennen war, weil er eine mächtige Schutzbrille trug, aber ich möchte wetten, daß es Kapitän Harvey Hale war, ein vorbestrafter, übelbeleumdeter Mensch. Der zweite war natürlich Joshua Laffin ...«

»Und der dritte?« fiel Bill ungeduldig ein.

»Na, raten Sie mal!«

»Doch nicht Toby Marsh?« entfuhr es Holbrook.

»Toby Marsh und kein anderer. Ich war in seiner Wohnung, um volle Gewißheit zu erlangen. Er hat sich seit der vorletzten Nacht dort nicht mehr sehen lassen. Er fuhr mit Laffin. Ein Polizist in Bath hat die beiden erkannt, als sie das Auto im Hudson Hotel einstellten.«

»Also wirklich Toby Marsh!« rief Holbrook aus.

»Jawohl! Und wenn ich mich von ihm nasführen ließ, so ist es meine eigene Schuld. Jetzt, da es zu spät ist, habe ich entdeckt, daß Laffin und Marsh alte Bekannte sind. Marsh ist nur einmal verurteilt worden, und zwar wegen Einbruchs in Laffins Wohnung in Bath. Die Geschichte, die Toby damals zu Protokoll gab, ist höchst einfach. Laffin war wie gewöhnlich in Geldnöten, besaß jedoch einige alte Bücher und ägyptische Papyrusrollen, die er hoch versichert hatte. Marsh gab an, von ihm gebeten worden zu sein, einen Einbruch zu fingieren, um die

Auszahlung der Versicherungssumme zu erwirken. Laffin leugnete natürlich. Niemand wollte der Aussage eines Einbrechers Glauben schenken, widersprach ihm doch ein geachteter Arzt! Übrigens stellte sich heraus, daß die gestohlenen Papyri eigentlich wertlos waren. Toby wurde eingesperrt und soll geschworen haben, daß er mit dem Manne, der ihn verraten habe, schon noch einmal abrechnen werde.«

»Warum aber sollte uns Toby all die wirklich wertvollen Fingerzeige gegeben haben, wenn er mit Laffin unter einer Decke steckt?« fragte Bill.

»Vielleicht wollte er sich anfangs wirklich rächen, hat es sich aber dann anders überlegt. In der letzten Zeit hat er uns offenbar Sand in die Augen streuen wollen. Doch daran läßt sich jetzt nichts mehr ändern.« Abrupt schloß Bullott seine Geschichte mit der Frage: »Fahren Sie eigentlich mit den Stones nach Amerika?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Bill ein wenig betrübt, »da ich ja mit der Berichterstattung über den Fall Laffin betraut bin.«

»Gerade deshalb würde ich an Ihrer Stelle mitfahren«, sagte Bullott. »Ich tue es nämlich auch!«

»Sie?«

»Ja, ich habe heute morgen mit dem Chef gesprochen, und er hat entschieden, daß ich mitfahren soll. Wissen Sie eigentlich, in welcher Beziehung Miss Carew zum Doktor steht? Er hat sie geheiratet, um ihr den Mund zu schließen. Und es gibt einen schwerwiegenden Grund – besser gesagt, zwei wichtige Gründe, die ihn veranlassen dürften, ihr nach Amerika zu folgen.«

»Das mag schon sein«, sagte Bill, »aber ich bin leider in London zu fest verankert. Pips hat die Führung bei den Söhnen von Ragusa übernommen, und ich kann doch

unser Geschäft nicht zugrunde gehen lassen.«

»Trotzdem würden Sie gut daran tun, mitzukommen«, drängte Bullott.

»Wo ist eigentlich Leiff Stone?« fragte Bill unvermittelt.

»Ach ... Ich habe es nicht gewagt, Miss Stone meine Vermutung mitzuteilen.«

Der Inspektor ließ sich den ganzen Tag nicht mehr blicken. Bill schrieb einen Bericht über die Razzia in der Priorei für seine Zeitung und besprach sich mit seinem Vetter.

»Das Ministerium hat gegen den Fortbestand des Ordens nichts einzuwenden«, berichtete Pawter, »hat aber die Bedingung gestellt, daß die Prioren nicht verummumt sein dürfen, und vermutlich wird die jetzige Form der Verlosung auch noch beanstandet werden.«

Als Bill abends in der Redaktion seiner Zeitung saß und arbeitete, teilte ihm der Lokalberichterstatte mit, daß die Leiche Tinker Lanes gefunden worden sei. Bald darauf überbrachte ihm ein Polizist die behördliche Aufforderung, sich bei der Leichenschau einzufinden.

Der Öffentlichkeit hatte man bereits kurz bekanntgegeben, daß der Arzt Dr. Laffin wegen Mordes verfolgt werde, und eine Belohnung auf seine Ergreifung ausgesetzt. Alle Häfen und Bahnhöfe wurden auf das strengste überwacht. Doch Laffin blieb verschwunden. Ein Taxilenker hatte zwar ausgesagt, daß er eine alte Frau mit einer Milchkanne auf der Straße aufgenommen und in ein nahes Krankenhaus gefahren habe, aber weiter ließ sich diese Spur nicht verfolgen.

Es war elf Uhr nachts. Bill hatte eben sein letztes Manuskriptblatt in die Setzerei hinuntergeschickt und sich mit steifen Gliedern erhoben, um nach Hause zu gehen, als ihm der Portier meldete, eine Dame wünsche ihn zu



sprechen. Sein Herz pochte rascher.

»Wer ist die Dame?« fragte er.

»Miss La Florette, Sir.«

Florette! Die hatte er vollkommen vergessen.

»Schicken Sie die Dame herauf!«

La Florette befand sich in einer erbarmungswürdigen Gemütsverfassung. Sie, die sonst Stunden täglich darauf verwendete, die unerbittlichen Spuren des Alters zu übermalen, war überhaupt nicht geschminkt. Ihr eingefallenes Gesicht und die dunklen Ringe unter den Augen verrieten deutlich, welche Sorgen ihr der Verrat Laffins bereitete.

»Ist der Teufel schon verhaftet worden?« war ihre erste Frage. »Oh, Mr. Holbrook, ist das nicht eine fürchterliche Geschichte? Ich habe von ihm nur fünfzig Pfund bekommen, obschon er mir versprochen hat, am Morgen nach dem großen Empfang einen Scheck zu senden und alles in Ordnung zu bringen! Nun werde ich mindestens hundert aus eigener Tasche dazulegen müssen, um die Lieferanten zu beruhigen. Und van Campe glaubte zuerst, die Sache würde Reklame für mich machen. Aber dann durfte nicht eine Zeile in die Zeitungen kommen! Was soll ich bloß tun?«

»Wenn Sie sich setzen und mir alles ruhig erzählen, werde ich Ihnen vielleicht helfen können – allerdings nur, was die Reklame anbelangt.«

»Nein, nein, für eine Reklame dieser Art bedanke ich mich schön!« schrie sie auf. »Es darf niemand erfahren, daß es nicht mein eigenes Haus war, und daß jemand anders für mich die Rechnungen bezahlte – oder bezahlen wollte! Das würde mich beruflich zugrunde richten, Mr. Holbrook. Ich bin ruiniert, vollkommen ruiniert!«

Angesichts einer brillantenbesetzten Armbanduhr, einer großen Perlenkette und der prächtigen Ringe, die sie trug, brachte Bill nicht das rechte Mitleid auf.

»Sie wissen doch, daß es gar nicht mein Haus war? Laffin hatte es gemietet, weil er einiges aus Sir Richard Paxton, der ein großes Tier im Finanzministerium ist, herauslocken wollte. Ich habe allerdings nicht ganz begriffen, worum es ihm im Grunde genommen ging. Er wollte einiges über die Kriegsschulden wissen. Anscheinend sind wir Amerika einen Haufen Geld schuldig.«

»Das haben Sie jetzt erst entdeckt?« fragte er spöttisch.

»Woher sollte ich es auch wissen?« erwiderte sie ungnädig.

»Jedenfalls sind wir den Amerikanern viel Geld schuldig, und das muß nun in halbjährlichen Raten gezahlt werden. Laffin wollte wissen, wann die nächste Rate geleistet würde. Er behauptete, die britische Regierung hätte Dollars angekauft, und nun lag ihm daran, zu erfahren, ob die Zahlung in Papier oder Gold erfolgen werde. Sie glauben gar nicht, wie schwierig es ist, so etwas herauszubekommen. Diese Herren von der Regierung tun alle so wichtig und wollen nie von ihren Geschäften reden. Aber Sir Richard hat wirklich eine Schwäche für mich – er ist ein wenig verschossen in mich ...«

Bill war ganz Ohr. Der Schleier des Geheimnisses, das über dem Palais am Portland Place gelegen hatte, schien sich lüften zu wollen.

»Er hat mir also schließlich doch anvertraut, daß die Zahlung in Banknoten geleistet und die Sendung am neunundzwanzigsten Juli abgehen wird, und zwar mit der – mit der ... Ich kann mir die Namen von Schiffen nie merken ...«

»Vielleicht mit der ›Escorial?« half Bill nach.

»So ist's! So heißt der Dampfer ... Fünfzig Millionen Dollar! Ist es nicht jammerschade, all das schöne Geld nach Amerika zu schicken?« Sie stöhnte bei dem Gedanken an diese Riesensumme.

»Und bei mir warten zwanzig Geschäftsleute im Stiegenhaus mit ihren Forderungen. Der Kerl verdient allein schon für das, was er mir angetan hat, zwanzig Jahre Zuchthaus. Besteht eigentlich eine Hoffnung, daß er erwischt wird?«

»Die Polizei tut ihr möglichstes.«

»Hat er Vermögen?« fragte sie weiter. »Glauben Sie, daß er mir einen Scheck ausstellen könnte, wenn er verhaftet würde? Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, und auch meine arme Mutter ist fürchterlich aufgeregt, weil ihr Zimmerherr auf und davon ist und die Polizei schon eine Haussuchung bei ihr vorgenommen hat. Ich fürchte, ich werde noch verrückt, wenn nicht bald etwas geschieht.«

»Einen Augenblick –« unterbrach Bill ihr Gejammer. »Haben Sie Dr. Laffin alles mitgeteilt, was Sir Richard Paxton Ihnen über die Geldsendung nach Amerika erzählt hat?«

»Natürlich – gleich Sonntag nacht, nachdem ich mit Sir Richard gesprochen hatte. Das war doch nichts Unrechtes, nicht wahr?«

Ihre Stimme klang beunruhigt.

»Ich weiß nicht, wie die Polizei die Sache auffassen wird.«

Bill wollte sie so schnell als möglich loswerden. Er versprach, sie sogleich von Laffins Verhaftung zu verständigen. Fünf Minuten, nachdem sie endlich

davongerauscht war, verließ auch er das Büro. Da er das Bedürfnis hatte, sich ein wenig Bewegung zu verschaffen, ging er zu Fuß.

Er schlenderte über den immer noch belebten Strand zum Admiralty Arch und bog in die Mall ein. Dort herrschte nur noch wenig Verkehr, und Fußgängern begegnete er kaum. Er holte einen Mann ein, der langsam Richtung Buckingham Palace ging. Irgend etwas in Gang und Haltung des Mannes kam ihm bekannt vor, aber es wäre ihm trotzdem nicht eingefallen, ihm im Vorübergehen ins Gesicht zu sehen, wenn der Fremde nicht in diesem Moment gehustet hätte. Bills Kopf schnellte zur Seite, und er besah sich den Mann genauer. Einen Augenblick noch blieb er im Zweifel über das gelbe Gesicht, den kurzgestutzten schwarzen Bart und die Hornbrille.

»Was wünschen Sie?« fragte der andere ungehalten.

Das war ungeschickt von ihm, denn Bill erkannte die Stimme sofort und warf sich auf ihn.

»Hab' ich Sie, Laffin!« rief er triumphierend.

Während er ihn mit der einen Hand am Rock hielt, riß er ihm mit der andern den falschen Bart ab. Der Doktor stieß einen leisen Schmerzensschrei aus. Ein Hieb traf Bills Gesicht, daß er ein wenig zurücktaumelte. Doch bevor Laffin davonlaufen konnte, hatte ihn Holbrook wieder gepackt. Die beiden rangen verzweifelt miteinander, da näherte sich aus der St. James Street ein Polizist.

Laffin kämpfte wie eine Katze, schlug wild um sich und versetzte Bill einige schmerzhaft Hiebe. Als dann schließlich der Polizist zur Stelle war und Bill sich seiner Beute sicher wähnte, ereignete sich ein Mißverständnis, das die peinlichsten Folgen haben sollte.

Laffins Faust hatte Holbrook eben auf den Mund

getroffen, und dieser führte einen wilden Gegenhieb. Laffin bückte sich, Bills Faust fuhr über seine Schultern hinweg und traf den Polizisten unters Kinn, so daß dieser zu Boden fiel. Er war jedoch im nächsten Augenblick wieder auf den Beinen, riß die Kämpfenden auseinander, schleuderte den Doktor gegen das Parkgeländer und packte Bill mit einem Griff, aus dem es kein Entrinnen gab.

»Nehmen Sie diesen Mann fest! Schnell! Es ist Laffin!«

»Ich werde mich mit Ihnen begnügen«, antwortete der Beamte unwirsch, indem er ihn umdrehte. »Kommen Sie ein Stückchen mit mir!«

»Mensch, Mensch, fassen Sie doch den Mann!« brüllte Bill atemlos, als er sah, wie Laffin mit Windeseile davonlief. »Er wird wegen Mordes gesucht!«

»Ich werde Sie schon lehren, mich niederzuschlagen!« zischte der beleidigte Polizist.

»Es war doch nur ein Versehen, daß ich Sie traf, Sie Narr!« rief Bill gereizt, wodurch er seine Lage nur noch verschlimmerte. »Versuchen Sie doch, den Mann einzuholen. Ich sage Ihnen, es ist Laffin!«

»Ich kümmere mich nicht um Laffin. Den Trick kenne ich schon lange ...«

Es blieb Bill Holbrook nichts anderes übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben. Er wurde in eine Art Drahtkäfig gesperrt und mußte die Fragen des diensthabenden Wachtmeisters beantworten. Schließlich bat er, Inspektor Bullott anrufen zu dürfen.

»Er ist ein persönlicher Freund von mir. Und ich sage Ihnen, der Mann, den der Polizist entwischen ließ, ist der Mörder Joshua Laffin gewesen.«

Der Wachtmeister musterte ihn über seine Brille hinweg.

»Wirklich?« sagte er mit übertriebener Höflichkeit.

»Wollen Sie mich nicht wenigstens mit der Redaktion meiner Zeitung telefonieren lassen? Wahrscheinlich werden Sie morgen früh die Geschichte nicht mehr so spaßig finden.«

Die Entdeckung, daß der Verhaftete mit einer Zeitung in Verbindung stand, hatte weit mehr Wirkung als die Erwähnung seiner Freundschaft mit dem Kriminalinspektor. Der Wachtmeister ließ ihn endlich an den Apparat. Zu Holbrooks Unglück kannte ihn aber niemand vom Nachtpersonal der Zeitung, und die Redakteure waren alle schon längst nach Hause gegangen. Als er dann auch noch Bullott anrief, erfuhr er, daß er gar nicht zu Hause war.

Er mußte also die Nacht in der Zelle auf der Polizeiwache zubringen und wurde erst um zehn Uhr vormittags dem Polizeirichter vorgeführt, der ihn wegen ordnungswidrigen Benehmens auf der Straße und tätlicher Beleidigung eines Beamten zu einer kleinen Geldstrafe verurteilte. Nachdem diese Amtshandlung vorüber war, lief Bill auf die Straße.

Ein Taxi brachte ihn zu seiner Wohnung. Die Haushälterin war damit beschäftigt, den Flur zu reinigen.

»Mr. Bullott?« wiederholte sie erstaunt auf seine Frage.  
»Der ist doch abgereist.«

»Abgereist? Wohin?«

»Nach Amerika, Sir. Er hat sich heute morgen eingeschifft.«

»Ist denn heute Samstag?«

Bill erschrak gewaltig, als ihm dies zum Bewußtsein kam.

»Freilich«, antwortete die Haushälterin. »Mr. Bullott war

sehr beunruhigt, als Sie nicht nach Hause kamen. Er hat einen Brief für Sie hinterlassen.«

Bill flog die Treppe hinauf und riß das Schreiben auf. Es war sehr kurz, aber vielsagend:

›Wenn es Ihnen irgendwie möglich ist, die Escorial noch zu erreichen, so kommen Sie unbedingt. Es wird sich allerhand ereignen.‹

Die Mitteilung trug weder Datum noch Unterschrift und war in höchster Eile mit Bleistift hingeworfen worden. Sollte Bullott wissen, daß der hohe Beamte des Finanzministeriums aus der Schule geschwätzt hatte und daß die ›Escorial‹ fünfzig Millionen Dollar in Noten mitführte? In Bills Kopf drehte sich alles. Er setzte sich hin und versuchte folgerichtig zu denken.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. Es war elf. Daß am Samstag um diese Zeit niemand in der Redaktion sein würde, war ihm klar, aber er wußte, wie er den Herausgeber erreichen konnte, und fünf Minuten später hatte er ihn schon am Telefon. Er berichtete ihm alles, was sich zugetragen hatte. Der Verleger kam zu einem raschen Entschluß.

›Ich bestelle durch Funkspruch einen Platz auf der ›Escorial‹ für Sie. Wann geht denn der Dampfer in See?‹

›Um Mittag – in weniger als einer Stunde.‹

›Dann müssen Sie ihm einfach nachfliegen. Nehmen Sie ein Auto für die Fahrt nach Southampton. Ich werde die Luftreederei verständigen, daß sie dort eine Maschine zum Flug nach Cherbourg bereithält. Die ›Escorial‹ wird Cherbourg nicht vor sechs Uhr abends verlassen, so daß Sie sie noch ganz gut erreichen können. Haben Sie

übrigens Geld genug?«

»Das nicht, Sir«, antwortete Bill sofort.

»Gut, dann werde ich Ihnen den Kassierer mit einem Reisevorschuß nachsenden. Er wird sie beim Flugplatz erwarten.«

Bill hängte den Hörer ein, stürzte in sein Zimmer und packte ein, was ihm in die Hände kam, während die Haushälterin ein Taxi holen ging.

Um halb drei Uhr kam er in Southampton an, wo er erfuhr, daß die »Escorial« den Hafen fahrplanmäßig um Mittag verlassen hatte und um sechs Uhr abends in Cherbourg einlaufen werde. Er brauchte lange, um den Ankerplatz für Wasserflugzeuge zu finden. Der Kassierer wartete bereits auf ihn. Es war fast fünf Uhr, als er die kleine Maschine bestieg, die sich sofort in Bewegung setzte, um nach kurzem Anlauf die Wasserfläche zu verlassen und sich steil emporzuschrauben. Der Flug ging anfangs glatt vonstatten. Aber auf halbem Weg versagte die Zündung, so daß der Pilot gezwungen war, niederzugehen, was bei der ruhigen See keine Schwierigkeiten bereitete. Es dauerte immerhin eine halbe Stunde, bis der Fehler behoben war. Schließlich erhob sich das Flugzeug wieder in die Lüfte, und um halb sieben Uhr sichteten sie die Küste Frankreichs, bald darauf auch den mächtigen Rumpf der »Escorial« mit den vier riesigen Schloten. Schon aus der Luft erkannte Bill jedoch, daß der Dampfer im Begriff war, auszulaufen. Im Sturzflug ging die Maschine nieder, um wenige Meter vom Schiff entfernt aufzusetzen. Das Fallreep wurde bereits gehievt, doch lag noch ein kleiner Schlepper längsseits.

Bill schwang sich auf den Schwimmkörper des Flugzeugs und erklimm mit Mühe den Schlepper. An Bord des Dampfers hatte man ihn offenbar erwartet, denn



es wurde sogleich eine Jakobsleiter herabgelassen. Er kletterte vorsichtig die entsetzlich schwankende Strickleiter hinauf zum Promenadendeck, wo er von hilfreichen Seemannshänden an Bord gezogen wurde.

Erst als er auf Deck stand, fiel ihm ein, daß er sein ganzes Gepäck auf dem Flugzeug gelassen hatte, aber das Bewußtsein, auf dem gleichen Schiff mit Betty zu sein, entschädigte ihn für jeden materiellen Verlust.

»Das haben Sie gut gemacht!«

Bill blickte sich um und ergriff Bullotts Hand.

»Der Zahlmeister sagte mir, daß Sie durch Funkspruch eine Kabine bestellt hätten, aber wir hatten die Hoffnung schon aufgegeben, daß Sie uns erreichen würden.«

Sie gingen zusammen ins Büro des Zahlmeisters, wo Bill seine Fahrkarte in Empfang nahm. Man wies ihm eine kleine Kabine auf einem der oberen Decks an. Ausführlicher, als es sonst seine Art war, erzählte er dann die Geschichte von La Florettes Besuch und seinem Mißgeschick.

»Sind Sie überzeugt, daß es Laffin war?«

»Vollkommen. Ich erkannte ihn trotz des Bartes.«

Bullott zog an seiner Zigarre und blickte vor sich hin.

»Das Geld ist übrigens wirklich an Bord und der Kapitän und seine Offiziere wissen, daß möglicherweise ein Überfall geplant ist.«

»Ist der Raum schwer zugänglich?« fragte Bill.

»Nein. Das heißt, der eigentliche Tresorraum befindet sich unten im Schiffsaum. Aber da es sich um Papiergeld handelt, hält man den Kassenraum in der Wohnung des Zahlmeisters für den besten Aufbewahrungsort. Dort steht Tag und Nacht ein Doppelposten Wache.«

»Gibt es unter den Fahrgästen verdächtige Individuen?«

»Das läßt sich schwer sagen«, meinte Bullott. »Da es in der ersten und zweiten Klasse nicht weniger als elfhundert gutgekleidete Fahrgäste gibt, ist es schon möglich, daß sich etliche darunter finden, die nicht gerade lupenrein sind. Wie auf jeder Linie arbeiten einige Falschspieler auf dem Schiff, aber das soll die Sorge der Schiffspolizei sein, für uns sind diese Leute vollkommen ungefährlich.«

Bill sah sich ein wenig auf dem Schiff um, das heißt, vor allem forschte er nach Betty, bekam sie aber nirgends zu Gesicht.

### 34

Lambert Stones begeisterte Beschreibung des Dampfers war nicht übertrieben gewesen. Die »Escorial« war das luxuriöseste Schiff, das je den Ozean befahren hatte. Die viel gebrauchte Bezeichnung »schwimmender Palast« hatte seine volle Berechtigung. Alles war vorhanden, die modernsten Einrichtungen, ein säulengeschmücktes Schwimmbad, zehn elektrische Aufzüge von einem Deck zum andern, Salons, Spiel- und Sporthallen, ein riesiger Gesellschaftsraum mit prachtvollen Gobelins.

Viele der neuen Fahrgäste hatten ihre Liegestühle auf dem geräumigen Deck ausfindig gemacht, da das Hornsignal zum Abendessen noch nicht erfolgt war.

Im Rauchsalon stieß Bill auf Lord Lowbridge, der es sich auf einem Ecksofa bequem gemacht hatte.

»Was für eine angenehme Überraschung, Mr. Holbrook! Wann sind Sie an Bord gekommen? Ich habe Sie in Southampton nicht gesehen. Sie waren doch nicht etwa der Verrückte, der mit einem Flugzeug in Cherbourg ankam?«

»Doch, das war ich.«

»Ich habe Sie beim Niedergehen beobachtet und mich gewundert, daß Sie nicht ertrunken sind. Was gibt es Neues in London? Haben Sie etwas von Laffin gehört?«

»Ich sah ihn gestern abend, und die Folge war, daß ich die Nacht in der Zelle einer Polizeiwache verbringen und ein halbes Pfund Buße zahlen mußte, weil ich einem Polizisten unters Kinn boxte.«

Clive stellte keine weiteren Fragen.

»Ich kann fast nicht glauben«, meinte er ernst, »daß Laffin solch ein Lump ist. Ich bin froh, wegzukommen und mit der Sache nichts mehr zu tun zu haben. Ich mag nicht einmal daran denken. Anscheinend glaubt nur noch Benson an den Doktor.«

»Benson? Meinen Sie Ihren Diener?«

»Ja, ich habe ihn mitgenommen. Er wollte mich nicht verlassen, bot mir sogar an, die Fahrkarte selbst zu bezahlen. Ich bin eigentlich froh, ihn bei mir zu haben, denn ich bin nicht sehr seefest.«

»Benson glaubt an Laffin?«

Clive zuckte die Achseln.

»Benson ist ein Mann von bewundernswerter Zurückhaltung in der Beurteilung von Menschen. Er meint, daß niemand ganz so schwarz sei, wie er gemalt wird.«

Er warf einen prüfenden Blick auf Holbrooks Anzug. Wie gewöhnlich war die Kleidung des Reporters etwas merkwürdig zusammengestellt. Als Bill sich dieser Musterung bewußt wurde, sagte er lachend:

»Sie werden sich an diese Ausrüstung gewöhnen müssen, Lord Lowbridge! Ich habe keine Kleider mitgebracht. Mein Gepäck ist auf dem Flugzeug geblieben.«

Doch kaum war Bill in seiner Kabine angekommen, kam ihm unerwartet Bullott zu Hilfe. Er brachte ihm einen Abendanzug, den er, wie er sagte, nicht zu tragen beabsichtige. Bill fand, daß er ihm vorzüglich paßte. Außerdem hatte Bullott einen überraschend großen Vorrat an Wäsche.

»Ich werde nicht zu den Mahlzeiten erscheinen, sondern essen, wann es mir beliebt«, wehrte er ab, als Bill sich sträubte, ihn seines Anzuges zu berauben. »Regelmäßige Mahlzeiten schaden meiner Gesundheit.«

Während Bill sich anzog, brachte ihm der Steward einen Brief von Mr. Stone, worin ihn dieser aufforderte, die Mahlzeiten an seinem Tisch einzunehmen. Als er dann in die wundervolle weiße Halle kam, die allem anderen eher als einem Speisesaal auf einem Schiff glich, und vom schönsten Mädchen der Welt mit einem Lächeln begrüßt wurde, war er Bullott doppelt dankbar, daß er es ihm ermöglicht hatte, anständig gekleidet erscheinen zu können. Er hatte Betty noch nie in einem Abendkleid gesehen. Ihr Anblick raubte ihm den Atem. Sie wies ihm den leeren Platz an ihrer Seite an.

»Schön, daß Sie doch noch gekommen sind, Mr. Holbrook! Und, nicht wahr, Sie werden mit mir nicht über Dr. Laffin sprechen?«

Sie unterhielten sich während des Essens über die Leute an Bord. Auf dem Schiff reisten ein heimkehrender Botschafter, drei bekannte Schriftsteller und ein Hollywoodstar.

»Und außerdem gibt es noch fünfundzwanzig Millionäre«, berichtete Betty. »Onkel Stone hat sie in der Passagierliste gezählt.«

Doch Millionäre hatten Bill Holbrook noch nie sonderlich beeindruckt. Er sah sich in dem großen

Speisesaal um. An jedem Tisch glitzerten Edelsteine. Die See war ruhig und jeder Stuhl besetzt, denn alle Passagiere hatten ihren Stolz dareingesetzt, am ersten Abend im Speisesaal zu erscheinen.

Nach dem Abendessen blieb Bill selbstverständlich an Bettys Seite. Er fuhr mit ihr zum obersten Deck hinauf. Sie musterte ihn mit einem fraulich-kritischen Blick.

»Sie sind besser angezogen denn je!«

»Aus einem guten Grund.« Bill lachte. »Ich trage den Anzug eines anderen Mannes! An Bord kam ich nur mit dem, was ich gerade anhatte. Aber fürchten Sie nichts, ich werde Ihnen keine Schande machen – das heißt, wenn Bullott es sich nicht doch noch anders überlegt.«

»Ich habe ihn, seit ich an Bord bin, nicht gesehen. Warum fährt er eigentlich nach Amerika?«

»Warum sollte er nicht?«

»Aber warum fährt er gerade mit diesem Schiff? Ich dachte, er wäre mit – mit jenem schrecklichen Mord beschäftigt. Ist die Geschichte eigentlich wahr, die Sie mir beim Dinner erzählten? Ich meine Ihren Kampf mit dem Mann im Park und Ihre Verhaftung?«

»Vollkommen wahr.«

»Wer war der Mann?«

»Ein Bekannter von mir«, versuchte Bill auszuweichen.

»Aber es muß jemand gewesen sein, den Sie hassen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie sich ohne Grund in eine Rauferei einlassen. War es der Doktor?«

Er nickte.

Sie lehnten sich an die Reling und starrten in das phosphoreszierende Wasser.

»Seit ich auf dem Schiff bin, habe ich das schreckliche Gefühl, verfolgt zu werden«, sagte sie endlich. »Ich weiß

nicht, warum, aber ich muß mich immer umsehen, ob er nicht hinter mir steht.«

»Hier auf diesem Schiff?«

»Sie kennen Laffin nicht, wie ich ihn kenne. Sie wissen nicht, wie boshaft und tollkühn er sein kann. Ich glaube wirklich, daß er auf dem Schiff ist.«

»Über diesen Punkt kann ich Sie beruhigen – Bullott hat sich jeden an Bord gehenden Passagier angesehen, der Doktor war nicht darunter.«

Sobald Bill es über sich brachte, sich von ihr zu trennen, ging er auf die Suche nach Bullott. Er fand ihn in seiner Kabine beim Studium der Passagierliste.

»Nun?« fragte er, als Holbrook eintrat.

»Miss Stone glaubt, daß der Doktor an Bord ist.«

Bullott legte die Liste weg, nahm die Brille ab und steckte sie in seine Westentasche, bevor er antwortete.

»Vielleicht hat sie recht!«

»Hier auf dem Schiff? Er wird doch kein Narr sein!«

»Das weiß ich nicht. Es klingt verrückt, nicht wahr? Doch auf diesem Schiff ist man sicherer als in London.« Bullott fuhr sich seufzend mit den Fingern durch sein spärliches Haar. »Der Tag, an dem ich diesen Fall übernahm, war für mich ein Unglückstag! Holbrook, ich bin blamiert – wenigstens wenn ...«

»Wenn was?« fragte Bill.

»Wenn ich den alten Laffin an Bord dieses Schiffes nicht finde.«

Bill setzte sich hastig auf das Sofa und starrte seinen Freund an.

»Meinen Sie im Ernst, daß Laffin hier ist?«

»Vielleicht ist er noch nicht hier, aber er wird kommen.

Wie er das anstellen wird, ahne ich allerdings nicht.«

Bill warf einen Blick auf die Uhr. Zu seiner Überraschung sah er, daß es schon elf war. Noch nie war ihm ein Abend so schnell vergangen. Er schlenderte noch ein Weilchen mit Bullott auf Deck auf und ab. Dann ging er zu Bett, griff nach einem Buch und versuchte zu lesen, ohne jedoch den Sinn erfassen zu können, denn seine Gedanken beschäftigten sich unablässig mit Laffin, Betty Stone, mit Revierzellen, dunklen Priorien und verummten Mönchen.

Schließlich drehte er das Licht aus und lag noch eine Zeitlang wach. Dann mußte er, auf dem Rücken liegend, doch eingeschlafen sein, denn er erwachte schwer atmend und setzte sich im Bett auf. Er hörte ein Geräusch – es war, als drücke jemand auf die Türklinke.

Vor dem Zubettgehen hatte er eine Stablampe in Reichweite gelegt. Er streckte die Hand danach aus, ergriff sie und ließ, als das Geräusch sich wiederholte, den Lichtstrahl aufblitzen.

Die Tür stand offen ... Das Licht fiel auf ein gelbes, boshafes Gesicht – das Gesicht Joshua Laffins!

Im Nu war Bill auf den Beinen. Der kleine Seitengang, in dem seine Kabine lag, war leer, und auch im langen Korridor konnte er niemanden entdecken. Er kehrte um, schaltete bei sich das Licht ein und stellte Beobachtungen an. Seiner Kabinentür gegenüber befand sich eine andere. Er überlegte gerade, ob er dort nicht anklopfen sollte, als ein Nachtsteward im Korridor erschien.

»Wer bewohnt diese Kabine?« fragte Bill.

»Sir John und Lady Wilford.«

»Haben Sie nicht jemanden durch den Korridor laufen sehen?«

»Nein, Sir. Hat jemand versucht, in Ihre Kabine einzudringen?«

»Jemand hat jedenfalls die Tür geöffnet.«

Der Steward trat näher und untersuchte das Schloß.

»Vielleicht hatten Sie sie nur nicht ordentlich geschlossen?«

Zweifel lag in seinem Ton. Er nahm wohl an, daß Holbrook geträumt habe.

Bill fuhr in seine alten Kleider und wollte Bullott aufsuchen. Die Kabine des Inspektors war leer, das Bett unbenutzt. Eine Wasserflasche und ein halb mit Wasser gefülltes Glas standen neben dem Bett. Mantel und Hut hingen an einem Wandhaken.

Bill ging zum Promenadendeck hinauf, wo barfüßige Matrosen mit Deckwaschen beschäftigt waren. Es dämmerte bereits, und die Morgenluft war kühl und scharf, als Bill die Treppe zum höher gelegenen Deck emporstieg. Ohne zu zögern, drang er bis zum Allerheiligsten des Schiffes, der Kommandobrücke, vor, wo ihn jedoch der Wachhabende höflich abwies.

»Vielleicht suchen Sie noch ein wenig weiter. Wenn Sie ihn trotz allem nicht finden sollten, dann kommen Sie doch nochmals zu mir, damit ich dem Kapitän Meldung erstatte.«

Bill kehrte in Bullotts Kabine zurück und begab sich darauf unverzüglich zu Stone, um ihn zu wecken.

»Was? Bullott verschwunden? Das ist doch nicht möglich! Er wird bestimmt wieder auftauchen.«

Obleich dann der Kapitän das Schiff vom Bug bis zum Heck durchsuchen ließ, war keine Spur des vermißten Inspektors zu entdecken. Bill ging bedrückt zum Frühstück hinab, und auch Betty, die die Neuigkeit von



ihrem Onkel vernommen hatte, machte ein besorgtes Gesicht. Holbrook hatte Lambert Stone gebeten, seiner Nichte nichts von der Anwesenheit Dr. Laffins an Bord zu sagen, und offenbar hatte er Wort gehalten.

## 35

Nach dem Frühstück erfuhr Bill Holbrook etwas, das ihn zutiefst beunruhigte. Bei der Treppe vor dem Speisesaal wartete der Schiffsarzt auf ihn.

»Ich möchte Sie bitten, mit mir zu kommen, Mr. Holbrook. Sie sind doch ein Freund von Mr. Bullott, nicht wahr?«

»Ein sehr guter Freund«, beeilte sich Bill zu versichern.

Der Arzt stieß die Tür zu Bullotts Kabine auf und zeigte mit dem Finger in eine Ecke. Dort lag steif und starr der Kadaver einer Katze.

»Diese Katze gehörte dem Steward, oder vielmehr der Messe der Stewards«, erklärte der Schiffsarzt. »Sie folgte aber mit Vorliebe Gibbon, dem diese Kabine zugeteilt ist, und sie scheint ihn auch heute begleitet zu haben, als er hierherkam, um aufzuräumen. Die Katze sprang aufs Bett und trank von dem Wasser hier.«

Er deutete auf das Glas, das neben der Kojе stand, wo Bill es schon in der Nacht gesehen hatte. Jetzt aber schien ihm die darin befindliche Flüssigkeit einen leichten Stich ins Bläuliche zu haben.

»Gift?« fragte er.

»Ja, doch weiß ich noch nicht, um welches Gift es sich handelt, aber es muß jedenfalls ein sehr rasch wirkendes sein. Dem Geruch nach würde ich auf Blausäure

schließen. Ich werde eine Untersuchung vornehmen. Glauben Sie, daß sich Mr. Bullott mit Selbstmordabsichten trug?«

»Bestimmt nicht. Er ist der gesündeste und vernünftigste Mensch, den man sich vorstellen kann.«

Der Steward berichtete, Bullott habe ihn gebeten, ein Glas Wasser und einen Apfel zu bringen, da er Fröhaufsteher sei.

Der Apfel war verschwunden. Holbrook öffnete den Koffer des Inspektors, doch fand sich darin nicht der geringste Anhaltspunkt für sein Verschwinden.

»Die Sache ist so merkwürdig, daß sie den Polizeidirektionen von London und New York gefunkt werden sollte«, meinte Bill, als er mit Lambert Stone zum Kapitän ging und ihm von der Anwesenheit Dr. Laffins an Bord Mitteilung machte.

»Es ist kein Laffin auf der Passagierliste«, sagte der Kapitän, »und auch sonst ist mir niemand bekannt, der Laffin sein könnte.« Er strich sich mit der flachen Hand übers Kinn und überlegte. »Die Geschichte mit Bullott ist allein schon recht unangenehm. Ich wußte schon, bevor er an Bord kam, daß er zum S-Yard gehört, aber ich hätte natürlich nie gedacht, daß gerade er der Überwachung bedürfte. Das Schiff wurde aufs genaueste durchsucht und nirgends eine Spur von ihm gefunden. Ich fürchte, wir müssen ihn als über Bord gegangen ansehen.«

»Oder als über Bord geworfen!« ergänzte Lambert Stone.

Der Kapitän lief plötzlich, als käme ihm ein Einfall, ins Kartenhaus und rief alsbald auch Stone und Holbrook hinüber.

»In der Nacht ist ein Vorfall registriert worden«, begann er. »Ich entnehme es der Eintragung des Wachoffiziers ins

Decklogbuch. Ein Motorboot verlegte uns den Kurs – Sie werden vielleicht die Sirene gehört haben –, so daß wir knapp an ihm vorbeikamen, und blieb dann ganz nahe unter Bord. Der Wachoffizier rief hinunter, daß er Anzeige erstatten werde, wenn es sich nicht entferne.«

»Wäre es einem Mann möglich gewesen, von der ›Escorial‹ aus an Bord des Bootes zu gelangen?« erkundigte sich Bill.

»Das ist ein Gedanke, der mir eben auch gekommen ist«, antwortete der Kapitän. »Das Boot ließ sich nämlich in unser Kielwasser treiben, soll dann aber eine Zeitlang so knapp unter unserem Heck geblieben sein, daß man vermutlich mit einigem Geschick ganz gut hätte hinüberturnen können.«

»Das muß aber ein sehr schnelles Boot gewesen sein«, bemerkte Stone.

»Nicht unbedingt – wir waren in eine Nebelbank geraten und hatten unsere Geschwindigkeit stark herabgesetzt.«

Es bestand also eine entfernte Möglichkeit, daß Bullott auf das Boot hinübergewechselt war, doch war nicht einzusehen, warum er niemanden verständigt haben sollte.

Bill versuchte vergeblich, sich mit dem Gedanken zu trösten, daß Bullott das Schiff freiwillig verlassen habe. Eine düstere Vorahnung sagte ihm, daß Laffin in der Nacht sicher wieder erscheinen würde. Als erstes erkundete er die Lage der Kabinen auf dem Oberdeck. Er war einigermaßen beruhigt, als er herausgefunden hatte, daß die von Betty und Lambert Stone bewohnten Räume verhältnismäßig leicht zu überwachen waren. Es handelte sich um drei kleinere Kabinen, einen Salon und ein Badezimmer. Von einer Bank im Gang aus konnte man die beiden Zugangstüren zu dem Appartement leicht beobachten.

Ohne sich jemandem anzuvertrauen, ging er an sein Vorhaben. Als nachmittags auf Deck der Tee serviert wurde, erschien Bill Holbrook nicht. Er schlief, bis er zum Abendessen geweckt wurde.

Betty neckte ihn wegen seiner Faulheit, Stone aber erriet, was den jungen Mann bewogen hatte, den Nachmittag zu verschlafen.

»Sie haben wohl vor, die Nacht zu durchwachen, Holbrook?« fragte er, als die beiden nach Tisch bei einer Zigarre beisammensaßen.

»Ja, das will ich.«

»Glauben Sie, daß Betty Gefahr droht?«

»Ich bin ziemlich sicher, daß irgend jemandem Gefahr droht.«

»Wenn etwas los sein sollte, bitte ich Sie, mich unbedingt zu rufen.«

Bevor Bill seine Nachtwache antrat, nahm er ein kaltes Bad.

Als er danach seine Kabine wieder betrat, fand er den Steward damit beschäftigt, das Bett für die Nacht zurechtzumachen.

»Gut, daß ich Sie treffe –«, sagte der Steward. »Wir haben durch Funkspruch eine Weisung aus New York bekommen, die wir allen Fahrgästen bekanntgeben müssen. Morgen früh wird die Verfügung auch noch angeschlagen werden. Aber ich habe eine Abschrift bei mir ...«

Mit diesen Worten überreichte er Holbrook ein maschinengeschriebenes Blatt, und Bill las:

›Zu dem das Tragen verborgener Waffen verbotenden Sullivan-Gesetz hat die Staatsanwaltschaft des Staates

New York funktelegrafisch die nachstehenden verschärfenden Bestimmungen verfügt: Der Besitz wie immer gearteter Feuerwaffen ist den Mitgliedern der Schiffsmannschaften und den Fahrgästen aller den Hafen von New York anlaufenden Schiffe strengstens untersagt. Fahrgäste, die Waffen mit sich führen, haben diese unverzüglich, spätestens bis Montag mittag, dem Zahlmeister zu übergeben. Über die Bewilligung eines Waffenscheins werden die Behörden fallweise nach Ankunft des Schiffes in New York entscheiden.

Eine Mißachtung der Vorschrift kann unangenehme Folgen nach sich ziehen, weshalb der unterzeichnete Zahlmeister dringend ersucht, den Wünschen der Staatsanwaltes nachzukommen.<

»Berührt mich nicht!« bemerkte Bill leichthin. »Ich trage nie etwas Tödlicheres bei mir als eine Brasilzigarre.«

Er kleidete sich an und bezog seinen Beobachtungsposten. Der Steward, der den Nachtdienst auf dem Oberdeck versah, kam ein paarmal vorbei, musterte ihn neugierig und ging kopfschüttelnd weiter.

Es wurde immer später. Laffin ließ sich nicht blicken. Obwohl Holbrook den ganzen Nachmittag geschlafen hatte, sank ihm doch ab und zu das Kinn auf die Brust hinab, und er mußte sich Gewalt antun, um sich jedesmal wieder aufzufangen. Endlich begann der Tagdienst an Bord, und das geschäftige Hin und Her der Stewards machte es überflüssig, daß er noch weiter Wache hielt.

Er zog sich in seine Kabine zurück, um sich schlafen zu legen, aber es blieb beim Vorsatz, denn er fand auf seinem Kissen einen Brief liegen, der ihm alle Ruhe raubte. Die Adresse war mit Bleistift flüchtig hingekritzelt, und Bill erkannte sofort die Handschrift Bullotts. Er riß den

Umschlag auf – auf dem Blatt Papier standen nur die wenigen Worte:

»Sorgen Sie sich nicht um mich. Ich halte einiges aus.«

Eine Unterschrift fehlte, aber ohne Zweifel war es Bullotts Schrift.

Bill brachte den Zettel unverzüglich zum Kapitän. Der alte Seemann war wach. Er stand im Pyjama, eine Pfeife im Mund, in der Tür seiner behaglichen Kajüte und nahm Holbrook den Zettel aus der Hand.

»Ich bin sehr erleichtert«, sagte er, »aber ich wäre froh, wenn die Herren von Scotland Yard ihre Künste nicht gerade auf meinem Schiff produzierten.«

Bill teilte auch Betty die Neuigkeit mit, sobald sie auf Deck erschien. Sie zeigte sich hocherfreut.

»Aber wo mag er nur stecken, Billy?«

Wenn Holbrook etwas haßte, so war es das Wort »Billy«, das ihn an einen alten Ziegenbock aus seiner Kinderzeit erinnerte. Als er es jedoch aus dem Munde Bettys hörte, war er von dieser Abneigung geheilt.

Später traf er Clive Lowbridge, dem er die gute Nachricht ebenfalls erzählte.

»Wissen Sie«, meinte der junge Lord achselzuckend, »ich begreife nicht, was der Mann eigentlich will. Was soll dieses Versteckenspielen? Haben Sie übrigens Ihre Waffen abgegeben?«

Clive grinste. »Ich besaß einen alten Revolver, der jetzt in den Händen des Zahlmeisters ist. Es war überraschend zu sehen, wieviel Schießbeisen sich an Bord befanden – gerade als ob jedermann im Glauben aufs Schiff gekommen wäre, einen Kaperangriff abwehren zu müssen.«

Bill versicherte, daß ihn die Anordnung nicht berührt

habe.

Als er daraufhin beim Zahlmeister vorbeiging, zeigte ihm dieser stolz das Arsenal. Reihe um Reihe lagen Repetierpistolen und Revolver aller Art auf seinem Tisch, und an jeder Waffe war ein Zettel mit dem Namen des Eigentümers und seiner voraussichtlichen Adresse in Amerika befestigt.

Im Weitergehen kam Holbrook ein Gedanke. Er runzelte die Stirn. Wieso kam eigentlich der Staatsanwalt eines amerikanischen Staates dazu, auf hoher See generelle Verfügungen zu erlassen?

Er lief die Treppe hinauf zum Bootsdeck. Ungefähr in der Mitte des Schiffes, knapp hinter dem vierten Schlot, befand sich die Funkstation. Bill kannte sich in diesem Teil des Schiffes bereits aus. Er öffnete die Tür und trat in einen von Röhrenlampen hellerleuchteten Raum. Der bebrillte junge Mann, der an einem Tisch vor seinen Apparaten saß, wandte sich ihm lächelnd zu.

»Ich möchte Sie bitten, für mich sogleich eine Funkdepesche nach New York aufzugeben«, sagte Bill, indem er sich setzte und zu kritzeln begann. »Hier ist sie!«

»An den Staatsanwalt des Staates New York: Haben Sie dem Zahlmeister der ›Escorial‹ Weisungen zukommen lassen, wonach alle an Bord befindlichen Feuerwaffen abgeliefert werden müssen? Anfrage sehr dringend. Habe Grund zu vermuten, daß Handstreich an Bord geplant. Erbitten umgehende Funkantwort. William Holbrook, Reporter des ›Globe Herald‹.«

Der Funker sah auf seine Armbanduhr und notierte die Zeit auf dem Formular.

Bill verschlief den ganzen Montagnachmittag. Als er erwachte, stellte er einen Wettersturz fest. Es regnete heftig und die See war ziemlich bewegt, was allerdings auf dem riesigen Schiff kaum zu spüren war.

Mit dem einigermaßen beruhigenden Gefühl, nicht völlig untätig gewesen zu sein, ging Bill zum Abendessen. Wenn auch irgendwo auf dem Schiff der geheimnisvolle Dr. Laffin lauerte, so lag dafür anderswo der nicht minder geheimnisvolle Inspektor Bullott im Hinterhalt.

Auf dem Weg zurück in seine Kabine fing ihn sein Steward ab.

»Ich bin zwar kein Detektiv, Sir«, sprach ihn der Mann an, »aber ich besitze Beobachtungsgabe, und darum möchte ich Sie fragen, ob Sie den Stöpsel auf Ihrer Wasserflasche herausgenommen haben, bevor Sie zu Tisch gingen?«

Die Wasserflaschen in den Kabinen standen in einem eigens dafür bestimmten Gestell an der Wand, und die Stöpsel, die das Wasser vor Verunreinigung schützten, waren an dünnen Ketten befestigt.

»Ich weiß bestimmt, daß ich ihn nicht herausgenommen habe«, erwiderte Bill.

»Auch ich bin überzeugt, daß Sie es nicht taten«, sagte der Steward. »Ich erinnere mich genau, daß ich den Stöpsel in die Flasche steckte, bevor ich heute abend Ihre Kabine verließ. Als ich dann später noch einmal hineinschaute, war der Stöpsel nicht mehr drauf.«

»Seit ich zum Abendessen ging, bin ich nicht mehr in der Kabine gewesen«, versicherte Bill.

Sie untersuchten die Flasche. Bill hielt sie gegen das Licht. Es entging ihm nicht, daß die Flüssigkeit, die man normalerweise für farblos erklärt hätte, einen Stich ins Bläuliche aufwies. Es war die gleiche Tönung wie in dem



Wasserglas, aus dem die Katze getrunken hatte.

»Kommen Sie«, sagte Bill zum Steward, »wir tragen die Flasche zum Schiffsarzt.«

Sie trafen den Arzt in seinem Laboratorium an. Er goß ein wenig vom Inhalt der Flasche in ein Glas.

»Ich kenne jetzt das Gift, das sich in Bullotts Wasserglas befunden hat. Akonitin ist eines der am schnellsten wirkenden tödlichen Gifte, die wir kennen. Die geringste Dosis, der Bruchteil eines Grammes genügt.«

»Ist es schwer erhältlich?«

»Es wäre für Sie ganz unmöglich, sich auch nur ein Gramm zu verschaffen. Die wenigsten Apotheker führen es überhaupt. Ich zum Beispiel habe keines an Bord, obgleich die ›Escorial‹ die bestausgestattete Schiffsapotheke besitzt.«

Bill blieb, bis das Ergebnis der ersten, flüchtigen Untersuchung vorlag.

»Akonitin«, bestätigte der Arzt kurz und stellte das Glas weg.

Der Steward wartete draußen im Korridor auf das Resultat der Untersuchung – und wohl auch auf ein Lob, das er zweifellos verdient hatte. Bill steckte ihm ein paar Banknoten zu.

»Ich würde es als einen Freundschaftsdienst ansehen«, ermunterte er den aufmerksamen Mann, »wenn Sie meine Kabine im Auge behalten und aufpassen wollten, wer aus und ein geht. Sie bekommen dafür nach unserer Ankunft in Amerika fünf Pfund, und wenn Sie den Mann fangen, der das Wasser vergiftet hat, kriegen Sie sogar fünfzig!«

Obwohl Bill Holbrook am Nachmittag geschlafen hatte, spürte er, als er seine Nachtwache begann, daß er wohl Mühe haben würde, sich bis zum Morgen wachzuhalten. Nach einiger Zeit mußte er tatsächlich eingenickt sein. Plötzlich fuhr er auf und hatte den Eindruck, daß jemand die Treppe vom höhergelegenen Deck herabkomme. Er blickte hinauf und hätte schwören können, einen Kopf gesehen zu haben, der sich über das Treppengeländer vorgestreckt hatte und sofort wieder verschwunden war. Von neuem hörte er ein Geräusch über sich, und diesmal sah er wirklich und ganz deutlich ein Gesicht vor sich. Es war das eines wildaussehenden Mannes mit ungekämmtem Haar. Die Hände, die das Geländer umklammerten, waren groß und schmutzig. Eine Sekunde starrten sich beide in die Augen, dann verschwand der Kopf. Bill wollte gerade die Verfolgung aufnehmen und war schon auf der Treppe, da hörte er hinter sich ein Geräusch. Es schien aus Bettys Kabine zu kommen. Er schlich hin und horchte. Eine Weile blieb alles still – dann hörte er wieder ein tappendes Geräusch.

Aber es kam von weiter her, aus der Nähe von Stones Tür. Er drückte auf die Klinke, die Tür war verschlossen. Er klopfte – keine Antwort.

»Ist alles in Ordnung, Mr. Stone?« rief er.

In der Kabine regte es sich. Dann schrie eine Stimme:

»Hilfe!«

Sich mit dem Rücken an das gegenüberliegende Schott stemmend, stieß er mit dem Fuß heftig gegen die Tür, ohne damit das geringste zu erreichen. Jetzt tasteten sich drinnen Hände über das Holz zum Schloß. Ungeduldig stieß Bill die nachgebende Tür auf – Stone wankte in seine

Arme. Sein Gesicht war blutbefleckt, die Jacke seines seidenen Pyjamas hing in Fetzen um ihn.

»Um Gottes willen, was ist geschehen?« fragte Bill.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Stone, noch ganz benommen. »Sehen Sie doch, bitte, nach, ob bei Betty alles in Ordnung ist.«

Bill schaltete das Licht ein und rannte in den Privatsalon, von dem aus eine Tür in Bettys Schlafzimmer führte. Sie war nicht verschlossen. Er riß sie auf. Betty fuhr verstört im Bett auf.

»Was ist los?« rief sie und griff sich an den Hals. »Oh, sind Sie es Billy? Ist etwas geschehen?«

Sie warf nur einen Schlafrock um und war fast gleichzeitig mit ihm beim Verletzten. Stone lag ruhig atmend im Bett.

»Ich weiß nicht, was sich abgespielt hat ... Nein, ich bin nicht schwer verletzt. Ich wachte auf und fühlte Hände an meiner Kehle, die mich niederdrückten. Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn Sie nicht eingegriffen hätten.«

»Wer hat Sie überfallen?«

»Ich weiß es nicht. Es schienen zwei zu sein, aber vielleicht war es auch nur einer. Ich kann es nicht sagen – es war dunkel.«

»Auf diesem Wege sind sie hereingekommen!«

Bill zeigte auf das Seitenlicht, das größer war als in den meisten Kabinen und weit offenstand. Er suchte den Fußboden ab. Unter dem Bett fand er ein kurzes Dolchmesser, dessen Griff sehr abgenützt und dessen Klinge mit frischem Blut befleckt war. Auf dem Griff konnte man ein dilettantisch eingeritztes Monogramm sehen. Bill hielt den Dolch ans Licht und entzifferte die Buchstaben.

»Wer ist ›H. H.‹?«

»Niemand, den ich kenne«, bemerkte Stone kopfschüttelnd.

»Aber – sagen Sie, Bill, wie kommt es, daß Sie gerade im richtigen Moment zur Stelle waren?« erkundigte sich Betty ziemlich erstaunt.

»Ich bin ein wenig herumgebummelt«, sagte er verlegen.

»Er hat die ganze Nacht draußen im Gang gesessen«, warf Stone ein, »weil dir, wie er glaubte, von Laffin Gefahr droht. Es hat keinen Sinn, es dir noch länger zu verhehlen, daß der Doktor an Bord ist.«

Sie stieß einen Schrei aus.

»Ich wußte es, ich wußte es!«

»Holbrook sah ihn schon in der ersten Nacht und hat seither vor unseren Kabinen Wache gehalten.«

»Darum also haben Sie nachmittags geschlafen?« Sie griff nach seiner Hand. »Sie sind großartig, Bill!«

Selbst wenn ihm die höchste Auszeichnung verliehen worden wäre, hätte er sich nicht mehr belohnt fühlen können als durch dieses spontane Lob.

Nach wiederholtem Läuten kam endlich der Steward. Er holte sofort den Schiffsarzt. Betty war schon angekleidet, als dieser erschien. Während er den Verletzten untersuchte, machte der Steward Holbrook darauf aufmerksam, daß es nicht allzu schwierig war, von außen her zu Mr. Stones Kabine zu gelangen. Das Glas des Seitenlichts war ausgeschnitten und dann der Rahmen geöffnet worden, so daß leicht ein Mann hindurchkriechen konnte.

Inzwischen hatte der Arzt den Verband angebracht.

»Ich muß das dem Kapitän melden«, sagte er. »Diese Gift- und Dolch-Attentate gegen Ihre kleine Gesellschaft

sind äußerst beunruhigend.«

Er blieb noch eine Weile plaudernd bei Mr. Stone sitzen, und Betty benützte die Gelegenheit, als Bill sie zu einem Spaziergang auf Deck einlud. Das großartige Schauspiel des Tagesanbruchs beeindruckte sie sehr. Sie nahm seinen Arm.

»Ich möchte etwas wissen, aber Sie müssen mir die Wahrheit sagen, Billy. Wo ist der Doktor?«

»Ich habe keine Ahnung, sicher ist nur, daß er sich irgendwo versteckt hält.«

»Weiß der Kapitän, daß er auf dem Schiff ist?«

»Ja, dem Kapitän ist es gesagt worden.«

Sie nagte an ihrer Unterlippe und blieb eine Weile still.

»Ich wußte, daß er hier ist – ich fühle es, wenn er in meiner Nähe ist. Ich habe mein ganzes Leben lang in seinem Schatten gelebt ... Er führt etwas im Schilde. – Wann erreichen wir New York?«

»Am Freitag.«

Sie rechnete rasch nach.

»Also noch drei Tage«, sagte sie verzweifelt. »Fast vier sogar. – Warum mußten eigentlich die Passagiere ihre Revolver dem Zahlmeister abliefern?«

Bill zuckte die Achseln. In diesem Augenblick kam ein Steward auf ihn zu. »Eine Radiodepesche für Sie, Sir.«

Bill entfaltete das Formular und las:

›Mein Amt hat keine solche Weisung erlassen. Sullivan-Gesetz nur innerhalb der Vereinigten Staaten gültig.  
Staatsanwalt, Staat New York‹

Er las die Nachricht mehrmals durch und gab sie auch

Betty zum Lesen. Zusammen gingen sie hinunter zu Lambert Stone. Bill vergewisserte sich, daß sich der Verletzte leidlich erholt hatte, und zog sich dann sofort zurück.

Es war noch zu früh, um etwas zu unternehmen, doch sobald es anging, suchte er den Zahlmeister auf und hielt ihm das Formular hin.

»Lesen Sie das – es ist die Antwort des Staatsanwalts auf meine Anfrage, ob er wirklich eine Weisung zur Ablieferung der Waffen erlassen habe.«

Der Zahlmeister, ein untersetzter, glattrasierter Mann mit dem feisten, roten Gesicht fast aller Zahlmeister, las die Depesche und zog die Stirn in Falten.

»Das verstehe ich nicht. Wir haben doch ohne Zweifel einen Funkspruch des Staatsanwalts empfangen.«

»Das war eine Fälschung«, entgegnete Bill. »Ich sage Ihnen, die Depesche ist von jemandem aufgegeben worden, dem daran liegt, die Fahrgäste dieses Schiffes entwaffnet zu sehen.«

»Unsinn!« rief der Zahlmeister. »Sie wollen aus Ihrer Reise um jeden Preis eine Sensation herauschinden, Mr. Holbrook!«

»Wie erklären Sie sich dann diese Depesche?«

»Die ist allerdings befremdlich, aber ich kann natürlich auf Grund eines Privattelegramms nicht dienstlich vorgehen. Ich werde mit dem Kapitän sprechen müssen ... Ja, ich werde gleich zu ihm gehen, Mr. Holbrook. Wollen Sie mich hier erwarten?«

Allein geblieben, schlenderte Bill in dem geräumigen Kanzleiraum auf und ab. In einem Gestell lag eine mächtige Browningpistole, an deren Lauf eine Pappschachtel mit Patronen angebunden war.

Nachdenklich blickte er die Waffe an.

Beim Eingang stand der Doppelposten Wache. Der Zahlmeister ist gut bewacht, dachte Bill. Durch eine unbewußte Gedankenverbindung alarmierte ihn das Wort ›bewacht‹. Er konnte sich nicht erinnern, aber es mußte da einen Zusammenhang geben, der ihm nur nicht einfiel. ›Bewacht‹, ›Wache‹ – wo hatte er das nur gehört? Richtig: Tinker Lane hatte erwähnt, daß er zur ›zweiten Maschinenwache‹ gehöre. Er hatte das Wort hingeworfen, um die Wichtigkeit der Mitteilungen zu unterstreichen, die er verkaufen wollte.

Der Zahlmeister kam zurück.

»Ich habe mit dem Kapitän gesprochen. Er wird sich selbst in New York erkundigen, ist aber der Meinung, daß wir bis auf weiteres die Waffen aufbewahren sollen, da sie ja an Bord doch nicht gebraucht werden. Und da wir im Handmunitionsdepot des Schiffes genug Waffen für die Besatzung liegen haben, hält er auch jede Furcht vor einem Handstreich für überflüssig.«

»Wo ist das Munitionsdepot?«

»Gleich hinter dem Kartenhaus. Es sind genug Gewehre und Revolver da, um in den Krieg zu ziehen.«

»Na, wir werden ja sehen!« meinte Bill kopfschüttelnd. »Ich fürchte nur, Sie werden es noch bereuen, daß Sie nicht auf mich hörten.«

Mit diesen Worten trollte er sich. Er wollte nun endlich hinunter zum Frühstück. Unterwegs traf er Betty und teilte ihr das Ergebnis seiner Besprechung mit.

»Sie sind leider an Bord so überzeugt, auf diesem besten aller Schiffe könne sich nichts Ordnungswidriges ereignen, daß sie für keine ernstern Maßnahmen zu haben sind.«

Beim Eingang zum Speisesaal kamen sie an einer kleinen Gruppe vorbei, die sich vor dem schwarzen Brett versammelt hatte, an dem die neuesten funktelegrafischen Nachrichten aus aller Welt angeschlagen wurden. Sie blieben ebenfalls stehen, und Bill drängte sich ein wenig vor, weil eine Überschrift sein Interesse geweckt hatte. Sie lautete: ›Das verschwundene Schiff‹. Weiter hieß es:

›Die spanische Seepolizei meldet das Verschwinden des Tankschiffes ›Thomas Inland‹ aus dem Hafen von Bilbao. Das Schiff hat während der Nacht, als Kapitän und Offiziere an Land weilten, den Hafen verlassen und ist seither nicht mehr gesichtet worden. Das spanische Kanonenboot ›Alfonso XIII‹ ist sofort in See gegangen, um die Verfolgung aufzunehmen, hat aber im Golf dichten Nebel angetroffen, der seine Aufgabe erschwert.

Man vermutet, daß sich einige britische Seeleute, die sich längere Zeit in Bilbao aufgehalten haben, unter der Führung des vorbestraften Kapitäns Harvey Hale des Schiffes in verbrecherischer Absicht bemächtigt haben.‹

Bill war zurückgetreten, und dann, als ihm die Erleuchtung kam, erstarrte er einen Augenblick.

»Harvey Hale – ›H. H.‹!«

Die beiden Buchstaben am Griff des Messers! War Harvey Hale an Bord des Schiffes? Und wenn ja – bestand zwischen den Vorgängen auf der ›Escorial‹ und dem Verschwinden des Tankdampfers in Bilbao ein Zusammenhang? Der Buchstabe H war allerdings kein seltener Anfangsbuchstabe bei englischen Namen. Es mochte ein Dutzend Leute an Bord geben, auf die das ›H. H.‹ paßte. Aber das Zusammentreffen war doch sehr auffällig.



Bill war mit Betty allein bei Tisch. Lambert Stone hatte sich soweit gut erholt, doch blieb er seines Verbandes wegen vorerst lieber oben. Auch Lowbridge erschien an diesem Morgen nicht zum Frühstück. Die See war zwar ziemlich ruhig, nur von einer leichten Dünung bewegt, aber das hatte genügt, Clive an seine Kabine zu fesseln.

»Wissen Sie, Billy«, sagte Betty plötzlich, »Onkel Stone glaubt, daß mein Vater tot ist. Glauben Sie es auch?«

»Ja –«, antwortete er langsam, »ich fürchte.«

»Es ist seltsam – er hat mir so wenig bedeutet. Er war mir eigentlich viel fremder als Sie, Billy. Ich werde jetzt auf Deck gehen ...«

Sie wollte erst nachsehen, ob ihr Onkel etwas brauche, und Bill begab sich zu seiner Kabine. Er griff nach der Klinke – da sah er den schwarzen Abdruck einer großen Hand auf der weißgestrichenen Tür. Er starrte verwundert darauf. Sollte das eine Warnung sein? Er öffnete behutsam, trat ein, machte einen Schritt und blieb dann wie angewurzelt stehen.

Auf seinem Bett lag, die Augen halbgeschlossen, ein Mann in zerlumpten Arbeitskleidern.

Im ersten Augenblick erkannte Bill das abgemagerte, unrasierte Gesicht nicht, dann rief er aus:

»Mein Gott, Bullott, wo kommen Sie her?«

»Schließen Sie die Tür«, sagte Bullott mit schwacher Stimme, »und sperren Sie zu. Sie haben mich gestern nacht erwischt. Es war meine eigene Schuld. Ich hätte auf der Hut sein sollen, ich Narr aber bin auf Deck gegangen und von Laffin erkannt worden, worauf mir einer seiner Gesellen ein Messer zwischen die Rippen rannte, bevor ich nach meinem Revolver greifen konnte.« Er lächelte mühsam. »Wer bewohnt die Kabinen Ihnen gegenüber?«

»Sir John und Lady Wilford. Ich habe mich erkundigt. Sie kamen in Southampton an Bord. Sir John ist kränklich, und seine Frau pflegt ihn.«

»Kamen sie je zu einer der gemeinsamen Mahlzeiten hinab?«

»Nein«, antwortete Bill, stutzig geworden. »Was soll die Frage? Wer sind sie?«

»Das werde ich Ihnen später sagen.«

Die Frage, woher der schwarze Handabdruck an der Tür stammte, war überflüssig: Bullotts Hände waren mit einer Schicht von Ruß und Öl überzogen.

»Sie haben wohl im Maschinenraum gearbeitet?«

»Ja, ich habe mich als Schmiergast betätigt«, sagte der Inspektor lakonisch. »Es ist keine besonders angenehme Beschäftigung. Hat sich etwas Neues ereignet?«

»Nichts anderes, als daß man uns auf einen fingierten Funkspruch hin alle Waffen abgenommen hat. Sie sind beim Zahlmeister hinterlegt.«

Bullott wälzte sich unruhig auf dem Bett hin und her, was ihm arge Schmerzen zu bereiten schien, denn er konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken. Bill wollte den Arzt holen, aber der Verwundete wehrte sich dagegen.

»Es ist nur ein Schnitt – die Klinge ist an einer Rippe abgeglitten.«

Er zeigte die Wunde. Bill verband sie, so gut er konnte, dann fragte er:

»Jetzt, zum Teufel, erzählen Sie mir, was das alles heißen soll – warum hatten Sie sich verkrochen?«

»Ich verkroch mich in der Nacht, in der Sir John Wilford und seine Gattin von Bord gingen und ihre Plätze von Harvey Hale und Laffin eingenommen wurden. Ich sah das Motorschiff im Nebel. Wir überrannten es beinahe. Es

legte sich in unser Kielwasser und kam ganz dicht unter Heck. Ich war wohl der einzige Uneingeweihte, der zusah, wie zwei Menschen sich über ein Tau hinabgleiten ließen und zwei andere heraufkamen. Eine Menge Zwischendeckpassagiere halfen ihnen dabei. Sie haben keine Ahnung, wie schnell das ging! Die beiden Neuen waren vor mir in meiner Kabine.«

»Und zufällig ließen sie etwas Gift ins Wasserglas fallen, das man für Sie hingestellt hatte.«

»Ich habe davon gehört«, sagte Bullott. »Ich verzog mich in den Maschinenraum, da ich es für klüger hielt, mich zu verstecken. Auch hoffte ich, daß die Durchsuchung des Schiffes, die mein Verschwinden auslösen würde, zur Entdeckung Laffins führen müßte. Wenn Sie mich fragen, warum ich ihn nicht gleich angegangen bin, kann ich darauf nur sagen, daß er eben nicht allein war. Haben Sie sich je die Zwischendeckpassagiere angesehen? Es sind mindestens achtzig Mann darunter, die zum Abschaum von Southampton gehören. Nicht einer von ihnen wird in die Vereinigten Staaten hineingelassen werden.«

»Weiß der Kapitän nichts davon?«

»Der Kapitän weiß alles, was ich weiß, aber er ist nicht der gleichen Meinung; Wir wußten eben nicht genug, als das Schiff auslief. Scotland Yard konnte nur eine allgemeine Warnung erlassen. Daran sind die Kapitäne gewöhnt, wenn ein Schiff eine große Summe Geld mitnimmt. Aber – wohin wollen Sie jetzt?«

Bill hatte sich erinnert, daß Betty ihn auf Deck erwartete, und wollte sie verständigen.

»Warten Sie!« Bullott hob warnend den Zeigefinger. »Sie dürfen niemandem sagen, daß ich hier bin. Die, die sich für mich interessieren, werden es bald genug

herausbekommen.«

Bill ging zu Betty hinauf. Sie war nicht allein. Clive hatte sich in dem freien Stuhl an ihrer Seite niedergelassen. Obschon der Seegang etwas stärker geworden war, hatte sich Lowbridge doch aufs Deck geschleppt.

»An der Seekrankheit ist wirklich nichts Romantisches –«, stöhnte er, als Holbrook hinzukam, »ich spüre, daß selbst Benson mich verachtet.«

Benson stand mit einer Decke über dem Arm stramm und ungebrochen in der Nähe. Sein Gesicht verriet überhaupt nichts. Er war in jeder Hinsicht das Vorbild eines wohlgezogenen Dieners. Als er jedoch seinem Herrn die Decke über die Knie breitete, tat er es mit einer Miene, als rettete er ihm das Leben. Er wollte sich entfernen, blieb aber doch stehen und sah zögernd auf Betty.

»Würde Mr. Stone es wohl für zudringlich halten, wenn ich ihm meine Hilfe anböte? Ich hörte, daß er krank sei.«

»Er ist böse gestürzt«, sagte Betty. »Gewiß wird er sich freuen, wenn Sie ihm behilflich sein wollen, Benson.«

Mit einer leichten Verbeugung entfernte sich der Diener Richtung Treppe.

»Komischer Teufel, das!« bemerkte Lowbridge angegriffen.

»Ich weiß nie recht, was ich von ihm denken soll. – Wann sind wir eigentlich in New York?«

»Mir ist, als ob wir überhaupt nie nach New York kommen würden«, warf Betty hin.

Lowbridge zog die Augenbrauen hoch.

»Um Gottes willen, Betty, geben Sie sich doch nicht so düsteren Gedanken hin!«

Bill kehrte zu Bullott zurück. Er hatte vorhin die Kabine

von außen verschlossen und den Schlüssel eingesteckt. Offenbar war der Inspektor eingenickt, denn als Holbrook behutsam eintrat, fuhr er auf, und seine Hand griff unters Kopfkissen.

»Bullott, ich werde Ihnen den Kapitän bringen, damit Sie mit ihm sprechen können.«

»Tun Sie das nicht! Ich habe ihm schon geschrieben. Der Kapitän hat die Geschichte satt. Er hält mich für einen lästigen Menschen, der die geheiligte Ordnung an Bord stören und unbedingt eine Panik erzeugen möchte. Ich kann Ihnen sagen, es gibt nichts Phantasieloseres als einen Seemann. Das ist ein Mann, der sich mit bestimmten, immer wiederkehrenden Tatsachen befaßt – mit der Sonnenhöhe über der Kimm, mit den Gewohnheiten der Eisberge, mit der Dummheit der Lotsen und den Nörgeleien der Hafenbehörden ... Holbrook, wenn wirklich geschieht, was ich erwarte, dann wird auf dem Schiff die Hölle los sein. Sie müssen den Zahlmeister dazu bringen, daß er den Passagieren ihre Waffen zurückgibt.«

»Ich habe es schon versucht, aber nichts erreicht, und ich halte es auch nicht für so wichtig. Nicht ein Prozent der Leute, die Waffen bei sich tragen, verstehen sie auch zu gebrauchen.«

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte der Inspektor. »Gehen Sie aber jedenfalls hin und stehlen Sie sich eine.«

Bill schlug lachend auf seine gebauchte Gesäßtasche. Er war nicht umsonst in der Kanzlei des Zahlmeisters gewesen.

An Bord der ›Escorial‹ deutete nichts darauf hin, daß sich eine Tragödie vorbereitete. Der Gong rief regelmäßig zu den üppigen Mahlzeiten, das säulengeschmückte Schwimmbad widerhallte vom Gelächter der jungen Leute, die im Wasser herumplanschten. Im großen Gesellschaftsraum, wo die älteren Passagiere ihren Tee zu nehmen pflegten, spielte das Orchester. In den Rauch- und Spielsalons herrschte vom Nachmittag bis in die Nacht hinein ein stetes Kommen und Gehen.

Am Abend sollte ein Maskenball stattfinden. Ein Anschlag machte darauf aufmerksam, daß man beim Friseur Kostüme, Masken und Perücken ausleihen könne.

Nach dem Abendessen schob man die Tische in der Mitte des großen Speisesaals beiseite und rollte die Teppiche auf. Darunter kam eine blank gebohnerte Tanzfläche zum Vorschein. Der Saal begann sich zu füllen, und der Trommler des Orchesters gab das Zeichen zum Beginn des Balles.

»Es ist wirklich wundervoll!« staunte Betty.

Clive hatte ein Sofa für sie erobert. Kaffee wurde serviert. Dem noch ein wenig bleichen, aber fröhlichen Mr. Stone, dessen Wunde eine schwarze Seidenbinde verhüllte, hatte man den Eckplatz eingeräumt.

Bill verschwand einige Male im Laufe des Abends. Als er zum drittenmal zurückkam, fragte ihn Betty neckend:

»Warum gehen Sie so oft in Ihre Kabine? Es sieht beinahe aus, als ob Sie nach einem Baby sehen müßten!«

Das Durcheinander von Musik, Stimmengewirr und Gelächter machte es ganz unmöglich, daß unberufene Ohren ihn hören konnten, und so flüsterte er ihr zu:

»Bullott ist in meiner Kabine. Niemand darf es erfahren.«

Als der Tanz zu Ende war, erhob sie sich.

»Führen Sie mich auf Deck«, bat sie.

Er ging mit ihr aufs vordere Promenadendeck, wo es um diese Zeit ganz leer war.

»Erzählen Sie mir alles –«, sagte sie. »Bullott ist in Ihrer Kabine? Warum kommt er nicht herauf?«

Sie hörte seine Erklärungen an, ohne ihn zu unterbrechen.

»Er glaubt also, daß etwas geschehen wird?«

»Ich will Sie nicht täuschen – ja. Und es liegt heute nacht geradezu in der Luft. Als ich die Dominos und Masken tanzen sah, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie leicht es doch wäre ...«

»Ich möchte Mr. Bullott sprechen«, sagte sie plötzlich.

Bill hatte bereits bedauert, daß er das dem Inspektor gegebene Versprechen gebrochen hatte, aber es war nun einmal geschehen.

»Ich werde Sie hinunterführen.«

Er atmete erleichtert auf, als Bullott beim Anblick des Mädchens eher amüsiert als ärgerlich schien.

»Ich dachte es mir, daß er es Ihnen erzählen würde! Kommen Sie herein, Miss Stone, und setzen Sie sich.«

»Ich bin gekommen, um Sie etwas zu fragen, Mr. Bullott. Droht wirklich jemandem ernstlich Gefahr?«

»Hier auf der ›Escorial‹? Ja, einigen Leuten schon.«

»Mir?«

Er sah sie verdutzt an.

»Das weiß ich nicht – aber ich glaube schon. Sie wollen doch die Wahrheit hören, nicht wahr?«

»Kann man dieser Gefahr nicht irgendwie entgehen? Kann man niemanden verständigen?«

»Nein. Wenn wir mit der Eisenbahn führen, wäre es etwas anderes. Wir könnten die Notleine ziehen, der Zug hielte an, der Zugführer würde kommen und uns fragen. Aber nichts kann einen Ozeandampfer aufhalten als eine Klippe, ein Eisberg oder allenfalls ein ›Mann über Bord‹. Und selbst in diesem Fall hält der Dampfer nicht lange. Wir müssen durchhalten. Ich habe den Offizieren meinen Verdacht mitgeteilt, aber sie haben mich angesehen, als hielten sie mich für verrückt. Meine einzige Hoffnung ist der Funkspruch, den ich nach Scotland Yard gesendet habe.«

»Was erwarten Sie davon?« fragte sie.

»Kennen Sie Halifax? Dort liegen zwei schnelle britische Kreuzer, die ›Sussex‹ und die ›Kent‹. Ich habe um ihr Geleit gebeten.«

Bill sah den Inspektor entsetzt an.

»Das haben Sie nicht getan! Was für ein Risiko würden Sie damit auf sich geladen haben!«

»Ich würde auch ein noch größeres auf mich nehmen«, antwortete Bullott. »Der Gedanke ist mir eines Nachts gekommen, als ich dort unten in der Hitze arbeitete. Ich habe das Chiffrebuch bei mir, dessen wir uns in besonderen Fällen bedienen. Glücklicherweise gibt es eine Chiffre für ›Kent‹ und eine für ›Sussex‹, und so verstand der Funker nicht, was ich telegrafierte. Das war meine letzte Tat, bevor ich mich in diese Kabine verkroch. Den ganzen Morgen hielt ich mich unten zwischen den Postsäcken versteckt. Sie würden es nicht für möglich halten, wie gefährlich der Weg bis zu dieser Kabine war. Ich mußte während der kurzen Wanderung alle möglichen Schlupfwinkel aufsuchen – Luftschächte, Speigatts,



Laternenkammern und ähnliches. Hätte man mich auch nur eine Sekunde lang gesehen – ich wäre ein toter Mann gewesen.«

»Doch nicht heute morgen bei hellichtem Tag?«

»Ja, bei hellichtem Tag! Wo ist Benson?«

»Lord Lowbridges Diener? Der ist bei meinem Onkel«, sagte Betty.

»Es wird harte Arbeit geben ... Nein, Miss Stone, Sie können nichts für mich tun, nur das eine – niemandem zu sagen, daß ich wieder aufgetaucht bin.« Bullotts Hand fuhr unters Kopfkissen und zog einen kleinen Browning hervor. »Haben Sie je mit einer Pistole geschossen?«

»Ja, auf der Bühne.«

»Nun, hoffentlich werden Sie sie in diesem Drama nicht brauchen. Sie ist geladen. Können Sie sie irgendwo verstecken – vielleicht in Ihrer Handtasche?« Er warf einen Blick auf die kleine Tasche, die an ihrem Handgelenk hing. »Recht so! Und vergessen Sie nicht, mit dem Daumen zu entsichern, bevor Sie abdrücken. Mit diesem kleinen Ding kann man neun Männer umlegen.«

»Aber soll ich nicht doch Mr. Stone von der Sache erzählen?«

»Je weniger Leute darum wissen, desto besser«, meinte er. »Es wäre vielleicht klug gewesen, den Passagieren der ersten Klasse einen Wink zu geben. Aber solange dazu Zeit war, wußte ich selbst noch nicht genug. – Sie können den Schlüssel innen steckenlassen, Holbrook – ich glaube, ich kann jetzt schon selbst auf- und zuschließen. Mit meiner Wunde ist es sehr viel besser geworden.«

Bill und Betty hörten, wie er hinter ihnen die Tür verschloß.

»Was halten Sie von der Sache?« fragte sie, als sie das

Deck betraten.

»Und Sie?«

»Sie meinen, ob ich mich fürchte? Jetzt mehr. Wenn man nur wüßte, von welcher Seite und welche Gefahr droht ...«

»Mir geht es auch so«, versicherte Bill. »Die Ungewißheit, die Erwartung des Angriffs machen nervös.«

Er seufzte tief.

»Warum diese Seufzer?« fragte sie lächelnd.

»Ich möchte wissen, ob die ›Sussex‹ und die ›Kent‹ wirklich kommen werden. Kriegsschiffe sind mein Steckenpferd.«

Bill bezog seinen gewohnten Beobachtungsposten. Er blieb die ganze Nacht wach. Den Rücken an die Wand gelehnt, spähte er nach allen Richtungen – darauf gefaßt, einen Angriff abwehren zu müssen. Der Ball dauerte bis nach Mitternacht. Es wurde ein Uhr, bis der letzte Passagier den Palmengarten verließ, und beinahe zwei Uhr, bis der große Rauchsalon sich leerte und die Reinigungsmannschaft an ihre Arbeit gehen konnte.

Der Nachtsteward servierte Holbrook um halb drei Uhr Kaffee und blieb ein wenig stehen, um zu schwatzen.

»Finden Sie nicht auch, Sir, daß es auf der ›Escorial‹ sehr still ist? Der Maskenball heute hat die Leute natürlich ein bißchen angeheizt, aber das ist noch lange nichts gegen das, was ich schon erlebt habe ... Wollen Sie wirklich die ganze Nacht aufbleiben, Sir?«

Nach einem Weilchen zog sich der Steward zurück. Bill war wieder allein. Von oben hörte er die Stimmen der Wache. Und dann schlug sein Herz schneller. Er sah, wie sich die Tür von Bettys Kabine ein wenig öffnete – sie streckte den Kopf durch den Spalt und lächelte ihm

freundlich zu.

»Ich bin gerade aufgewacht. Ist es sehr spät?«

»Fast vier Uhr.«

»Ich werde wohl nicht mehr schlafen können. Wollen Sie sich jetzt nicht ein wenig hinlegen?«

Er schüttelte den Kopf. Sie nickte ihm zu und schloß die Tür wieder. Er hörte, wie sie den Schlüssel umdrehte. Jetzt konnte er beruhigt einige Minuten auf Deck gehen.

Er fragte sich, ob wohl schon eine Antwort auf Bullotts Funkspruch eingetroffen sei, stieg aufs Bootsdeck und pochte an die Tür der Funkstation. Der Funker öffnete ihm.

»Hallo, sind Depeschen eingetroffen? Vielleicht eine für Bullott?«

»Wenn schon – der ist ja nicht hier!«

»Doch, er ist hier«, sagte Bill, schloß die Tür und ließ sich am Tisch des Funkers nieder.

»Für Sie ist kein Telegramm da – nur eines von Scotland Yard für den Kapitän.«

»Gerade auf das habe ich gewartet.«

»Ich sagte Ihnen doch, es ist für den Alten. Ich werde es abliefern, sobald er erwacht. Es ist übrigens ellenlang.«

»Kommen die Wörter ›Kent‹ und ›Sussex‹ darin vor?« fragte Bill.

»Großer Gott, sind Sie Gedankenleser? Ja, aber das sind doch Chiffren, nicht wahr? Alles andere ist verständliches Englisch. Es steht drin, daß ›Kent‹ und ›Sussex‹ sofort folgen werden. Außerdem ist noch eine sechs Seiten lange Chiffredepesche für den Alten da.«

»Mein Freund, Sie würden gut daran tun, den Kapitän sofort zu wecken und ihm die Depeschen gleich

zuzustellen«, sagte Bill beschwörend. »Sie wissen gar nicht, wieviel davon abhängen kann.«

Der Funker grinste nur.

»Ich weiß sehr gut, was geschieht, wenn ich den Alten jetzt wecke ... hallo, was gibt's?«

Jemand hatte an die Tür geklopft. Der Funker zog den Riegel zurück und öffnete. In der ersten Sekunde konnte er draußen niemanden erkennen, dann aber löste sich aus der Dunkelheit eine vom Kopf bis zu den Füßen verummte Gestalt und trat auf ihn zu – zwei Augen blitzten ihn durch die Schlitz in der Kapuze an, und er sah den Lauf einer Pistole auf sich gerichtet.

»Bewegen Sie sich nicht! Rühren Sie den Apparat nicht mehr an, sonst sind Sie ein Kind des Todes!« drohte eine rauhe Stimme. »Im Namen der Stolzen Söhne von Ragusa befehle ich Ihnen, die Station zu räumen. Marsch hinaus!«

Bills Herzschlag hatte einen Moment gestockt. Er wußte, jetzt war die Stunde der Entscheidung gekommen. Schweigend folgte er dem Funker aufs Deck hinaus. Dort standen weitere verummte Gestalten. Es mochten zehn, vielleicht auch mehr sein.

»Setzen Sie sich in die Station!« befahl der Wortführer einem seiner Gefährten. »Nehmen Sie alle Depeschen auf, die einlaufen, schießen Sie jeden Unbefugten nieder, der sich Zutritt verschaffen will, und zerstören Sie die Apparate und Lampen, wenn es zum äußersten kommt.«

»Jawohl, Sir.«

»Wo ist Ihre Kabine?« wandte sich der Anführer an den rechtmäßigen Schiffsfunker.

»Achtern. Was soll das heißen?«

»Fragen Sie nicht so dumm! Bringt den Mann in seine Kabine und sperrt ihn ein! – Und wer sind Sie?« wurde

Bill gefragt.

»Ein Passagier«, antwortete er, froh, nicht erkannt worden zu sein.

»Haltet ihn hier fest. Und nun vorwärts, Männer!«

Bill sah, wie sich die Bande nach vorn zur Brücke schlich, dann verlor er sie aus den Augen. Einige Zeit hörte er nichts, dann vernahm er einen Schrei und den gedämpften Knall eines Schusses. Der Mann, der ihn bewachte, murmelte etwas vor sich hin, das Bill nicht verstehen konnte.

Immerhin konnte er sich vorstellen, was vorn geschehen war, denn gleich darauf kamen zwei der Vermummten in Sicht, die eine schlaffe Gestalt daherschleppten. Es war der Offizier von der Wache. Bald wurde auch klar, was mit dem Kapitän geschehen war, denn nun hörte man die Stimme des Piratenhäuptlings:

»Legt dem Alten, bevor er zum Bewußtsein kommt, Handschellen an und sperrt ihn in seine Kajüte. Nummer neunundsiebzig und achtzig durchsuchen seine Wohnung nach Waffen. Das Handmunitionsdepot ist gleich dahinter – den Schlüssel habe ich. Laßt die Stewards in Ruhe, wenn sie nicht frech werden. Die Passagiere dürfen nicht unruhig werden.«

Eine schwarze Gestalt kam die Treppe heraufgerannt und grüßte stramm:

»Der Maschinenraum ist in unserer Hand, Sir!«

»Laßt die Deckmannschaft achtern antreten!« befahl der Häuptling, ein Hüne, der die anderen um einen halben Kopf überragte. »Du, Sam, erklärst ihnen, was sie erwartet, wenn sie ungehorsam sein sollten.«

Während man den verwundeten Offizier vorbeitrag, war Holbrook zur Seite geschoben und gegen die Kettenreling

gedrückt worden. Als sich dann die allgemeine Aufmerksamkeit den Befehlen des Anführers zuwandte, benutzte er die Gelegenheit, schwang sich über die Reling und kletterte an einem Stützpfiler aufs untere Deck hinab. Dort war niemand von der Schiffsbemannung zu sehen. Erst im Kabinengang sichtete er den Nachtsteward, den er mit einem leisen Pfiff zu sich rief. In wenigen Worten erzählte er ihm, was vorgefallen war.

»Ihr Stewards seid vor ihnen sicher. Vielleicht haben sie es auf einige Fahrgäste abgesehen, aber euch werden sie in Ruhe lassen. Könnten Sie mir nicht die Uniform eines Stewards verschaffen?«

Der Mann führte ihn hinunter in eine unbenutzte Kabine. Aus einem Wandschrank holte er eine weiße Uniform hervor, die Bill sofort probierte. Sein Plan war einfach. Als Steward hatte er am ehesten Gelegenheit, sich Betty Stone nützlich zu erweisen.

Nachdem er sich umgekleidet hatte, lieh er sich das Rasierzeug des Stewards aus. Damit erzielte er, obgleich er ohnehin glatt rasiert war, eine gewaltige Veränderung seines Aussehens – er entfernte nämlich den größten Teil der für sein Gesicht charakteristischen, sehr buschigen Augenbrauen. Der Steward erkannte ihn danach kaum wieder.

»Jetzt gehen Sie nach vorn und melden Sie alles dem Zahlmeister, wenn er noch nicht gefangengesetzt ist«, trug ihm Holbrook auf. »Sagen Sie auch dem Obersteward, der mich kennt, und Ihren anderen Kollegen, daß sie mich nicht verraten dürfen. Sie werden dafür belohnt, wenn wir New York erreichen.«

Dann lief Bill zu seiner eigenen Kabine und klopfte an die Tür. Bullott öffnete ihm, fuhr aber erschrocken zurück, als er einen Fremden vor sich sah. Es dauerte einige

Sekunden, bis Bill ihn beruhigt hatte.

»Das Schiff ist in den Händen der Söhne von Ragusa. Der Dreiundzwanzigste Grad hat den Befehl übernommen. Mich dürften sie wohl in dieser Verkleidung ungeschoren lassen, was aber soll aus Ihnen werden, Bullott?«

»Ach, ich glaube nicht, daß für mich noch Gefahr besteht. Ich war ihnen nur solange gefährlich, als ich ihre Pläne noch hätte durchkreuzen können.«

Auch der Zahlmeister erkannte Bill, der in seiner Verkleidung vor ihm erschien, nicht gleich.

»Sie haben meine Kanzlei besetzt«, klagte er. »Bisher hat, glaube ich, kein Blutvergießen stattgefunden, obgleich ich mir nicht denken kann, daß es auf der Brücke ganz ohne Gewaltanwendung abgegangen ist. Ich habe Befehl bekommen, die Passagiere im unklaren zu lassen und den normalen Dienstbetrieb aufrechtzuerhalten. – Was wollen Sie nun anfangen, Mr. Holbrook?«

»Ich bitte, mich als Steward aufzunehmen.«

»Man wird Sie erkennen – hier im künstlichen Licht mag es angehen, aber bei Tag wird man Sie erwischen. Ich rate Ihnen, zum Bordfriseur zu gehen und sich von ihm noch weiter verwandeln zu lassen.«

Holbrook traf den Friseur im Zustand höchster Erregung an, denn die Neuigkeit, daß das Schiff Piraten in die Hände gefallen sei, hatte sich unter der Besatzung wie ein Lauffeuer verbreitet.

»Gerne, gerne ein andermal, Mr. Holbrook!« wehrte er ab. »Jetzt habe ich keine Zeit. Mein Gott, was geschieht mit uns, wenn sie das Schiff versenken?«

»Ich werde Ihnen etwas sagen ...« Bill drängte den Friseur in seine geräumige Kabine hinein und versperrte die Tür. »Wir haben nur dann eine Chance, mit der Bande

fertig zu werden, wenn wenigstens einer von uns, der die Bandenführer und ihre Pläne kennt, sich frei an Bord bewegen und auf der Hut sein kann. Also heraus mit Schnurrbart, Farbe und allen Ihren Künsten, Mann! Heute nachmittag noch haben Sie jedem x-beliebigen angeboten, ihn so zu verwandeln, daß nicht einmal seine eigene Tante ihn erkennt! Jetzt aber geht es darum, wie Sie selbst sagen, nicht zu ersaufen.«

Der Friseur war von dem Gedanken nicht begeistert, sich in dieser Situation mit solchen Künsten befassen zu müssen, aber eine Banknote aus Bills Brieftasche brachte ihn schließlich doch dazu, sich an die Arbeit zu machen. In einer guten Viertelstunde war er damit fertig. Als sich Bill im Spiegel betrachtete, erkannte er sich selbst nicht.

In der kurzen Zeit waren ihm rote Augenbrauen und ein gestutzter roter Schnurrbart gewachsen, und sein Haar hatte eine Farbe angenommen, die fast dem Tizianrot Bettys glich. Überdies war es auf eine ihm höchst widerliche Art kunstvoll gescheitelt und gebrannt.

»Sackermant!« stieß er verwundert aus.

Dem Friseur schmeichelte der Beifall sehr.

»Sie hätten das in London nicht besser haben können, Sir«, meinte er stolz. »Jetzt müssen Sie nur jeden Morgen zu mir kommen, damit ich Ihr Haar immer wieder in Ordnung bringen kann.«

Als Bill zum Zahlmeister zurückkehrte, fand er ihn im Gespräch mit einem der Vermummten vor der Tür zur Kanzlei. Er wartete in gehöriger Entfernung, bis die Besprechung beendet war.

»Was wünschen Sie?« fuhr ihn der Zahlmeister ungnädig an.

»Ich will nicht belästigt werden. Sie wissen doch, daß Sie dem Obersteward unterstellt sind!«



»Kommen Sie also mit mir zum Obersteward und weisen Sie ihn an, meine Wünsche zu berücksichtigen.«

Der Zahlmeister sah den dreisten Steward verdutzt an.

»Wer sind Sie denn?« Bill grinste und gab sich zu erkennen.

»Bitte, sagen Sie dem Obersteward, er möge mich für den Dienst im Appartement »H«, das Mr. Stone bewohnt, bestimmen und niemandem etwas davon sagen. Auch Mr. Stone und seine Nichte brauchen es vorläufig nicht zu wissen.«

»Einen Augenblick.« Der Zahlmeister schien zu überlegen. »Es wird besser sein, wenn Sie nicht in die Messe der Stewards hinabgehen. Wer ist denn Ihr eigener Steward?«

Bill nannte den Namen.

»Gut, der kann Ihnen helfen. Aber was, glauben Sie, werden die Burschen mit uns anfangen?«

»Sie werden alles Wertvolle an Bord an sich nehmen, vor allem natürlich die fünfzig Millionen Dollar in Banknoten ...«

»Die haben Sie schon«, unterbrach der Zahlmeister. »Sie haben die Geldkisten aus dem Kassenraum geholt und in meiner Kabine aufgestapelt. Aber was wollen sie damit anfangen? Es ist doch vorauszusehen, daß sie erwischt werden.«

»Warum sollten sie erwischt werden?« versetzte Bill. »Es ist doch eigentlich das naheliegendste und leichteste Ding der Welt, sich durch einen Handstreich auf hoher See in den Besitz eines Schiffes zu setzen, das Millionen mit sich führt und dabei so wertlos ist wie eine Kuh mit abgeschnittenen Hörnern. Wissen die Passagiere schon etwas von den Vorfällen?«

»Noch nicht, und sie sollen so lange wie möglich nichts erfahren. Sie kommen ja nur mit mir und den Stewards in Berührung, und inzwischen werden wir ja ...«

»Sie wollten wohl sagen, daß wir inzwischen New York erreichen werden, wie?«

»Ja. Oder glauben Sie, daß wir New York überhaupt nicht erreichen?«

»Ich zweifle sehr daran. Außerdem müssen die Passagiere doch hinter die Wahrheit kommen, wenn die Piraten ihre Kabinen nach Wertsachen durchsuchen werden.«

»Das haben Sie doch gar nicht nötig! Die Wertsachen werden alle in meinem Kassenraum aufbewahrt. Der Schmuck wird nur ab und zu von den Damen abgeholt und dann wieder bei mir hinterlegt. Und das Geld der Fahrgäste ist größtenteils auch in meinem Gewahrsam. Ich bin zwar ermächtigt worden, jede Summe einzuzahlen, die gefordert wird, damit man nicht Lunte riecht. Die einzige Verfügung, die etwas Unruhe schaffen wird, ist die, daß niemand das Bootsdeck betreten darf. Bei jedem Aufgang steht ein Quartiermeister, der die Leute davon abzuhalten hat. Und auch die Aufzüge dürfen nur bis zum zweiten Deck verkehren. Mein Gott, in was für eine Lage sind wir geraten! Wissen Sie eigentlich, wie es dem Kapitän ergangen ist?«

»Ich weiß es nicht, kann es mir aber vorstellen.«

»Sie haben vier Bewaffnete in den Maschinenraum gesteckt. Wie viele auf der Brücke sind, weiß ich nicht. Unsere Deckmannschaft wird durch Maschinengewehre in Schach gehalten. Die Lebensmitteldépôts werden überwacht. Überall, wo sie von den Passagieren nicht gesehen werden können, stecken die Kerle. Der Mann, der diesen Überfall ausgedacht hat, muß ein Genie sein.«

Zufällig ergab es sich, daß der für die Stones zuständige Steward in der Nacht krank geworden war, so daß das Auftauchen eines neuen nicht weiter auffiel. Mr. Stone, der sich noch immer nicht ganz erholt hatte, nahm das Frühstück in seinem Salon ein, und Betty leistete ihm an diesem Morgen Gesellschaft. Sie erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem erkrankten Steward. Bill gab nur einsilbige Antworten. Er war besorgt, daß sie ihn erkennen könnte, und atmete daher auf, als sie ihm eine Botschaft an ihn selbst auftrug.

Wie notwendig seine Verwandlung gewesen war, wurde ihm bewußt, als er in seine eigene Kabine kam und dort zwei Mitglieder der Bande antraf, die eine eingehende Durchsuchung vornahmen. Das Bett war aufgewühlt, der Schrank stand offen. Die beiden fuhren herum, als er eintrat.

»Wo ist Holbrook?« fragte der eine heiser.

Keiner von ihnen trug die Tracht der Söhne von Ragusa. Bill vermutete, daß die Banditen unvermummt gingen, wenn sie mit den Passagieren in Berührung kamen, aber später fand er heraus, daß sie ihre Kutten überhaupt abgelegt hatten, nachdem ihnen der Handstreich gelungen war.

»Wo Mr. Holbrook ist, weiß ich nicht, Sir«, gab er zur Antwort.

»Sagen Sie ihm ja nicht, daß wir nach ihm gefragt haben!« drohte der andere. »Sie haben doch die neuen Instruktionen bekommen, Steward?«

»Gewiß, Sir«, versicherte Bill unterwürfig.

Er begab sich zu Betty zurück und überbrachte ihr ein kurzes Brief lein, das er im Kabinengang schnell hingekritzelt hatte.

Sie war erstaunt, als sie es las.

»Mr. Holbrook schreibt, daß wir die nächsten drei Tage nicht damit rechnen dürfen, ihn zu sehen«, sagte sie und schob das Blatt über den Tisch ihrem Onkel zu.

Auch Mr. Stone las die Mitteilung.

»Hm! Was treibt er nur wieder? Ich werde in seine Kabine nachschauen gehen.«

»Ich glaube, Sie sollten das unterlassen, Sir«, sagte Bill. Er hatte sich eine Fistelstimme zugelegt, die Betty durch Mark und Bein ging. »Er schärfte mir ein, daß er niemand sehen wolle. Ich glaube, er hat von seinem Büro eine Depesche bekommen.«

»Vielleicht hat er wirklich etwas Dringendes zu erledigen«, warf Betty ein wenig beunruhigt ein.

Bill suchte nun den Decksteward auf.

»Ich werde Ihnen hier oben helfen«, erklärte er mit geschäftsmäßiger Bestimmtheit.

Der Steward fuhr grüßend an die Mütze, denn offenbar hielt er ihn für einen Gehilfen der Piraten.

»Zu Befehl, Sir.«

»Die Fahrgäste wissen noch nichts?«

»Nein, Sir. Wir haben strengen Befehl, keine Nachrichten durchsickern zu lassen.«

Um elf Uhr wurde Fleischbrühe gereicht, und Bill half auch dabei seinem neuen Kollegen. Clive Lowbridge schnitt eine Grimasse, als er ihm eine Tasse anbot. Das Wetter war nicht so warm wie am Vortag. Bill bemerkte, daß Betty fröstelte, und eilte in ihre Kabine, um ihr einen Pelz zu holen.

»Wie lieb von Ihnen, Steward!« rief sie, durch soviel Aufmerksamkeit gerührt, aus, als er ihr den Pelz um die Schultern legte. »Haben Sie eigentlich Mr. Holbrook nicht wiedergesehen?«

»O doch, ich bin ihm eben im Korridor begegnet ...«

Als er zur Anrichte zurückkehrte, nahm ihn der Decksteward beiseite, um ihm ein Silbertablett mit einer Flasche darauf anzuvertrauen.

»Ihr Chef wünscht noch eine Flasche Whisky –«, flüsterte er ihm zu, »ich wäre recht froh, wenn Sie sie hinauftragen wollten. Ich bin nicht gerade ein Hasenfuß, aber ...«

Es war ein gefährliches Unternehmen, zu dem sich Holbrook da herbeiließ. Wenn der scharfsinnige Laffin auf der Brücke war, konnte es leicht um ihn geschehen sein. Andererseits aber wollte er die Gelegenheit benutzen, den Decksteward in seinem Irrtum zu bestärken. Er machte sich also auf den Weg und kam unbehelligt bis unter die Brücke. Den Stewards war anscheinend der Zugang zum Bootsdeck nicht verwehrt, denn niemand hielt ihn an. Ein Mann, den er schon gesehen hatte, guckte von oben herab.

»Heraufbringen!« befahl er barsch.

Keiner der drei Strolche, die auf der Brücke waren, trug die Tracht der Söhne von Ragusa oder irgendeine Offiziersuniform. Der, der den Wachtoffizier spielte, hatte einen steifen Hut auf dem Kopf und Golfhosen an.

Bill betrat die Kapitänskajüte, von der jetzt ein riesiger Mann Besitz ergriffen hatte – Harvey Hale!

»Stell das Zeug dahin«, brummte er. »Ist unten alles in Ordnung? Wie heißt du übrigens, mein Junge?«

»Smithers, Sir«, sagte Bill unverzüglich.

»Also hör mich an, Smithers – sag deinen Kameraden drunten, daß ihnen kein Haar gekrümmt wird, solange sie keine Dummheiten machen. Du kennst mich doch? – Kennst du mich nicht? Bist du noch nie mit mir gesegelt, eh?« Der neue Kapitän war sichtlich enttäuscht. »Dann

werde ich dir sagen, wer ich bin. Harvey Hale bin ich! Wirst du dir das merken?»

»Gewiß, Sir«, antwortete Holbrook gehorsam.

»Schön! Du wirst also der Welt einmal erzählen können, daß du mit Harvey Hale zusammengetroffen bist, Bursche! Daß du den großen Mann mit den großen Ideen kennengelernt hast! Merk dir das – den großen Mann mit den großen Ideen! Wenn du damit protzen wirst, daß du mit mir zusammengekommen bist, vergiß nicht zu sagen: ›Ich habe die große Ehre gehabt, Harvey Hale kennenzulernen, den gro-o-oßen Mann mit den großen Ideen!«

Bill betrachtete ihn interessiert. Zu seinen Gunsten hatte sich der Kapitän sicher nicht verändert, seit er ihn zum letztenmal gesehen. Er trug Khakihosen und einen alten Trenchcoat.

Plötzlich änderte sich sein Ton, und er wurde rein sachlich.

»Kennen Sie einen Fahrgast namens Holbrook?» fragte er. »Er war heute morgen an Deck, aber seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Jawohl, Sir. Ich hatte ihn zu bedienen, aber auch ich habe ihn seit heute morgen nicht mehr zu Gesicht bekommen. Er ist verschwunden.«

Harvey Hale verzog den Mund.

»Damit hat er nicht so unrecht gehabt! Das ist ein schlauer Bursche. Aber, hör zu, wenn du ihn siehst, sag ihm, er soll sofort zu mir kommen. Sag einfach, der Kapitän wolle ihn sprechen.«

»Ich werde Ihren Befehl ausführen, Sir, sobald ich Holbrook sehe«, versprach Bill, der sich in seiner Verkleidung immer sicherer fühlte.

Am Nachmittag stellte Bill fest, daß doch etwas von den Ereignissen durchgesickert sein mußte. Die Stimmung der Passagiere war schlechter geworden. Er sah ernste Gesichter, und ein ihm unbekannter Herr sprach ihn im Gang an und fragte, ob an Bord etwas nicht in Ordnung sei.

»Nein, Sir«, erwiderte Bill. »Wieso?«

»Hat es oben nicht einen Kampf gegeben?«

Der Herr zeigte mit dem Daumen in die Höhe.

»Nicht, daß ich wüßte, Sir.«

»Aber jemand ist doch heute morgen verwundet worden, und ich höre, der Kapitän soll tot sein.«

»Davon habe ich nichts gehört.«

Bill zuckte die Schultern und lief einfach davon.

Aber auch die übrigen Passagiere konnten nicht umhin, eine auffällige Erscheinung festzustellen, als sie nach dem Abendessen auf Deck kamen. Es war nämlich trotz der späten Stunde noch sehr hell, so daß man den Horizont nach allen Seiten klar übersehen konnte. Auch war es ungewöhnlich kühl, so daß sich alle bald wieder in die geschützten Räume zurückzogen.

Als Betty am nächsten Morgen erwachte, fröstelte sie derart, daß sie ihren Pelzmantel über die Decke zog. Bald darauf klopfte der neue Steward und trat ein.

»Ich werde den elektrischen Ofen einschalten, wenn Sie nichts dagegen haben, Miss Stone.«

»Einen Ofen im Juli!« wunderte sie sich.

»Es ist seltsam, aber notwendig. Ich würde an Ihrer Stelle nicht aufstehen, bis die Kabine durchwärmt ist.«

»Was ist denn nur los? Woher diese plötzliche Kälte?« erkundigte sie sich unter der Decke hervor.

»Ich weiß nicht, aber in der Nacht hat es geschneit. Auf dem Oberdeck liegt der Schnee zwei Zentimeter hoch!«

Bill wußte natürlich genau, daß die ›Escorial‹ einen Kurswechsel vorgenommen hatte und bereits seit achtundzwanzig Stundendem nördlichen Eismeer zusteuerte.

Es befand sich niemand auf Deck, als er, mit allerhand warmem Zeug angetan, hinaufging, um sich das überraschende Schauspiel des plötzlich hereingebrochenen Winters anzusehen.

Das Schiff entwickelte eine Höchstgeschwindigkeit von dreißig Knoten und hatte bereits mehr als siebenhundert Meilen auf nördlichem Kurs zurückgelegt. Bill schätzte, daß sie sich in der Nähe des sechzigsten Breitengrades befinden mußten. Jede Bank, jedes Tau war mit einer Eiskruste überzogen, eine Schneeschicht lag auf Aufbauten und Relingen, und das Deck war stellenweise verweht. Er glaubte, an der Kimm sogar einen kleinen Eisberg zu entdecken. Das Wetter war klar und nebelfrei, die See ruhig. Wenn nicht die rasche Zunahme der Kälte gewesen wäre, hätte man nicht unbedingt auf einen Kurswechsel schließen müssen. Sogar Eisberge kommen im Juli gelegentlich bis auf den fünfzigsten Breitengrad herab.

Die Piraten hatten anscheinend erkannt, daß die Geschehnisse an Bord nicht länger verheimlicht werden konnten, denn als Bill nach vorn ging, hörte er das Rasseln von Ladewinden und sah, wie das große Gepäck der Fahrgäste auf Deck geschafft wurde. Bald danach ließ ihn der Zahlmeister rufen und befahl ihm, den Passagieren mitzuteilen, daß sie dem bereitgestellten großen Gepäck



warme Kleidung entnehmen möchten.

Er suchte vorher Bullott auf, wie er es schon oft getan hatte. Der Inspektor, der wieder seine eigene Kabine bezogen hatte, war – abgesehen davon, daß die beiden Männer auch seine Kabine auf das peinlichste durchsucht hatten – nicht weiter belästigt worden.

»Man hat doch nichts davon, wenn man ein Schiff wegnimmt und es dann im Eismeer versteckt«, sagte Bullott.

»Sie tun es aber«, antwortete Bill lakonisch. »Ich kann mir auch nicht vorstellen, warum. Wir werden noch heute den Nebelgürtel erreichen und sind weit abseits der gewöhnlichen Schifffahrtsrouten. Wenn wir nicht zufällig von einem Walfischfänger gesichtet werden, dürften wir als verschollen gelten. Unsere einzige Chance, das Schiff wieder in die Hand zu bekommen, bestünde in einem nächtlichen Überfall. Aber diese Möglichkeit schwindet rapid, je weiter wir nach Norden kommen, denn von nun an werden wir keine Nacht mehr haben.«

Bill hatte sich trotzdem einen Plan ausgeheckt. Seiner Ansicht nach bildete der Besitz der Funkstation den Schlüssel zur Rettung. Wenn er nur zehn Minuten lang den Sender ungestört zur Verfügung hätte, könnte er leicht die Absichten des Dreiundzwanzigsten Grades durchkreuzen. Aber er wußte, daß die Station gut bewacht wurde. Vor der Tür saß ein Mann mit einem Revolver, und der Funker selbst war sicher auch bewaffnet. Nur bei ganz dichtem Nebel, wie er in diesen Breiten oft einfällt, hätte der Plan, so sagte sich Bill Holbrook, einige Aussicht auf Erfolg.

Er beeilte sich, das große Gepäck der Stones ausfindig zu machen, und hatte Glück, denn ihre Koffer befanden sich gleich unter den ersten, die aus der Ladeluke zum

Vorschein kamen. Mit einem anderen Steward zusammen schaffte er sie zu den Kabinen hinunter. Betty freute sich sehr darüber, denn sie fror trotz des Pelzmantels und der eingeschalteten Heizung, und Mr. Stone lief, in eine Bettdecke gehüllt, im Salon auf und ab, um sich zu erwärmen.

»Was ist denn los, Steward?« fragte er verwundert, als der erste schwere Koffer hereingezogen wurde.

Bill schien es nicht mehr ratsam, vor den Stones sein Geheimnis zu hüten, und er ließ die Maske fallen. Betty faßte ihn, nachdem er die Geschichte seiner Verwandlung beendet hatte, bei den Schultern.

»Sind Sie es wirklich, Billy? Ihr Haar ...«

»Es wird Jahre dauern, bis ich die Henna wieder los sein werde!« brummte er.

»Wohin sollen wir eigentlich gebracht werden?« fragte Mr. Stone. »Bis zum Nordpol? Das allein ist schon ein Kapitalverbrechen. Viele Passagiere werden durch Kälte und Hunger zugrunde gehen.«

»Solange der Ölvorrat reicht, wird es nicht so arg werden«, meinte Bill. »Aber ich wage nicht daran zu denken, was geschieht, wenn das Schiff in Packeis gerät.«

»Und wie steht es mit den Lebensmitteln?«

»Ich glaube nicht, daß sie so schnell ausgehen werden. Habe ich Ihnen nie von den geheimnisvollen Andeutungen Tinker Lanes erzählt? Er behauptete, daß Lebensmittel und Waffen nach New York verschifft würden. Das gehörte eben zum Plan der Piraten. Es müssen irgendwo im Schiff große Mengen an Mehl und Büchsenfleisch sowie Waffen verstaubt sein.«

»Sie sehen wirklich großartig aus, Billy!« Betty konnte sich nicht fassen. »Wo sind denn nur Ihre andern

Augenbrauen? Es ist zu komisch, daß Sie seit gestern früh hier ein und aus gegangen sind, ohne daß ich Sie erkannt habe!«

Er half beim Auspacken, während Lambert Stone Lowbridge aufsuchte. Schon nach einer Viertelstunde kam Stone zurück und strich sich nachdenklich über das Kinn. Er habe, erzählte er, Clive in einen dicken, pelzgefütterten Mantel gehüllt angetroffen. Benson, der Diener, hätte dieses hochwinterliche Kleidungsstück ohne Wissen seines Herrn mitgeschleppt – so wenigstens habe der Lord, sich gewissermaßen entschuldigend, beteuert und hinzugefügt, Benson sei eben die Vorsehung selbst.

»Man wäre beinahe versucht anzunehmen, daß Benson einen Besuch des Nördlichen Polarkreises vorausgesehen hat«, meinte Stone. »Benson ist ein merkwürdiger Bursche. Gerade diese stillen, korrekten Menschen sind manchmal die ärgsten. Was halten Sie davon, Holbrook?«

»Man sollte Clive eigentlich alles erzählen –«, warf Betty ein, aber Bill wollte davon nichts wissen.

»Ich bin dafür, daß noch ein Mann ins Vertrauen gezogen wird. Aber ich denke dabei an den Schiffsarzt. Ich wäre Ihnen dankbar, Mr. Stone, wenn Sie ihn veranlassen könnten, hierherzukommen. Er wird sich Ihnen gegenüber entgegenkommender zeigen. Wenn nämlich mein Plan gelingen soll, bedürfen wir seiner Mithilfe.«

Stone ging. Holbrook war mit Betty allein.

»Betty ... Ich darf Sie doch so nennen? Haben Sie die Pistole noch, die Ihnen Bullott gegeben hat?«

»Ja.«

»Und Sie werden sie auch gebrauchen – ich meine, wenn Sie in Gefahr sind? Ja, die Möglichkeit besteht ... Laffin ist Herr des Schiffes. Wenn er sich seit der Kaperung nicht

mit Ihnen und Ihrem Onkel beschäftigt hat, so nur deshalb, weil ihn andere Dinge in Anspruch nehmen. Sicher ist eines – Sie werden, so oder so, ein Vermögen erben, und das bringt Sie meiner Ansicht nach in Gefahr. Vor dem Gesetz sind Sie Laffins Frau, und er ist daher der Gatte einer reichen Erbin. Verstehen Sie mich? Ich führe auch das Attentat auf Ihren Onkel auf diesen Umstand zurück. Man muß den Dingen ins Gesicht schauen. Wie gern hätte ich Ihnen all das erspart! Meine liebe Betty ...«

Er wollte ihren Kopf zwischen seine Hände nehmen, als das Geräusch der niedergedrückten Tür ihm Einhalt gebot. Verlegen und mit schuldbewußter Miene sah er Mr. Stone entgegen, der vor der Tür stehengeblieben war und den Schiffsarzt eintreten ließ.

»Da ist der Doktor«, sagte Stone. »Ich habe ihm nur flüchtig erzählt, um was es geht – ihn zu überzeugen muß ich Ihnen überlassen, Holbrook.«

Der Schiffsarzt, ein Mann in mittleren Jahren, zeigte sich gar nicht so unentschlossen, wie Bill erwartet hatte.

»Ich habe natürlich gleichzeitig mit dem Zahlmeister erfahren, daß die ›Escorial‹ in die Hände von Piraten gefallen ist. Mr. Stone sagte mir nun, Sie brauchten meine Hilfe. Was kann ich für Sie tun?«

»Vor allen Dingen muß ich in die Funkstation gelangen«, begann Bill. »Da ich als junger Bursche einmal als Telegrafist gearbeitet habe, verstehe ich so viel von der Funkerei, daß ich die Apparate bedienen kann. Aber in die Station hinein komme ich nur, wenn der Wachtposten davor beseitigt wird, und das läßt sich, wenn man keinen Lärm machen will, nur mit einem Betäubungsmittel bewerkstelligen.«

Dr. Speer schüttelte den Kopf.

»Bei einem langsam wirkenden würde viel Zeit

vergehen, bis ...«

»Ich wünsche aber gar kein langsam wirkendes Mittel, sondern einen recht schnell wirkenden, kräftigen Trank«, unterbrach ihn Bill. »Ich habe als Steward ungehindert Zutritt zum Bootsdeck. Und ich möchte meinen Plan ausführen, sobald wir in dichten Nebel geraten.«

»Butyl wird sich für diesen Zweck am besten eignen«, sagte Dr. Speer, »und ich glaube, ich habe einen ausreichenden Vorrat unten. Ich werde gleich nachsehen.« Er ging weg und kehrte nach kurzer Zeit mit einer länglichen grünen Flasche zurück.

»Hier ist das Zeug!« Er überreichte Holbrook das Fläschchen und eine Gebrauchsanweisung dazu. »Ich habe es natürlich nie zu ungesetzlichen Zwecken verwendet, aber ich weiß, daß es von Verbrechern oft gebraucht wird.«

Bill ließ das Fläschchen in seine Rocktasche gleiten und verabschiedete sich. Es war nicht ratsam, sich so viel bei den Stones sehen zu lassen.

Im Lauf des Tages kam er zweimal aufs Bootsdeck. Das erstemal schleppte er mit einem andern Steward eine ganze Kiste Whisky für die ›Herren Offiziere‹ auf die Brücke. Kapitän Hale kam dazu, nahm eine Flasche heraus und befahl einem seiner Leute:

»Bring das dem Kommodore in seine Kajüte! Aber sofort, verstanden!«

Damit war zweifellos Dr. Laffin gemeint, den Holbrook seit der nächtlichen Rauferei in London nicht mehr gesehen hatte.

Ogleich die neuen Leute auf der Brücke alle keine Uniform trugen, sondern wie Strolche von der Landstraße aussahen, funktionierte der Dienst wie am Schnürchen. Am Steuer zum Beispiel stand ein Mann in schäbiger

Lederjacke, wie sie Motorradfahrer tragen, mit einer Tonpfeife im Mund.

Als Holbrook zum zweitenmal an diesem Tag auf die Brücke kam – er trug ein Tablett mit Tee hinauf –, ließ ihn Hale zu sich rufen. Der Piratenhüptling war im Kartenhaus damit beschäftigt, mit einem Zirkel Entfernungen auf einer Admiralitätskarte abzusteichen, und hatte ein Segelhandbuch offen neben sich liegen.

»Steward«, sagte er, als Bill sich meldete, »geh hinunter und sag dem Zahlmeister, daß er mir sofort ein Verzeichnis des an Bord befindlichen Proviantes vorzulegen hat. Auch soll er den Laderaum Nr. 4 öffnen und alle für die West-Verpflegungsgesellschaft New York bestimmten Kisten herausholen lassen.«

Holbrook überbrachte dem Zahlmeister diese Befehle. Er hatte also, was die Lebensmittel betraf, recht gehabt und fragte sich nur, warum Toby Marsh nicht mehr über die Pläne der Söhne von Ragusa verraten hatte. Dann erinnerte er sich aber, daß ja auf der Fahrt nach Bath eine Aussöhnung zwischen Marsh und Laffin stattgefunden haben mußte.

Bill kehrte mit der Meldung auf die Brücke zurück, daß er den Auftrag ausgeführt habe und das Verzeichnis noch vor dem Abend in Hales Händen sein werde. Er benützte die Gelegenheit, die Situation in der Funkstation zu erkunden. Der Posten saß noch immer vor der Tür. Die Station befand sich in einem Deckaufbau, der mit Stahlblech verschalt war. Auf drei Seiten waren unter dem Dach kleine Fenster ausgespart.

Bill wollte das Bootsdeck über die hintere Treppe verlassen, weil er vermutete, daß dort irgendwo die rechtmäßigen Schiffsoffiziere gefangengehalten wurden. Er stieß tatsächlich auch bald auf zwei bewaffnete Posten.

Einer von ihnen rief ihn an:

»Halt! Wohin?«

»Zum achtern Niedergang, Sir«, antwortete Bill.

Der Mann wies mit dem Daumen nach der Brücke und befahl:

»Marsch, nach vorne!«

Holbrook war gerade dabei, der Aufforderung nachzukommen, als die Tür einer achtern Deckkabine aufging – wie gelähmt blieb er stehen und glotzte den Seeoffizier an, der herausgetreten war. Der Mann war in Paradeuniform, auf dem Kopf trug er den mit Goldborten reichgeschmückten Sturmhut, und auf der Brust des enganliegenden Flottenrocks glänzten Orden und Medaillen aller Art. Eine Goldborte lief die Hosennaht entlang, und auf der linken Seite baumelte ein Seeoffiziersdegen.

Bill traute zuerst seinen Augen nicht, dann aber kam die Gestalt, ein langes Fernrohr unter den Arm geklemmt, auf ihn zugeschritten.

Es war Laffin! Aber ein vollkommen verwandelter Laffin. Er trug das Haupt hoch.

»Was suchen Sie, mein Junge?« fragte er.

Bill erwies stramm die militärische Ehrenbezeugung und antwortete mit seiner Fistelstimme:

»Ich bitte um Verzeihung, Sir! Ich wollte zum achtern Niedergang, aber man sagte mir, der sei gesperrt.«

»Ja, mein Junge, Sie müssen vorn hinab«, sagte der Doktor mit freundlicher Herablassung. Er entfernte sich, kehrte aber gleich nochmals um und fragte: »Was denken sich denn die Leute unten?«

»Sie wissen noch nicht recht, was los ist, Sir. Sie wundern sich nur alle, daß es so kalt geworden ist.«

»Das kann ich mir vorstellen, kann ich mir vorstellen –«, kicherte Laffin. »Wen bedienen denn Sie, junger Freund? Sie sind doch Steward, nicht wahr?«

»Ja, Sir – nun, zum Beispiel Mr. Stone ...«

Der Doktor zog die Augenbrauen hoch.

»So, so! Mr. Lambert Stone und seine schöne Nichte? Das ist ja sehr interessant. Und wie finden sich Mr. Lambert Stone und seine schöne Nichte in die veränderte Lage? Ist ein Erlebnis für die junge Dame, möchte man meinen – ein ganz bemerkenswertes Erlebnis!«

Mit einer gnädigen Handbewegung entließ er den Steward. Bill wagte erst, erleichtert aufzuatmen, als er sich wieder auf dem verlassenem Promenadendeck befand.

### 39

Am Abend sprang ein eisiger Wind auf, der den Aufenthalt im Freien äußerst unangenehm machte. Alle sammelten sich um die großen Kaminfeuer in den Gesellschaftsräumen, und jeder hatte von vereisten Korridoren und Kabinen zu erzählen, in denen man es nur im Bett aushalten konnte.

Als Bill abends in Stones Wohnraum beschäftigt war, bemerkte er plötzlich, daß die »Escorial« ihre Fahrtgeschwindigkeit bedeutend verringert hatte. Er eilte auf Deck und sah, daß das Schiff in dichtesten Nebel geraten war. Das war die Gelegenheit, auf die er gewartet hatte. Das Glück kam ihm noch weiter zu Hilfe: Er traf den Decksteward, der gerade mit einem Tablett voll Kaffeegeschirr unterwegs zum Bootsdeck war.

»Ich werde das übernehmen –«, sagte er. »Für wen ist



es?«

»Für die Offiziere auf der Brücke«, antwortete der Steward, der froh war, nicht selbst hinauf zu müssen. »Jede Stunde muß ihnen etwas Warmes gebracht werden.«

Bill stieg hinauf und stellte das Tablett auf Deck ab. Der Nebel war so dicht, daß er weder die Brücke noch die Funkstation sehen konnte. Es war keine Zeit zu verlieren. Mit klammen Fingern goß er Kaffee und Milch ein, gab Zucker dazu und ließ schließlich aus dem Fläschchen, das er in der Tasche hatte, in jede der beiden gefüllten Tassen eine gehörige Portion des Betäubungsmittels fließen. Vorsichtig mit den Tassen balancierend, machte er sich auf den Weg zur Funkstation. Der Posten sah ihn kommen und rief ihn an.

»Der Kapitän schickt euch einen warmen Schluck!« gab Bill zurück.

»War auch höchste Zeit«, knurrte der Posten. »Die ist für den Funker?«

Er öffnete die Tür zur Station, und die in zahllose Lumpen gehüllte Gestalt des Funkers erschien im Türrahmen, um die Tasse entgegenzunehmen.

Bill wartete die Wirkung des Getränks auf die beiden nicht ab, sondern eilte mit seinem Tragbrett auf die Brücke und ins Kartenhaus. Die Brücke war voll von Leuten. Er hörte, wie Harvey Hale über den Wetterumschlag fluchte, und fing einige Brocken der Unterhaltung auf:

»... nur ein Nebelstreifen. Wir sind noch mehr als fünfzig Meilen vom Treffpunkt entfernt, den wir mit der ›Inland‹ ...«

Sie waren also im Begriff, einen vorausbestimmten Punkt anzulaufen, um dort mit einem anderen Schiff zusammenzutreffen. Auf diesen Gedanken war Bill noch nicht gekommen. In diesem Augenblick ließ sich eine

andere Stimme vernehmen:

»Wir werden ja doch auf sie warten müssen, glauben Sie nicht, Kapitän? Sie muß doch weit zurückgeblieben sein – keiner von diesen Tankdampfern läuft mehr als zehn Knoten.«

»Die ›Thomas Inland‹ macht gute fünfundzwanzig«, erwiderte Hale. »Sie ist von einer ganz neuen Art ...«

Hier wurde seine Stimme von anderen Geräuschen übertönt.

Die ›Thomas Inland‹!

Wo hatte er nur diesen Namen schon gehört? Auf einmal fiel ihm die am schwarzen Brett angeschlagene Funknachricht ein.

Mit dem gestohlenen Tankdampfer also hatte die ›Escorial‹ ein Zusammentreffen vereinbart! Daher verhielt sich die Bande an Bord so untätig. Doch würde das Tankschiff genug Öl an Bord führen, um der ›Escorial‹ das Anlaufen New Yorks zu ermöglichen? Da schoß ihm ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf: Der Dampfer konnte die Bande und ihre Schätze nach einem sicheren Hafen befördern – was brauchten sie sich da noch um die ›Escorial‹ zu kümmern? Die würde man einfach dem Packeis und dem weißen Tod überlassen!

Er flog die Treppe hinunter, tastete sich durch den Nebel zur Funkstation und erkannte auf den ersten Blick, daß seine Medizin gewirkt hatte. Der Posten lag bewußtlos vor der Tür.

Bill zögerte keinen Augenblick – er zerrte den Mann bis zur Reling, schob ihn langsam darüber und ließ ihn in die dunkle Flut gleiten. Alles hing davon ab, daß er einige Minuten ungestört an den Apparaten arbeiten konnte. Hunderte von Menschenleben an Bord standen auf dem Spiel, da kam es nicht mehr auf das Leben eines

Bösewichts an.

Auch der Funker lag regungslos über seinen Tisch hingestreckt. Bill schleppte ihn ebenfalls aufs Deck hinaus und ließ ihn ohne jede Gewissensregung über Bord gehen. Die Tassen und Löffel folgten. Gleich darauf saß er schon mit angelegtem Kopfhörer am Sender.

Während er mit steifgefrorenen Fingern am Schalter arbeitete und sein Rufzeichen durch den Äther jagte, schweiften seine Augen über die herumliegenden Papiere. Es waren Funksprüche der britischen Admiralität und des amerikanischen Flottenkommandos, die allen Schiffen auftrugen, nach der ›Escorial‹ Ausschau zu halten. Tipp-tapp, tipp-tapp ließ er den Taster rastlos arbeiten, bis Kap Cod mit seinem Erkennungszeichen antwortete. Dann gab er zweimal hintereinander folgende Funkmeldung durch:

›Escorial in der Hand von Piraten. Standort ungefähr 64 Grad Nord, 45 Grad West. Kurs nördlich. Verständigt Sussex und Kent. SOS.‹

Nach einer kurzen Pause kam die Antwort:

›Sussex, Kent und drei amerikanische leichte Kreuzer machen Jagd auf euch. Position augenblicklich 60 Nord, 46 West. Werden verständigt.‹

Fast unmittelbar hinterher fing er einen andern Funkspruch auf. Er stammte von der ›Kent‹ und war offenbar an die zurückgebliebene ›Sussex‹ gerichtet:

›Funkspruch Escorial aufgenommen. Dampfer peilt Nordost zu Nord. Eigenpeilung angeben.‹

Die Antwort der ›Sussex‹ vermochte er nicht abzulesen, dagegen hörte er nach vier oder fünf Minuten abermals die ›Kent‹:

›Verfolge mit Volldampf Jagdkurs. Verständigt nächsten amerikanischen Kreuzer.‹

Bill nahm mit einem Gefühl unsäglicher Erleichterung den Kopfhörer ab. Im gleichen Augenblick rüttelte jemand an der von innen versperrten Tür der Station, und eine Stimme schrie:

»Was ist denn da drinnen los?«

Die drei hochgelegenen Fenster der Funkstation waren so angebracht, daß man von draußen nicht ohne weiteres hineinschauen konnte. Bill kletterte auf den Tisch unterhalb des Backbordfensters, löste mit fliegenden Händen die Schrauben und stieß den Flügel auf. Ein paar Sekunden danach stand er schon auf Deck und rannte, so schnell ihn die Beine trugen, nach achtern. Er wußte, daß der Niedergang dort bewacht war, daher blieb ihm nichts anderes übrig, als über die Reling zu setzen, sich mit beiden Händen an der Deckleiste anzuklammern und mit einem Schwung auf das darunterliegende Deck fallen zu lassen. Es war keine ganz leichte Sache, denn in dem dichten Nebel konnte er nicht ausmachen, wo er landen würde, doch das Wagnis gelang.

Es handelte sich jetzt zunächst darum, ob Hale einen Verdacht gegen den Steward gefaßt hatte, der mit dem Tragbrett auf der Brücke gewesen war. Bill blieb nichts anderes als abzuwarten. Er eilte in seine Dienstkabine hinab, versteckte das Giftfläschchen und begab sich wieder auf Deck. Er brauchte nicht lange zu warten, denn

bald darauf erschallte viermal hintereinander die Dampfpeife. Das war das Signal, das alle Mann an Deck rief.

»Jetzt wird man entdecken, daß ich ein blinder Passagier oder etwas Ähnliches bin«, sagte Bill zu sich selbst.

Er trat mit den andern Stewards auf dem unteren Promenadendeck an. Nach etwa einer halben Stunde sah er die mächtige Gestalt Harvey Hales näher kommen, der Mann für Mann musterte. Vor Bill blieb er stehen.

»Du bist doch der Steward, der vor kurzem Kaffee auf die Brücke gebracht hat, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

»Was hast du auf dem Bootsdeck zu tun gehabt?«

Die Frage allein schon sagte Holbrook, daß sich der Kapitän nur in Vermutungen erging, denn sonst hätte er sich nicht lange mit Fragen aufgehalten.

»Auf dem Bootsdeck, Sir?« erwiderte Bill. »Ich mußte doch über das Bootsdeck, um zu Ihnen zu kommen.«

»Und bist du dann geradewegs auf das Promenadendeck zurückgekehrt?«

»Ja, Sir.«

»Der Posten behauptet aber, du wärest nicht an ihm vorbeigekommen.«

Bill begriff, daß er jetzt um sein Leben lügen mußte.

»Es war gar kein Posten auf der Treppe«, sagte er.

Es war ein verzweifelter Versuch, sich aus der Schlinge zu ziehen, aber zufällig hatte er Erfolg. Hale wandte sich mit einem Fluch seinem Begleiter zu.

»Das kommt davon, wenn man so einen Kerl von der Küstenfahrt an Bord eines Hochseeschiffes verwendet!« schimpfte er. »Es ist wahr, daß der Mann nicht an seinem

Platz war. Ich sah ihn auch nicht, als ich herunterkam!«

Wenige Minuten später durfte die Schiffsbemannung wieder wegtreten, worauf sich Bill mit einem Gefühl ungeheurer Erleichterung in seine Kabine zurückzog. Das Verschwinden des Funkers und des Wachtpostens vor der Station war offenbar bereits entdeckt worden.

Das Schiff war schon eine Zeitlang auffallend langsam gefahren. Gegen elf Uhr nachts holte es unter großem Getöse bedrohlich nach Backbord über, so daß alles an Bord dachte, es sei der letzte Augenblick gekommen. Aber die ›Escorial‹ hatte nur einen Eisberg gestreift, und eine Stunde später kam der Dampfer vom Nebel frei.

Ein wunderbarer Anblick bot sich den so unsanft in ihrer Nachtruhe Gestörten dar. Das Meer war ringsherum mit Treibeis bedeckt, und inmitten der Schollen, die wie kleine, schwimmende Inseln aussahen, zeigten sich hier und da die abenteuerlichen, zerklüfteten Formen eines großen, stark geschmolzenen Eisbergs.

Mittlerweile war den Passagieren auch das Betreten des Promenadendecks verboten worden. Holbrook vermutete, daß diese Maßnahme mit dem Verschwinden der beiden Piraten aus der Funkzentrale zusammenhing. Er gönnte sich einige Stunden Schlaf, und als er erwachte, stellte er fest, daß die ›Escorial‹ wieder volle Fahrt aufgenommen hatte und die See verhältnismäßig eisfrei geworden war. Als erstes eilte er zu den Stoneschen Wohnräumen. Das war seiner Ansicht nach der gefährdetste Punkt. Zweimal hatte sich Dr. Laffin auf seiner Jagd nach Reichtum bitter enttäuscht gesehen: Einmal, als er den alten Lord ermordete, ohne die erhofften Geldmittel kassieren zu können, und dann, als er den Großprior beiseite schaffte und von Pawter daran gehindert wurde, sich der Gewinne zu bemächtigen. Das dritte Mal würde er sich wohl nach jeder Richtung hin sichern. Er hatte zwar fünfzig

Millionen Dollar in der Hand, aber die konnten ihm immer noch entslüpfen. Das Vermögen seiner Frau hingegen war ihm sicher. Seine Frau mußte daher erben!

Früh am Nachmittag blieben die Schiffsmaschinen stehen. Bill schaute nach und sah, daß von der Brücke aus gelotet wurde. Bald darauf fiel der schwere Buganker, lief die Kette rasselnd aus, so daß in der Klüse die Funken stoben. Die Maschinen schlugen zurück, dann trat eine unheimliche Stille ein.

Das Treibeis war wieder dichter geworden. Zu beiden Seiten konnte man Eisberge sehen. Auf einer langsam vorbeitreibenden Scholle lagen zwei Seelöwen. Ein Kollege erzählte Bill, daß er auf einem kleinen Eisberg sogar einen Bären beobachtet habe.

Bill suchte den Zahlmeister auf, der fröstelnd vor seinem kleinen elektrischen Ofen saß.

»Wir haben nur noch für etwa drei Fahrtage Treibstoff«, flüsterte er. »Unsere einzige Hoffnung besteht darin, daß wir vor Anker bleiben, dann sind wir wenigstens imstande, noch zwei Monate die Dynamos laufen zu lassen.«

»Und was wird nach den zwei Monaten mit uns geschehen?«

»Dann sitzen wir eben im Packeis fest und erfrieren! Ich weiß wirklich nicht, was sich die Leute vorstellen. Es geht ihnen ja selbst an den Kragen.«

Da erzählte Bill von dem Entsatzschiff, das die Piraten für sich und die Beute erwarteten, und von den Funksprüchen, die er hinausgeschickt hatte. Diese Mitteilungen belebten den Zahlmeister etwas.

»Sie waren das also? Ich habe davon reden hören, daß zwei Leute verlorengegangen seien.«

»Nehmen wir an, die Bande verläßt uns wirklich: Hätten

wir genug Öl an Bord, um wenigstens die nördliche Schifffahrtsroute zu erreichen?« fragte Bill.

Der Zahlmeister schüttelte den Kopf.

»Kaum. Und selbst wenn wir genug Öl hätten, könnten wir doch nicht fahren, denn sie werden uns die Maschinen unbrauchbar machen, und ich bin überzeugt, daß sie das sehr gründlich besorgen. Übrigens beginnt man uns auch schon weniger rücksichtsvoll zu behandeln – ich habe Befehl bekommen, alles frische Fleisch für die Piraten aufzusparen und alle übrigen Leute an Bord auf Seekost zu setzen. Wir werden uns also von Büchsenfleisch und Trockenproviant ernähren müssen.«

## 40

Die nächsten drei Tage erschienen Bill wie ein böser Traum. Drei Zwischendeckpassagiere starben vor Kälte und Entbehrung. Ein Mann in der zweiten Klasse wurde tobsüchtig und fiel über seine Schicksalsgenossen her. Die kommende große Tragödie warf ihre Schatten voraus. Und doch konnte Holbrook nicht recht an das unvermeidlich erscheinende Ende glauben. Es war einfach zu phantastisch, wenn man sich vorstellte, daß ein solcher Ozeanriese so leicht gestohlen werden konnte wie eine Uhr im Gedränge auf dem Rennplatz.

Am Abend des zweiten Tages kam der Decksteward höchst aufgeregt zu ihm gelaufen.

»Ein Schiff in Sicht!« stieß er atemlos hervor.

»Ein Kriegsschiff?« fragte Bill, und sein Herz schlug höher.

»Nein, es scheint mir eher ein Tankdampfer zu sein.«



Bill wußte, noch ehe das plumpe Fahrzeug in einiger Entfernung vom Dampfer vor Anker ging, daß es die ›Thomas Inland‹ war, und daß nun bald die Stunde höchster Gefahr kommen mußte.

Vom unteren Promenadendeck aus sah er, wie das Tankschiff ankerte und ein Seitenboot klargemacht wurde, das rasch auf die ›Escorial‹ zugerudert kam. Ein Fallreep war gesetzt worden, das Boot legte an, ein Mann polterte herauf, wurde sogleich von Harvey Hale in Empfang genommen und auf die Brücke geführt.

Die Besprechung zwischen den beiden dauerte recht lange, dann fuhr der Fremde zur ›Thomas Inland‹ zurück, die bald darauf Anker lichtete, längsseits kam und sich neben dem Riesen vertäute. Man hörte die Ladewinden kreischen. Die Piraten begannen die erbeuteten Güter auf den Tanker zu schaffen.

Bill eilte zu Mr. Stone.

»Wo ist Betty?« rief er.

»In ihrer Kabine. Was wollen Sie von ihr?«

»Kommen Sie beide mit ...«

Er klopfte an die Tür, Betty erschien.

»Ziehen Sie Ihren Mantel an!« befahl Bill, und sie gehorchte ohne weiteres. Dann führte er das Mädchen und Mr. Stone durch den Gang und in seine eigene Kabine. »Bleiben Sie einstweilen in dieser Kabine, bis ich Sie hole. Sie dürfen niemandem Ihre Anwesenheit verraten. Ich werde die Tür von außen absperren. Wenn jemand ...«

Draußen im Korridor rief jemand Bill bei seinem angenommenen Namen Smithers, worauf er hastig hinauslief, die Tür verspernte und den Schlüssel in die Tasche steckte.

Es war der Zahlmeister, der ihn gesucht hatte.

»Wo ist Mr. Stone?« fragte er. »Er soll sofort auf die Brücke kommen und Miss Stone auch.«

»Ich habe ihn nicht gesehen«, log Bill. »Vielleicht ist er im Rauchsalon oder im Schreibzimmer.«

»Suchen Sie ihn sofort«, befahl der Zahlmeister ungeduldig. »Der Kerl da oben gebärdet sich wie ein Tobsüchtiger.«

Bill verschwand und trieb sich lange genug unter Deck herum, um dem Zahlmeister melden zu können, daß er Mr. Stone und seine Nichte überall gesucht, aber nirgends gefunden habe.

»Gehen Sie selbst hinauf und melden Sie ihm das!« knurrte der Zahlmeister.

Bill trat ohne die geringste Angst vor den wütenden Piratenkapitän. Bei dieser Gelegenheit stellte er fest, daß mindestens einer von ihrer kleinen Gesellschaft bereits ein Gefangener war: Clive Lowbridge saß mit gefesselten Händen und trübseliger Miene im Kartenhaus.

»Lauf hinunter und sag diesem Idioten von Zahlmeister, daß ich ihm das Herz aus dem Leibe reißen lasse, wenn er mir die Stones nicht zur Stelle schafft!« brüllte Hale.

Er hatte offenbar stark getrunken. Seine Zunge war schwer und sein Gang schwankend, obschon er sich oft gebrüstet hatte, daß Alkohol keinen Einfluß auf ihn habe.

»Was ist denn los, was ist denn los?« ließ sich jetzt eine tadelnde Stimme vernehmen.

Bill drehte sich um und sah Laffin vor sich. Er war noch immer in seiner schmucken Uniform, und wenn er auch einen Mantel übergezogen hatte, sah man doch den Degenknauf aus der Säbelscheide ragen.

»Das ist keine Art, mein Freund! Sie sprechen von meiner Gemahlin und von ihrem hochachtbaren

Verwandten. Wir wollen ihnen das höfliche Ersuchen übermitteln lassen, doch heraufzukommen, und eine ihrem Rang entsprechende Ehrenwache zu ihrer Begleitung bestimmen. Verstehen Sie mich, Hale?«

»Ich verstehe gar nichts –«, grölte der Riese. »Ich weiß nur, daß ich diese Leute auf der Brücke haben will, und daß ich sie herbeischaffen lassen werde.«

Dr. Laffin machte eine überaus würdevolle Handbewegung.

»Dann kann ich Ihnen nur sagen, daß Sie abgesetzt sind. Ich, Ihr Kommodore, Ihr Großmeister, das unumschränkte Oberhaupt des Dreiundzwanzigsten Grades, sage Ihnen das ...«

Bill sah, wie sich Hale vorneigte, als wollte er sich verbeugen. Gleich darauf blitzte ein Messer auf. Einmal, zweimal stieß der Riese blitzschnell zu. Laffin sank in die Knie, schwankte noch einen Augenblick, dann fuhr ihm die Klinge rasch ein drittes Mal zwischen die Rippen. Der alte Mann fiel zu Boden und blieb regungslos liegen.

»Schmeißt den Kerl über Bord!« befahl Hale kurz. Die Tat hatte ihn ernüchtert, sein Gesicht war aschfahl geworden. »Macht rasch! Oder muß ich euch erst Beine machen?«

Zwei Männer sprangen herbei. Bill hörte, wie der Säbel Laffins klirrend gegen die Planken schlug, als sie den Leichnam zur Reling schleppten, und vernahm das Aufplatschen des Körpers auf dem Wasser. Das Ganze war so schnell vor sich gegangen, daß es ihm gar nicht zu Bewußtsein kam, soeben Zeuge eines Mordes gewesen zu sein.

»So, mein Junge, jetzt geh hinunter und sag dem Zahlmeister, er soll sofort heraufkommen und die Stones mitbringen. Bist du übrigens nicht der Mann, der auf die

Brücke kam, als zwei von meinen Leuten verschwanden, he?« Hale betrachtete den Steward mit zusammengekniffenen Augen, als wäre ein ganz neues Interesse für den jungen Mann in ihm erwacht. »Wie heißt du?«

»Smithers«, antwortete Bill.

»Also, troll dich jetzt und komm mit den Stones zurück. Ich muß auch mit dir noch ein Wörtchen reden.«

Holbrook sah sich verstohlen im Kreise um. Jeder der Männer um ihn war bewaffnet. Er hätte wohl Harvey Hale an Ort und Stelle niederknallen und vielleicht noch zwei oder drei andere erledigen können, dann aber hätte man ihn überwältigt. Es waren zu viele.

»Hallo!« rief ihn Hale zurück. »Ich brauche einen Funker. Kennst du dich damit aus?«

»Nein, Sir.«

»Aber Morsezeichen kennst du doch?«

Bill ahnte, daß auch der Schiffer der ›Thomas Inland‹ seinen Rundspruch aufgefangen und Hale darauf aufmerksam gemacht haben dürfte.

»Nein, Sir, ich kenne auch die Morsezeichen nicht«, erwiderte er.

»Hm, hm!« brummte Hale, den Kopf bedächtig schüttelnd.

Es schien ihm offenbar nicht geraten, den verdächtigen Steward allein gehen zu lassen, denn Bill merkte sehr bald, daß ihm zwei der Banditen nachschlichen.

Er lief den Personalkorridor entlang, öffnete die Tür seiner Kabine und rief Betty und ihren Onkel heraus.

»Kommen Sie – wir dürften auf dem Bootsdeck noch am sichersten sein.« Unterwegs erwähnte er kurz Laffins Tod. »Da vorne erwarten uns zwei von Hales Leuten. Wir werden also keine Gelegenheit mehr haben, ungestört

miteinander zu sprechen. Ich bitte Sie nur, mir überallhin blind zu folgen. Haben Sie die Pistole bei sich?»

Betty zeigte auf die Tasche in ihrem Arm.

Bill führte die beiden Stones hinauf auf Deck. Die Banditen folgten ihnen auf den Fersen.

»Gehen Sie voran –«, sagte Bill, als sie bei der zum Bootsdeck führenden Treppe anlangten.

Stone übernahm die Führung, dann kam das Mädchen, schließlich Bill, gefolgt von den Aufpassern. Als er die obersten Stufen der Treppe erreicht hatte, drehte er sich plötzlich um und versetzte dem Mann hinter ihm einen so gewaltigen Fußtritt in die Magengegend, daß er zusammenbrach und im Fall den zweiten mit sich riß.

»Mir nach!« schrie Holbrook und lief auf die Funkstation zu.

Der Posten vor dem Eingang zog den Revolver, aber noch bevor er zielen konnte, hatte Bill ihn schon niedergeschossen und war in den Funkraum gestürzt. Der neue Funker setzte ihm keinen Widerstand entgegen – er ließ seinen Revolver fallen und hob die Hände hoch.

»Hinaus!« schrie ihn Bill an und stieß ihn ins Freie.

Rasch zog er Betty und Mr. Stone in die Station hinein, verriegelte sofort die Tür und machte sich in größter Eile daran, die Fenster zu öffnen. Er hatte früher schon festgestellt, daß er durch eines von ihnen sowohl die obere als auch die untere Brücke unter Feuer nehmen konnte, was die Banditen auch bald zu spüren bekamen. Als einer sich unvorsichtig vorwagte, streckte ihn eine Kugel Bills sofort nieder. Das wirkte abschreckend auf die übrigen.

»Sie werden vermutlich keinen direkten Angriff wagen«, meinte er, »sondern uns auszuhungern versuchen. Glücklicherweise gibt es hier keine Nacht.« Er nahm einen

der beiden großen Dienstrevolver, die der Funker auf dem Tisch zurückgelassen hatte, und reichte ihn Stone. »Eine höchst willkommene Ergänzung unserer Bewaffnung, wie? Nehmen Sie den und decken Sie die Backbordtreppe – ich übernehme die auf Steuerbord. Schießen Sie auf jeden, der sich zeigt. Jeder verdient eine Kugel.«

»Kann ich nicht auch etwas tun?« erkundigte sich Betty völlig ruhig.

»Es ist mir lieber, wenn sie vorläufig in Deckung bleiben. Das Stahlblech dürfte Kugeln ohne weiteres widerstehen. Die gefährliche Seite aber ist die achtern, wo wir einen Angriff nicht beobachten können.«

Tatsächlich zeigte sich bald, daß die größte Gefahr von oben drohte, denn man hörte das Getrampel von Füßen und dröhnende Axthiebe auf dem Dach der Station. Doch die Hiebe hörten bald wieder auf, und auch die Schritte auf dem Stahldach waren nicht mehr zu hören. Was sollte das bedeuten? Dann setzte das Getrampel von neuem ein. Ein schwerer Gegenstand schien über die Dachplatten geschleift zu werden. Das Rätsel war darauf gelöst, denn von oben her schob sich das Spritzrohr eines Feuerlöschschlauchs durch das offene Fenster. Bill sprang sofort darauf zu und packte das Rohr, um es hinauszustoßen, was ihm jedoch nicht gelungen wäre, wenn der Druckstrahl gleich eingesetzt hätte. Zu seiner Verwunderung kam aber überhaupt kein Wasser.

»Die Löschleitung dürfte eingefroren sein«, vermutete Stone.

»Dann werden sie uns als nächstes auszuräuchern versuchen«, meinte Bill. »Ich hoffe nur, daß sie keine Handgranaten an Bord haben.«

Betty lief es kalt über den Rücken.

»Sie sagten, Clive Lowbridge sei gefangengenommen

worden?« fragte sie. »Wieso eigentlich?«

»Den werden sie entweder als Geisel oder als Zwischenhändler verwenden.«

Und Bill hatte richtig geraten. Schon nach kurzer Zeit erschien wahrhaftig Clive auf der Brücke. Er trug noch immer Handschellen und sah ungemein verängstigt aus.

»Nicht herunterkommen! Was wollen Sie?« schrie ihn Bill an.

Von seinem Fenster aus konnte er nicht nur die Brücke überblicken, sondern auch den Bug der friedlich an ihrer Ankerkette schwankenden ›Escorial‹ sowie ein ziemliches Stück des Horizonts.

»Ich habe Ihnen etwas zu bestellen –«, gab Clive aufgeregt schreiend zurück. »Schießen Sie nicht auf mich! Ich tue ja mein Bestes für Sie!«

»Sagen Sie den anderen, keiner soll sich sehen lassen!« warnte Bill, während sich Seine Lordschaft Stufe um Stufe die Treppe hinabschob.

Bald darauf stand Clive unter dem offenen Fenster.

»Sie bieten Ihnen an, es werde Ihnen nichts geschehen, wenn Sie sich ergeben. Hale hat den Doktor umgebracht, wie Sie ja wissen. Er will jetzt umkehren, sich als Kronzeuge stellen und das Schiff den New Yorker Behörden ausliefern.«

»Und das glauben Sie ihm?«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich glauben soll, Holbrook! Aber man hat mir in Aussicht gestellte, mich baumeln zu lassen, wenn ich Sie nicht gefügig machen kann. Sie sagen, Sie könnten ruhig in Ihre Kabine zurückgehen, es würde Ihnen kein Haar gekrümmt werden.«

»Fällt mir gar nicht ein!«

Lowbridge sah sich furchtsam um.

»Eigentlich möchte ich Sie bitten, mich hineinzulassen, fürchte aber, daß diese Kerle mich niederschießen, wenn ich einen Schritt weitergehe. Sie haben ihre Gewehre auf mich gerichtet. Ich glaube, Hale hat Angst!«

»Dann kann er ja Anker lichten und das Schiff auf einen südlichen Kurs legen«, entgegnete Bill. »Was aber uns anbelangt, so können wir ebensogut hier in der Station leben wie anderswo. Wer hat Ihnen übrigens gesagt, wer ich bin?«

»Die Leute wissen es. Ich persönlich hätte Sie nicht erkannt. Mein Gott, wenn ich bloß schon irgendwo an Land wäre! Was soll ich also diesen Wilden von Ihnen ausrichten?«

»Hale soll einfach nach Süden fahren. Ich traue ihm nicht, und Sie wären ein Narr, wenn Sie es täten. Warum sollte er Ihnen mit Aufhängen drohen, wenn er nicht Übles im Schilde führte?«

»Offenbar möchte er sich Ihrer Unterstützung versichern – er scheint an einen unbegrenzten Einfluß der Presse zu glauben ...«

Holbrook stimmte ein Hohngelächter an.

»Hält er mich für schwachsinnig? Ich würde es sehr bedauern, wenn meine Weigerung Ihnen wirklich Ungelegenheiten bereiten würde, aber ich kann nicht nachgeben. Übrigens glaube ich nicht, daß er seine Drohungen wahr machen wird. Sagen Sie ihm, daß ich die Station nicht räumen werde, solange wir nicht den 45. Breitengrad erreicht haben. Er hat Öl genug an Bord, um die Dampferoute anzulaufen.«

Der verzweifelte Clive kehrte auf die Brücke zurück.

»Was werden sie nun mit ihm anfangen?« fragte Stone



besorgt. »Glauben Sie, daß er ernstlich gefährdet ist?«

»Ich glaube nicht. Jedenfalls bleiben wir vorläufig hier.«

Das Schiff schwoite noch immer mit langsamen Pendelbewegungen vor Anker, Eisberge verdeckten teilweise den Horizont. Plötzlich aber sprang Bill von seinem erhöhten Ausguck, um ein Fernrohr zu holen, das er auf einem Bord hatte liegen sehen.

Weit draußen an einer freien Stelle der Kimm hatte er nämlich etwas bemerkt, was ihm wie Rauchsäulen vorgekommen war. Und das starke Glas verriet ihm noch mehr – er konnte die Schlote und Masten von drei Schiffen erkennen. Die »Kent« und die »Sussex« hätte er nicht zu unterscheiden vermocht, der hohe Gittermast des dritten Schiffes jedoch ließ ihn nicht daran zweifeln, daß es ein Kreuzer der amerikanischen Flotte war.

»Was gibt's denn?« fragte Stone, der Holbrooks Tun gespannt beobachtet hatte.

Statt einer Antwort winkte ihm Bill, auf den Tisch zu kommen, dann reichte er ihm das Glas.

Aber auch auf der Brücke mußten die Kreuzer schon gesichtet worden sein. Man hörte Hale Befehle brüllen, und wenige Minuten später rasselte die Ankerkette über die Winde. Der Maschinentelegraf klingelte, und gleich darauf steuerte die »Escorial« über Heck vom Ankerplatz.

Auch auf der »Thomas Inland« begann es sich zu regen. Sie warf die Trosse los, mit der sie an der »Escorial« vertäut gewesen war.

»Kiellinie, auf Manövrierdistanz!« hörte man Hales Stentorstimme hinüberbrüllen. »Vielleicht muß ich Ölvorrat ergänzen, Hackett ...«

Immerhin dauerte es fast eine halbe Stunde, bis die »Escorial« volle Fahrt aufnahm. Bill spähte in äußerster

Spannung nach den Kreuzern. In seiner Ungeduld kam es ihm vor, als bewegten sie sich gar nicht, dennoch bemerkte er, daß sie sich genähert hatten, denn die Schlotte ragten jetzt schon ziemlich hoch über die Kimm empor.

Da die ›Escorial‹ abgedreht hatte, waren die Kriegsschiffe jetzt durch das Backbordfenster zu sehen. Plötzlich wirbelte vom mittleren Kreuzer eine kleine weiße Rauchwolke auf, und gleich darauf dröhnte durch die arktische Stille ein Kanonenschuß. Das Geschoß schlug zwischen ›Escorial‹ und ›Thomas Inland‹ ein und ließ eine hohe Wassergarbe aufspritzen.

»Sie schießen nicht auf uns«, beruhigte Bill seine erschrockenen Gefährten. »Sie schießen sich vorläufig nur auf die Entfernung ein. Vielleicht ist es auch eine Aufforderung an Hale, sich zu ergeben.«

Die ›Escorial‹ stürmte mit voller Kraft vorwärts. Vor dem Bug wurde eine kompakte Masse von Treibeis sichtbar, aus der zahlreiche Eisberge emporragten, so daß es aussah, als läge Land vor ihnen.

»Er wird es doch nicht wagen, da hineinzufahren?« fragte sich Bill im stillen. Im nächsten Moment sah er schon, wie die ›Thomas Inland‹, die während des Wendemanövers der ›Escorial‹ die Führung übernommen hatte, nach Backbord ausschor.

Eine Zeitlang sah es so aus, als ob sie direkt auf die Kriegsschiffe zusteuerten. Der Grund war klar: Die Eisbarriere im Norden war undurchdringlich.

»Hallo, Funkstation!« brüllte in diesem Augenblick Hale durchs Megaphon herab. »Warnen Sie die Kreuzer, daß ich das Schiff versenke, wenn sie mir zu nahe kommen!«

Im Eifer der Verteidigung hatte Bill die eigentliche Zweckbestimmung ihrer Zufluchtsstätte ganz vergessen. Nun überließ er Betty seinen Beobachtungsposten,

während er selbst sich an den Apparat setzte und die Kreuzer anzurufen begann. Sehr bald bekam er vom Amerikaner Antwort und übermittelte die Drohung des Kapitäns.

Die Antwort lautete: ›Wer ist am Apparat? Ist das Schiff vor euch die ›Thomas Inland‹?‹

Bill bejahte und gab in gedrängter Form Aufschluß über die Lage. Etwas später ließ sich der Amerikaner wieder hören: ›Ich lasse das Tankschiff wissen, daß ich es vernichten werde, wenn es nicht sofort stoppt.‹

Bill funkte in aller Eile zurück: ›Tanker führt fünfzig Millionen Dollar an Bord. Kriegsschuldzinsen!‹

Den Kommandanten des amerikanischen Kreuzers schien diese Mitteilung jedoch nicht zu beeindrucken, oder aber er hielt andere Dinge für wichtiger als Geld, denn wenig später stieg von seinem Bug wieder ein kleines weißes Wölkchen auf – man hörte ein Sausen, das allmählich in ein Heulen überging, und sah gleich darauf die Brücke des Tankdampfers in Rauch und Flammen gehüllt. Als der Rauch sich etwas verzogen hatte, konnte man erkennen, daß das Schiff manövrierunfähig war. Es drehte langsam ab und legte sich quer vor den Bug der ›Escorial‹. Nur der hervorragenden Steuerkunst Kapitän Hales war es zu verdanken, daß er den Tanker nicht rammte. Bill arbeitete mit Feuereifer am Taster. Er meldete: ›Tanker mitschiffs getroffen. Brücke weggeblasen. Wahrscheinlich Brand an Bord. Manövrierunfähig.‹

Fast gleichzeitig kam ihm von allen drei Seiten ein ›Danke‹ zu. Und dann brach eines von ihnen, es war die ›Sussex‹, aus der Linie aus. Sie fuhr mit äußerster Kraft, die Flammen schlugen aus ihren Schloten.

Immer näher kam das Kriegsschiff. Man konnte keinen Menschen auf Deck wahrnehmen. Es hatte ›Klarschiff

zum Gefecht gemacht. Vier lange Rohre blieben, sich langsam drehend, immerzu drohend auf den Dampfer gerichtet.

Das Deck der ›Escorial‹ erzitterte. Auch ihre Maschinen wurden auf höchste Touren gebracht. Zwei hohe Wellen legten sich um den Bug.

Mit dem nächsten Funkspruch kam die Frage: ›Besteht Gefahr, daß Piraten Drohung mit Versenken wahr-machen?‹

Bill antwortete sofort mit ›Ja‹.

›Wieviel Treibstoff ist noch vorhanden?‹

›Sehr wenig.‹

Einige Zeit herrschte Stille im Äther, dann ließ sich die ›Sussex‹ mit der kaltblütigen Mitteilung hören: ›Werde mich in der Nähe halten, allenfalls Escorial am Bug leckschießen.‹

»Das wäre ein Spaß für sie!« brummte Bill.

## 41

Die ›Sussex‹ kam unaufhaltsam näher. Vorne über der Kimm lag ein grauer Streifen – Nebel! Harvey Hale hatte die Bank schon seit langem bemerkt und strebte in rasender Fahrt auf sie zu. Die ›Thomas Inland‹ war weit zurückgeblieben. Bill sah, daß sie geentert wurde.

Auf Backbord kam von achtern der amerikanische Kreuzer auf, während auf Steuerbord die ›Sussex‹ mit voller Kraft aufholte. Zwischen den beiden grauen Seeteufeln eingeklemmt, blieb Hale eigentlich wenig Aussicht auf ein Entkommen. Doch eine Nebelbank auf Backbord war zum Greifen nah, und die ›Escorial‹ legte

plötzlich hart nach Backbord. Bei der Schwenkung kam sie dem Amerikaner so dicht vor den Bug, daß der Kommandant mit einer Maschine zurückschlagen mußte, um den Dampfer nicht zu rammen. Bis er wieder volle Fahrt aufnehmen konnte, hatte die ›Escorial‹ bereits eine Meile Vorsprung gewonnen. Gleichzeitig hatte das Manöver den amerikanischen Kreuzer derart in die Feuerlinie der ›Sussex‹ gebracht, daß diese ihre Geschütze nicht verwenden konnte. Und inzwischen war die ›Escorial‹ im dichten Nebel verschwunden.

Bill konnte nicht einmal mehr die Brücke sehen.

»Jetzt beginnt es ungemütlich zu werden«, sagte er.

Als er den Apparat wieder spielen lassen wollte, merkte er, daß er keine Zeichen mehr aufzufangen vermochte. Offenbar hatten sie droben die Antenne kaputt lassen.

Es war schon die ganze Zeit über kalt gewesen, auf einmal aber sank die Temperatur sehr spürbar. Das konnte nur die Nähe eines großen Eisberges – irgendwo im Nebel – bedeuten. Das Geklingel des Maschinentelegrafen und die Verlangsamung der Fahrt zeigten Bill an, daß Hale auch dieser Ansicht war.

Doch augenblicklich bedrückten ihn die unmittelbaren Gefahren, die ihm und seinen Begleitern drohten, weit mehr als alles andere, denn in dem dichten Nebel konnten sie die Funkstation kaum wirksam vor einem Angriff schützen. Holbrooks Befürchtungen erwiesen sich nur allzubald als gerechtfertigt, denn draußen begann jemand mit einem schweren Gegenstand gegen die Tür der Station anzurennen. Und es dauerte auch nicht lange, bis sie berstend und krachend aufsprang und ein Rudel Angreifer hereingestürzt kam.

Schießen war sinnlos. Bill wurde überwältigt, zu Boden geworfen und aufs Deck hinausgeschleppt.

»Tut dem Mädchen nichts!« kreischte Harvey Hale von der Brücke herab. »Und beeilt euch, ihr Schlappschwänze!«

Bill wurde auf die Brücke hinaufgezerrt und ins Kartenhaus geschleudert.

»Fesselt ihm die Hände!« befahl Hale. »Du verdammtes Schwein von einem Yankee, ich werde dich schon lehren, mit mir Schindluder zu treiben!« Er hielt ein volles Glas puren Whisky in der Hand und trank es in einem Zug leer. Grinsend wandte er sich an das Mädchen. »Um Sie, meine junge Dame, wäre es jammerschade, wenn wir nicht gut miteinander auskämen! Nun, ihr alle werdet mir noch von Nutzen sein, meine lieben Freunde! Das Geld auf der ›Thomas Inland‹ ist wohl zum Teufel. Aber ein Viertel der staatlichen Geldsendung ist noch an Bord. Und überdies sind das Geld und der Schmuck der Passagiere in meiner Hand – ganze Bündel Banknoten, Juwelen, Perlenschnüre, Uhren ... Ihr könnt euch also vorstellen, daß ich alles tun werde, um damit das Weite zu gewinnen. Wenn mir diese Hunde wieder zu nahe kommen, geht ihr, schön einer nach dem andern, über Bord, damit sie euch auffischen müssen und dadurch Zeit verlieren!«

In diesem Augenblick wurde nach dem Kapitän gerufen. Er lief hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Obschon sich der Nebel etwas lichtete, fuhr der Dampfer noch immer ganz langsam.

»Mir scheint, das Öl geht aus«, meinte Stone. »Das Abenteuer wird also wohl bald zu Ende sein.«

Bill schüttelte den Kopf.

»Es reicht noch für drei Tage. Der Zahlmeister hat es mir gesagt.«

Als nach einer Stunde der Nebel dünner und dünner wurde, konnte der Dampfer wieder seine ganze

Maschinenkraft ausnützen. Er steuerte einen nordwestlichen Kurs. Hale hatte offenbar die Absicht, die Nordküste Kanadas zu erreichen. Er mochte hoffen, in den landnahen Gewässern irgendein Küstenschiff anzutreffen, es zu kapern und darauf zu entfliehen.

Als er wieder bei den Gefangenen erschien, war er in aufgeräumter Stimmung. Er hatte ja einen erheblichen Vorsprung gewonnen und konnte ihn dauernd vergrößern. Die Kreuzer konnten ihm die Fahrt durch den Nebel nicht nachmachen. Sie waren von Seeoffizieren befehligt, die unfehlbar vor ein Kriegsgericht gestellt würden, wenn sie eine kostbare Flotteneinheit und das Leben ihrer Bemannung leichtfertig gefährdeten. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich von Eisberg zu Eisberg fortzutasten.

»Harvey Hale hat's vollbracht! Es gibt keinen zweiten Mann auf der Welt, der diese Kreuzer ausmanövriert hätte wie ich«, prahlte der Häuptling. Dann lachte er laut auf und öffnete die Tür zu einer angrenzenden Kajüte. »Eure letzten Stunden dürft ihr beisammen bleiben!« verkündete er großzügig und zeigte auf das Bett, auf dem Clive Lowbridge mit gefesselten Armen und Beinen lag. »Ein hübscher Bursche, das muß man ihm lassen! Ihr könnt ihm Gesellschaft leisten, aber wehe euch, wenn jemand versuchen sollte, ihn zu befreien. Dem schlage ich sofort die Hirnschale ein. Nur mit Ihnen, meine schöne junge Dame, würde ich vielleicht weniger hart verfahren ...«

Harvey Hale ging hinaus und überließ die Gefangenen sich selbst.

Betty trat zum Gefesselten und fragte besorgt:

»Wie geht es Ihnen, Clive?«

»Meine Lage ist zwar sehr unbequem«, antwortete der Lord, »aber sonst hat man mich nicht schlecht behandelt.

Anfangs war Hale überhaupt ganz freundlich, erst als ich ihm wegen des Mordes an Laffin Vorwürfe machte ... Mir scheint, er hat die Verfolger wirklich abgeschüttelt, nicht wahr?«

»Für den Augenblick schon«, erwiderte Holbrook und untersuchte die Fesseln Clives. »Ich glaube, ich könnte sie lösen«, meinte er.

Lowbridge zögerte.

»Ich möchte nicht, daß Sie sich meiner wegen dem Zorn des alten Wüterichs aussetzen. Andererseits – es wäre natürlich sehr angenehm, die Hände freizubekommen!«

Bill hatte, obgleich seine Hände in Handschellen steckten, die Fesseln bald so weit gelöst, daß sie zwar ganz unverändert aussahen, jedoch mit einem einzigen Ruck abzustreifen waren. Er überließ es dann Mr. Stone, den Gefangenen weiter zu unterhalten, und setzte sich in die Ecke zu Betty.

»Wie fühlen Sie sich?« flüsterte er ihr zu. »War es sehr schlimm?«

»Nein, ich habe eigentlich keine große Angst«, erwiderte sie.

Sein Blick fiel auf die kleine Tasche an ihrem Arm.

»Hat man Ihnen die Pistole nicht abgenommen?«

»Nein. Wollen Sie sie haben? Ich werde ja doch nicht den Mut finden, sie zu gebrauchen.«

Sie öffnete die Tasche und steckte ihm die Waffe zu, die er vorsichtig in seinen Gürtel schob. Auch wenn seine Hände gefesselt waren, konnte er sie doch genügend bewegen, um sich der kleinen Pistole zu bedienen – wenn es zum Äußersten kam.

Durch die Seitenlichter konnte Bill vereinzelte Nebelschwaden vorüberziehen sehen. Er trat nahe an eine



der Scheiben heran – in diesem Moment tauchten weit hinten die drei Kriegsschiffe aus dem Nebel auf. Er eilte zum Ausgang des Kartenhauses und hielt sich gerade nahe genug, um den Häuptling, der die Kreuzer ebenfalls entdeckt hatte, in voller Aktion zu erleben.

»Jetzt gibt's ein Rennen!« brummte Hale.

Seine Hand bewegte den Hebel des Maschinentelegrafen ruckartig vor – und rückwärts, um ihn dann auf ›ganze Kraft vorwärts‹ zu stellen. Das bedeutete für den Maschinenvorstand, aus Kesseln und Turbinen die Höchstleistung herauszuholen.

»Achtung am Steuer!« schrie er den Steuermann an. »Genau Kurs halten! Wenn wir ihnen das Heck zeigen, können sie uns nicht so leicht manövrierunfähig machen. Da vorne winkt uns Rettung!«

Tatsächlich lag Steuerbord wieder eine Nebelbank. In diese hoffte er verschwinden zu können, um dann mit gestoppten Maschinen liegenzubleiben und die Verfolger vorüberzulassen.

Aber als sie die Bank erreichten, sahen sie, daß der Nebel ganz dünn war und nur flach über dem Wasser lag. Man konnte immerzu die Rauchfahnen der drei Kreuzer sehen und wurde also auch von ihnen im Auge behalten. Ein Täuschungsmanöver war in diesem Fall nicht möglich. Es blieb Hale nichts anderes als die Hoffnung, daß sich der Dampfer als schneller erweisen würde als die Kreuzer.

»Kurs?« fragte er den Steuermann.

»Hundertdreiundachtzig, Sir.«

Der Häuptling nickte. Wenn es in diesen Breiten wenigstens eine dunkle Nacht gegeben hätte! In ihr könnte man mit verdeckten Lichtern entkommen! So aber sah die Sache recht ungünstig aus. Um ein paar Stunden der Dunkelheit anzutreffen, hätte er noch einen ganzen Tag

nach Süden sausen müssen – doch dazu reichte das Öl nicht mehr. Daß auch dieser Narr Laffin nicht daran gedacht hatte, die ganze Unternehmung in die antarktischen Gewässer zu verlegen, wo sie jetzt die ewige Nacht gehabt hätten! Es wäre ganz leicht gewesen. Der Südatlantische Ozean war viel weniger befahren, und der Ölvorrat hätte ausgereicht, die ›Escorial‹ bis ins Südliche Eismeer zu bringen. In der Polarnacht hätten sie lange suchen können, bis sie Harvey Hale erwischt hätten!

Er sah sich um. Die Kreuzer fuhren fächerförmig auseinander. Diesmal war die ›Kent‹ auf Steuerbord und der Amerikaner auf Backbord. Die Entfernung schien sich unmerklich verringert zu haben.

»Klar zum Versenken!« hörte Holbrook den Häuptling befehlen.

Vom Großstopp der ›Kent‹ wehte ein kleiner ›Union Jack‹ – die Kriegsflagge, die ein britisches Schiff nur heißt, wenn es in den Kampf zieht.

Bum! – hallte es über das Wasser. Man konnte den Aufschlag des Geschosses nicht sehen, aber es mußte unter Bord eingeschlagen haben, denn im ganzen Schiff spürte man die Erschütterung.

Bum!

Der zweite Schuß kam vom Amerikaner, der schon näher war. Der Rumpf des Dampfers erzitterte.

Der Mann am Steuer drehte das Rad, aber der Dampfer gehorchte dem Steuer nicht mehr.

»Das Ruder muß weggeschossen sein«, meldete der Steuermann.

Die ›Escorial‹ taumelte eine Weile abwechselnd nach Steuerbord und Backbord und begann sich dann in einem großen Bogen nach Backbord zu drehen. Hales Kinn sank

herab. Er wußte – der Dampfer war steuerlos.

Er riß die Tür zum Kartenhaus auf und stürzte hinein.

»In drei Minuten werdet ihr in der Hölle sein!« schrie er die Gefangenen an. »Hinaus mit euch! Das heißt, Sie bleiben da, meine Schöne, und Sie auch, Mylord! Es bleibt mir noch eine Menge Zeit. Das Schiff fährt fortwährend im Kreis herum. Sie haben uns wohl das Ruder weggeschossen, aber sie irren sich sehr, wenn sie glauben, daß ich das Schiff zum Stoppen bringen werde. Solange wir uns im Kreis bewegen, kann niemand an uns heran!«

»Ich bleibe auch hier«, erklärte Bill ruhig.

Da verfiel der Mann in Raserei. Mit einem Aufschrei stürzte er sich auf Holbrook, der gar nicht zum Schießen kam – vielmehr wurde ihm, durch die Wucht des Anpralls, der ihn zu Boden streckte, die Waffe aus der Hand geschleudert. Hale kniete sich auf seine Brust, und seine mächtigen Tatzen umklammerten den Hals des Überwältigten.

Vergeblich wehrte sich Bill. Er wäre erdrosselt worden, wenn ihm nicht Betty zu Hilfe gekommen wäre.

»Clive, Clive!« schrie sie.

Lowbridge erhob sich und riß sich seine Fesseln ab. Er bückte sich, um Bills Pistole aufzuheben. Hale sah es und sprang auf. Mit einem Schrei wollte er aus der Kajüte laufen. Dreimal feuerte Lowbridge. Harvey Hale brach unter der Tür zusammen.

Bill hatte minutenlang benommen am Boden gelegen. Betty und Lambert Stone bemühten sich um ihn und versuchten ihn aufzurichten. Als er wieder zu sich kam, galt sein erster Gedanke dem Schiff. Es bewegte sich noch immer im Kreise. Wenigstens hörte er deutlich das Surren der Turbinen.

Während Bill sich noch den schmerzenden Hals rieb, erschien eine Gestalt in der Kajütentür und begann umständlich über die voluminöse Leiche des Piratenkapitäns zu steigen.

»Hallo, Bullott!« rief Bill. »Wo kommen Sie denn her wie der Deus ex machina im letzten Akt?«

»Geradewegs aus der Feuerlöschzentrale, mein Junge«, sagte der Inspektor. »Warten Sie, ich glaube, ich kann Sie von Ihren Handschellen befreien. Sie sind britische Arbeit, und einer meiner Schlüssel wird wohl dazu passen.«

Das war auch der Fall. In einer Minute war Bill frei und massierte sich die gequälten Gelenke.

»Wir fahren wohl noch immer?«

»Ja«, antwortete Bullott, »aber nicht mehr lange. Die Kreuzer haben in unserer Nähe gestoppt und warten ab. Wissen Sie, wer im Augenblick der wichtigste Mann an Bord ist?«

»Keine Ahnung. Aber ich frage mich überhaupt, wie es nun weitergeht. Warum sagten Sie vorhin, daß Sie aus der Feuerlöschzentrale kämen?«

»Dort sitzt der Mann, auf den es im Moment ankommt. Es ist unser lieber Freund – ein gewisser Toby Marsh!«

Bill fuhr auf.

»Toby Marsh?« wiederholte er.

»Jawohl. Und für ein paar Minuten ist er tatsächlich Herr des Schiffes.«

»Wieso denn?«

»Da gibt es eine Menge zu erklären, das will ich erst ein wenig später besorgen.« Der Inspektor sah Bill an. »Ich frage mich, ob ich Sie schon an Deck mitnehmen soll?« Er zog einen schweren Revolver aus seiner Hüfttasche und reichte ihn Holbrook. »Stecken Sie ihn zu sich und knallen

Sie jeden nieder, der kein besonders freundliches Gesicht macht. So, und nun kommen Sie doch alle mit hinaus ...«

Er machte eine einladende Geste zu den anderen hin.

Die kalte Polarluft hatte auf alle eine belebende Wirkung. Sie waren allein auf dem Promenadendeck. Die Fahrgäste wagten sich nicht mehr aus ihren Kabinen hervor.

Das Schiff fuhr noch immer unablässig im Kreise. Doch dann begannen auf einmal die Turbinen sich langsamer zu drehen – immer langsamer wurde ihre Bewegung ... Dann blieben sie stehen.

»Wir haben gestoppt!« rief Bill überschwenglich.

Bullott schaute aufs Kielwasser hinaus und benahm sich wie ein Verrückter. Er kicherte und klatschte sich aufs Knie.

»Kommen Sie auf die andere Bordseite«, sagte er und lief voraus.

Von dort aus konnte man die Kriegsschiffe sehen, die Fahrt aufgenommen hatten und herangebraust kamen. Die ›Escorial‹ war noch immer in Bewegung, und bei ihrer Geschwindigkeit war anzunehmen, daß sie nicht vor einer Viertelstunde zur Ruhe kommen würde. Aber die Kreuzer ließen sich dadurch nicht aufhalten. In wenigen Minuten hatten sie an dem Ozeanriesen angelegt. Gleich darauf war das Deck der ›Escorial‹ von britischen und amerikanischen Blaujacken überflutet. Als erster sprang ein junger, sonnenverbrannter Seeoffizier mit gespanntem Revolver an Deck.

»Wo ist der Kapitän dieses niedlichen Kahnes?« fragte er.

»Vorne, Sir. Ich bin Inspektor Bullott von Scotland Yard.«

»Schön! Ich danke Ihnen für Ihr Lichtblinksignal.«

Bullott packte Bill beim Arm und lief mit ihm hinter dem Offizier her.

»Wie kommt es, daß die Turbinen plötzlich stehen-geblieben sind?« fragte Holbrook neugierig.

»Das Öl ist ausgegangen. Erinnern Sie sich der Feuerlöschzentrale, von der ich sprach? Von dort aus kann man auch das Seeventil jedes Öltanks öffnen und das ganze Naphtha in die See ausströmen lassen.« Bullott wandte sich, als sie die Brücke erreichten, dem Offizier zu. »Das sind die Leute, die Sie suchen, Sir!«

Die zusammengewürfelte Bande, die das Schiff beherrscht hatte, wagte nicht den leisesten Widerstand, nachdem sie ihres Führers beraubt war.

## 42

»In des Königs Namen verhafte ich diesen Mann wegen Mordes«, sagte Inspektor Bullott, auf Clive Lowbridge zeigend. Dann sprach er die vom Gesetz verlangte Formel: »Ihr Name ist Clive George Lowbridge, Sie sind der neunte Baron dieses Namens. Ich verhafte Sie unter dem Verdacht des vorsätzlichen Giftmordes an Ihrem Vetter Cyril Francis Lowbridge.«

»Ich denke, Sie werden große Schwierigkeiten haben, diese Anschuldigung zu beweisen«, antwortete Lowbridge mit bleichem Gesicht.

»Nicht so große, wie Sie meinen. – Wachtmeister Fanaby, treten Sie näher!«

Ein Mann trat hinzu, bei dessen Anblick sich die Züge des Lords vor Wut verzerrten. Der Wachtmeister war

niemand anders als der Kammerdiener Benson!

»Sie waren der Polizei seit dem Tode Ihres Veters verdächtig«, fuhr Bullott fort, »und haben unter ständiger Beobachtung gestanden, seit Sie diesen Beamten in Ihren Dienst genommen haben. Er hat alles Beweismaterial zusammengetragen, das wir zu Ihrer Überführung brauchen. Es werden Ihnen auch noch andere Verbrechen zur Last gelegt, von denen ich der Einfachheit halber gar nicht gesprochen habe.«

Lowbridge wurde in Eisen gelegt und sofort an Bord des britischen Kreuzers gebracht.

»Es wird noch zwölf Stunden dauern, bis wir Öl von der ›Thomas Inland‹ an Bord nehmen können, um damit New York zu erreichen«, sagte Bullott. »Und wenn dann unsere Maschinen wieder arbeiten, wird der Mann, der das Schiff zum Stehen gebracht hat, nicht mehr unter den Heizern zu finden sein.«

»Toby Marsh?« fragte Bill.

»Ganz richtig. Er war natürlich der Mann, der die Seeventile der Öltanks zu finden und zu betätigen wußte, so daß der ganze Naphthavorrat innerhalb zehn Minuten ausrann.«

Am Abend fand sich die kleine Gesellschaft in Stones Salon zusammen, wo es noch immer eiskalt war, weil man nur gerade soviel Öl an Bord hatte, um einen Dynamo laufen zu lassen und das Schiff notdürftig zu beleuchten, nicht aber zu beheizen.

»Das ganze Verdienst um die Aufdeckung dieser langen Reihe von Verbrechen wird natürlich mir zugeschrieben werden, eigentlich aber gebührte es Toby Marsh«, begann Inspektor Bullott seinen Bericht. »Toby hatte sich seinerzeit tatsächlich mit Dr. Laffin wegen eines fingierten Einbruchs zerstritten, den dieser selbst bestellt hatte, und

der damit endete, daß Marsh die Zwangsarbeit kennenlernte. Der etwas romantisch veranlagte Toby schwor Rache und verwandte viel Zeit darauf, Laffins wahren Charakter zu ergründen. Daß der Doktor ein Gauner war, wußte er, aber das allein genügte ihm nicht, er wollte genau erfahren, was Laffin alles auf dem Gewissen hatte. – Nicht ganz so einfach war das Verhältnis des Doktors zu Clive Lowbridge. Clive war der einzige Mensch, zu dem er so etwas wie Zuneigung empfand. Er hatte den Knaben erzogen und ihm eine übertriebene Wertschätzung des Geldes eingeimpft. Doch Clive hatte keinerlei Aussicht, in den Besitz des Majorats zu gelangen, deshalb schlug der Doktor vor, die beiden Männer zu beseitigen, die ihm im Wege standen. Sie hielten nämlich den alten Lord Lowbridge für einen reichen Mann, denn er hatte immerhin zweihundertfünfzigtausend Pfund geerbt. Laffin wußte zwar, daß er ein arger Spieler war, aber daß nach dem Tod des Lords nur noch die bis zur äußersten Grenze belasteten Güter übrigbleiben würden, hatte er trotzdem nicht erwartet. – Da eröffnete sich dem Doktor eine neue Aussicht, zu Geld zu gelangen. Als er eines Nachts über das Dartmoor fuhr, wurde er von zwei Priors der Stolzen Söhne von Ragusa aufgehalten, die ihn zu ihrem erkrankten Großprior riefen. Von dieser Gesellschaft hatte Laffin bis dahin nichts gehört, obgleich er selbst zum Okkultismus neigte. Aber er erkannte sofort die gewinnbringenden Möglichkeiten, die sich ihm hier geradezu anboten. Er fand den Großprior an Angina pectoris leidend und verstand es, sich in das Vertrauen des alten, etwas verschrobenen Mannes zu schleichen. Leiff Stone verriet ihm unter anderem, daß er oft von einem Traumgesicht heimgesucht werde, in dem er eine junge, grüngekleidete Dame in einem Schaufenster vor einem Schreibtisch sitzen sehe, auf dem eine grüne Jadevase mit



einer einzigen roten Rose stehe, und die junge, rothaarige Dame übermittle ihm eine geheime Botschaft aus der Geisterwelt ... Wir wissen, wie Laffin sich das Wissen um diesen Traum zunutze machte, um die Organisation des Ordens zu ergründen. Übrigens erhielt er vom Großprior die Schnalle der Isis als Honorar für die ärztliche Betreuung. Vor allem gelang es ihm aber, durch den Großprior zum Obmann des Dreiundzwanzigsten Grades gemacht zu werden. – Irgendwann scheint der Plan in ihm gereift zu sein, sich eines Schiffes mit wertvoller Ladung zu bemächtigen. Jedenfalls machte er sich sofort daran, den Dreiundzwanzigsten Grad aus dem Abschaum der Hafenstädte zu ergänzen und allmählich alle anständigen Leute daraus zu vertreiben. – Lowbridge wußte genau um alle seine Pläne. Miss Carew – oder vielmehr Miss Stone – wurde mit Einwilligung des Lords dazu ausersehen, die Rolle des ›göttlichen Sendboten‹ zu spielen, wobei es Laffin darum ging, sich in den Besitz des ›Gesetzbuches‹ zu setzen, in dem alle Geheimnisse des Ordens verzeichnet sind: Riten, Zeremonien, Erkennungszeichen, Losungsworte und – woran ihm am meisten gelegen war – die Vorschriften für die Auslosung der halbjährlichen Gewinne. Wir wissen, daß ihm dies gelang. In der gleichen Nacht, in der er sich des Buches bemächtigt hatte, wurde Leiff Stone ermordet. Wie das geschah, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist in allen Fällen Akonitin verwendet worden. – Es gab einen Mann, dem der Großprior sein vollstes Vertrauen schenkte: Bruder John Flanagan. Ihn schmerzte es, seinen alten Freund von einem Irrglauben beseelt zu sehen, und er war empört, als er merkte, daß dieser Wahn von anderer Seite noch bestärkt wurde. Vielleicht witterte er auch schon eine Gefahr. Als er erfuhr, daß Leiff der ›Stimme des Alls‹ in London begegnet sei, machte er sich sofort auf den Weg,

um die Sache zu ergründen. Lowbridge verfolgte ihn und schoß ihn auf offener Straße nieder, weil er annahm, Miss Stone habe ihm weit mehr erzählt, als es tatsächlich der Fall war. Nach dem Tod des Großpriors nahm Lowbridge dessen Stelle ein.«

»Also war es nicht Laffin?« unterbrach Holbrook den Inspektor verblüfft.

»Nein. Der neue Großprior war Lowbridge. Diesen Teil der Geschichte kennen Sie alle. Nach dem erfolglosen Versuch, Pawter zur Fälschung der Ziehung zu zwingen, hätten wir Clive Lowbridge bei der Razzia in der Priorei um ein Haar festnehmen können. Aber er entkam im letzten Augenblick mit seinem Spießgesellen Laffin, der ihn in Exeter absetzte. – Toby Marsh war Laffin nach Bath gefolgt. Dort nahm Laffin ein Auto nach Devonshire und konnte Toby entschlüpfen, der jedoch am nächsten Morgen in aller Frühe einen Beobachtungsposten an der Straße von Bristol nach Bath bezog und den Wagen des Doktors mit gewohnter Unverfrorenheit anhielt. Laffin war wütend darüber und hätte den Aufdringlichen am liebsten durch den Hünen Harvey Hale, der den Wagen lenkte, erledigen lassen, aber Toby war schwer bewaffnet und überredete schließlich Laffin, ihn nach Bath mitzunehmen, da er ihm etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Toby hatte nämlich Lowbridge schon lange in Verdacht, und daß dieser nicht im Wagen saß, bedeutete eine große Enttäuschung für ihn. Schließlich aber entlockte er dem Doktor doch das Geständnis, daß er Lowbridge kurz zuvor abgesetzt habe, denn der verschrobene Laffin war eben in gewisser Hinsicht auch recht naiv. – Toby Marsh kannte schon eine Menge von Laffins Plänen, denn er hatte im Kamin des Arbeitszimmers in der Camden Street einen Horchapparat installiert. Auf diese Weise gelangte er allmählich zur

Kenntnis fast aller Einzelheiten, die mit der beabsichtigten Kaperung der ›Escorial‹ zusammenhingen. Aber so ganz sicher war er seiner Sache doch noch nicht, deshalb verschaffte er sich einen Posten als Heizer an Bord des gefährdeten Dampfers. Einige Tage vor dem Auslaufen vertraute er mir soviel an, wie ihm angemessen erschien. – Tatsache ist, daß das eigentliche Haupt der Bande und der Spiritus rector der ganzen Unternehmung niemand anders war als Clive Lowbridge. Er hatte Dr. Laffin in dem Augenblick das Todesurteil gesprochen, als er von dessen Heirat mit Betty Carew erfuhr. Daß diese Eheschließung für Laffin nur eine Vorsichtsmaßregel gewesen war, stimmte ihn nicht milder. – Auch Scotland Yard hatte schon lange Verdacht gegen Lowbridge. Einem sehr fähigen Detektiv gelang es, sich als Bedienter bei ihm einzuschmuggeln. Benson ist, wie Sie jetzt alle wissen, Kriminalbeamter, und ich glaube, daß er mit einer raschen Beförderung rechnen darf. Ihm verdanken wir es, daß Miss Stone damals nach ihrer Entlassung aus dem Spital nicht gleich von neuem verschwunden ist. Laffin hatte sich ja bereits des Buches bemächtigt, und Betty Stone, die ihre Schuldigkeit getan hatte, war unbequem und sogar gefährlich für die Hauptakteure geworden. Da lud Lowbridge sie zum Tee ein. Dabei wurde ihm klar, daß sie sich, wenn auch verworren, doch ihrer Fahrt nach Devonshire, der Kapelle und der Szene mit dem Buch entsann. Er beschloß daher, sie raschestens verschwinden zu lassen. In einem unbewachten Augenblick schüttete er ein Betäubungsmittel in ihre Tasse. Benson hatte es jedoch bemerkt und hinter dem Rücken Clives die Tassen vertauscht, so daß dieser und nicht Miss Stone bewußtlos wurde. Den Diener hatte Lowbridge weggeschickt, um Zeitungen zu holen, weil er hoffte, unterdessen die Betäubte ungestört in sein Zimmer schaffen zu können.

Dann hätte er – so vermute ich wenigstens – Benson für den ganzen Abend beurlaubt und den Abtransport des Mädchens ins Werk gesetzt. Aber eben diesen Plan hat Wachtmeister Fanaby vereitelt. – Lowbridge war sehr erschüttert, als er erfuhr, daß gegen Laffin ein Haftbefehl wegen Giftmordverdachts ausgefertigt worden sei. Da wurde ihm klar, daß das Spiel zu Ende ging, wenn es ihm nicht gelang, dem Doktor für ewige Zeiten den Mund zu stopfen. Und zuvor hatte schon der versuchte Verrat Tinker Lanes einige Beunruhigung ausgelöst. Mr. Stones Einladung bot Lowbridge Gelegenheit, die Reise mit der ›Escorial‹ mitzumachen. Ich brauche aber wohl nicht erst zu betonen, daß er auch ohne diese Einladung an Bord des Schiffes gewesen wäre. Ganz sicher war er freilich nicht, ob die große Geldsumme für Amerika wirklich mit diesem Schiff abgehen würde. Deshalb wurde La Florette aufgetragen, jenen hohen Beamten des Finanzministeriums auszuhorchen. Wäre ein anderes Schiff für den Geldtransport in Aussicht genommen worden, so hätten Lowbridge oder Laffin zweifellos Mittel und Wege gefunden, auch Mr. Stone und seine Nichte zu einem Aufschub der Reise zu bewegen. – Nun bleibt mir nicht mehr viel zu erzählen. Ich ging mit all meinem Wissen, meinen Vermutungen und Befürchtungen zu meinem höchsten Vorgesetzten von Scotland Yard und erhielt von ihm die Erlaubnis, die Fahrt mit der ›Escorial‹ mitzumachen, obgleich er, wie ich glaube, in mir einen wohl sehr eifrigen, aber auch sehr leichtgläubigen und unerfahrenen Kriminalbeamten sah, der sich einen Bären hatte aufbinden lassen. – Toby Marsh war schon an Bord, als ich mich einschiffte. Ich sah ihn gleich am ersten Tag und leistete ihm volle achtundvierzig Stunden buchstäblich im Schweiß meines Angesichts Gesellschaft. Als dann der Dreiundzwanzigste Grad sich zu rühren begann,

erwies er sich als eine wichtige Stütze, und zwar nicht nur für mich. Toby hat zum Beispiel mit Hilfe einer Signallaterne ständig die Verbindung mit den Kriegsschiffen aufrechterhalten, auch nachdem die Funkstation ausgefallen war.«

»Warum eigentlich hat Lowbridge Hale umgebracht?« fragte Bill.

»Einmal wollte er natürlich einen Belastungszeugen loswerden. Aber es gibt noch einen anderen Grund. Die Gefangennahme des Lords war ursprünglich nur eine abgekartete Sache gewesen. Damit sollte seine Zugehörigkeit zur Bande verborgen und ihm Gelegenheit gegeben werden, dennoch von der Brücke aus das ganze Unternehmen zu leiten. Aber nach der Ermordung Laffins verfiel Hale, der Angst vor Lowbridge hatte, auf den Gedanken, ihn wirklich als Gefangenen zu behandeln und alle Macht an sich zu reißen. Für Lowbridge aber hat sich ja offenbar – und zwar ganz von selbst – eine einzigartige Gelegenheit ergeben, den Piratenhüptling in Ihrer aller Gegenwart niederzuknallen. Dafür würde er, unter anderen Umständen, jetzt von uns als Retter in der Not gefeiert werden! Denn wenn Benson alias Fanaby – und selbstverständlich auch Toby Marsh – nicht das Beweismaterial gegen Lowbridge zusammengetragen hätten, dann würde er ohne Zweifel die ›Escorial‹ unbehelligt verlassen und zusammen mit Mr. Stone die Reise fortsetzen können.«

Acht Tage später lief die weitgereiste ›Escorial‹, von zahlreichen kleinen Flotteneinheiten geleitet, in den Hafen von New York ein. Betty stand an Deck. Sie war überwältigt von dem großartigen Anblick der Riesenstadt.

Bullott war, begleitet von Toby Marsh, dem Hauptzeugen, mit der ›Kent‹ nach England zurückgekehrt. Bill hatte mehrere heilige Eide schwören müssen, daß er mit dem nächsten Postdampfer nachkommen werde.

»Das also ist Amerika, Billy?« staunte Betty.

»Das ist New York –«, antwortete Bill, »was nicht dasselbe ist. Es ist wohl ein Stück von Amerika, aber noch lange nicht Amerika!«

Er hatte seinen Arm unter den ihren geschoben. Stone sah die beiden über seine Brillengläser hinweg einen Augenblick lächelnd an, um sich dann gleich wieder in eine der neuesten Zeitungen zu vertiefen, die das Lotsenboot mit herausgebracht hatte.

»Du mußt mir die Stadt zeigen, Billy, bevor wir auf den Landsitz Onkel Lamberts fahren, und mich über alle amerikanischen Besonderheiten aufklären.«

»Im Augenblick«, erwiderte Bill, »scheint mir das Wichtigste, daß ein amerikanischer Staatsbürger sich überaus rasch verheiraten kann. Und wenn du mir Gelegenheit geben willst, dir das zu beweisen, so werde ich der Allerstolzeste aller Stolgen Söhne von Ragusa sein, die je auf große Kaperfahrt geschickt wurden.«